F. W. Hackländer's Werke.

XX. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Zwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Europäisches Sklavenleben.

Fünfter Band.

Zweiundsiebenzigstes Kapitel.

Mademoiselle Therese.

Sobald es im Hause des Commerzienraths Erichsen auf der großen Schwarzwälder Uhr Zwei schlug, erschien der alte Bediente mit dem Kaffee, und war der Mann darin so pünktlich, daß ihn Arthur einmal antraf, Kaffeebrett und Tasse in der Hand, mit den Augen geduldig dem Lauf des Zeigers folgend, der noch circa eine halbe Minute bis zu der angegebenen Stunde zu laufen hatte. — Es hatte also heute zwei Uhr geschlagen, zu gleicher Zeit war auch Bedienter und Kaffee erschienen, doch war es bereits halb Drei und Niemand von der Familie, selbst nicht einmal der Commerzienrath, der sonst diesem Augenblicke sehnsüchtig entgegen sah, hatte daran gedacht, das Aufgestellte zu berühren.

Die Commerzienräthin saß in ihrer Sophaecke wie gewöhnlich, aber noch aufrechter und unbeweglicher als sonst. Mit den grauen und harten Zügen ihres Gesichts, aus denen die lange, spitze Nase drohender als je hervortrat, mit ihrem einfachen Kleide von einer Farbe, die ebenfalls in's Gräuliche spielte, hatte sie sehr viel Aehnlichkeit mit einer Versteinerung. Ja sogar ihre Augen hafteten fest auf einem Fleck in der andern Ecke des Zimmers, und ihre knöcherne

Hand, die auf dem Tische lag, obgleich offenbar bereit zum Trommeln, hielt sich doch noch ruhig und hatte nur die Finger weit ausgespreizt. Marianne saß neben ihr in der anderen Ecke; die Arme über die Lehne gelegt und die Hände gefaltet, den Kopf tief gesenkt, schien sie in ernste Betrachtungen versunken und sich gar nicht um die Anwesenden zu bekümmern.

In einem Fauteuil am Fenster lag der Commerzienrath, aber sein Aeußeres zeigte nicht wie sonst um diese Stunde Ruhe und Behaglichkeit. Sein Gesicht war etwas aufgedunsen und mehr als gewöhnlich geröthet, seine Unterlippe hing schlaff herab, und zu gleicher Zeit hatte er die Augenbrauen hoch empor gezogen, was seinem gutmüthigen Gesichte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck gab. Hinter ihm stand der Doktor, die Arme fest verschlungen und blickte so finster, als es sein offenes und freundliches Gesich nur erlaubte, auf seinen Schwager Alfons, der, beide Hände an den Rücken gelegt, in dem weiten Zimmer auf und ab spazierte, und sich dabei offenbar in weit behaglicherer Gemüthsstimmung befand als alle Uebrigen. Er sprach, während er so einher schritt, wobei er die Augen auf den Boden heftete, und sie nur erhob, so oft er sich umwandte, um alsdann Eines der Anwesenden eine Sekunde lang anzuschauen.

„Eine Scheidung," sagte er, „hat immer etwas Unangenehmes für die Familie, worin dergleichen vorkommt. Und ich würde schon aus dem Grunde Alles anwenden, um die Geschichte zu verhindern. — Ich weiß wohl," wandte er sich an Eduard, „daß bei Madame bis jetzt alle Mühe vergeblich war; aber man muß ihr begreiflich machen und deutlich sagen, daß bei einer Scheidung vor den Augen der Welt immer einiger Mackel auf beiden Theilen haften bleibt."

„Deine Reden wären recht schön," erwiderte der Doktor, „wenn du es nur einmal lassen könntest, sie mit den ewigen Gehässigkeiten zu untermischen; daß die Scheidung für mich und meine armen

Kinder allerdings ein Unglück ist, weiß ich wohl, aber was dadurch für ein Makel auf meinen Namen fallen soll, begreife ich nicht."

„Aber ich begreife es," sprach streng die Commerzienräthin, und ihre Finger zuckten leise; „von dem Mann wird man sagen: er war ein unordentlicher Mann, vielleicht ein unsolider Mann, und über die ganze Familie zuckt man die Achseln und spricht: es ist doch nichts Rechtes dahinter."

„O Mama," entgegnete der Doktor, „Sie sehen zu finster; in der Welt kommt so Manches vor, wovon man heute vielleicht spricht und morgen nicht mehr daran denkt."

Die Räthin hustete leise, dann versetzte sie: „das ist darnach, wem so etwas passirt. Bei einer Familie, die Schimpf und Schande gewohnt ist, da thut freilich ein Bischen mehr auch nicht viel. Aber bei einer Familie wie die unsrige," — dabei erhob sie ihre Stimme und ihre Hand bewegte sich, — „einer Familie, die in ihrem Thun und Lassen klar wie der Tag dastand, die noch nie Gelegenheit gab, gehässig über sich sprechen zu machen, da schimpfirt so etwas, wie wenn man die Augen verliert oder die Nase aus dem Gesicht."

„Nun, eine kleine Schmarre haben wir schon auf die Backen bekommen," sagte hämisch Herr Alfons.

Die Räthin wandte mit einer steifen Bewegung den Kopf nach ihm herum; ihre scharfen, grauen Augen schienen ihn durchbohren zu wollen und die erhobene Nase drückte deutlich aus: sprich weiter!

Das that denn auch der Schwiegersohn und bemerkte: „nun, ich dachte nur an den Scandal bei der Probe lebender Bilder. Das war nur eine kleine Ouverture, der vielleicht noch Manches nachfolgt."

„O ja," meinte der Doktor, „der vielleicht noch Manches nachfolgt."

Marianne erhob ihren Kopf und wechselte einen Blick mit ihrem

Bruder. Darauf seufzte das arme Weib tief auf und versank wieder in ihre Betrachtungen.

„Und du kannst dich wahrhaftig nicht arrangiren, Eduard?" fragte der Commerzienrath mit verdrießlichem Ton und matter Stimme. „Ich versichere dich, das Fragen und Schwätzen über diese leidige Angelegenheit ist nicht zu ertragen. Sogar auf der Börse muß ich davon hören."

„Sogar auf der Börse!" wiederholte würdevoll die Räthin. „Das kann dem Credit des Hauses schaden. „Sie trommelte leicht auf dem Tische, aber nun wenige Takte; dann saß sie wieder so steif und unbeweglich da wie vorhin.

Alfons spazierte einige Male im Zimmer auf und ab, wobei ihn übrigens nichts besonders Unangenehmes zu beschäftigen schien, seine Mundwinkel zuckten und seine Hände rieben sich behaglich an einander. — „Was nun die andere Sache anbelangt," meinte er nach einer Pause, „so befahlen Mama, sie ebenfalls zur Sprache zu bringen."

Die Räthin nickte mit dem Kopfe, und der Doktor schaute so plötzlich und fragend auf Alfons, daß dieser genöthigt war, ihm zu sagen: „es betrifft Arthur's höchst kuriose Geschichte. Er macht ja kein Geheimniß mehr daraus, und wie ich aus deinen Reden zu entnehmen glaubte, ist es ihm sogar nicht unangenehm, wenn man darüber verhandelt."

„Ihn soll der Teufel holen!" seufzte der Commerzienrath mit ziemlich erzwungenem Zorn, wofür ihm aber ein strenger Blick seiner Gemahlin zu Theil wurde. — „Es ist aber auch nicht zu sagen," fuhr der geplagte Banquier fort, „was man nicht Alles erleben muß. Ich hab' das satt und will meinem Herrn Sohn zeigen, wo er her ist. Alle Wetter! das ginge mir ab. Eine — eine — Tänzerin! — Wie heißt die Person doch?"

Die Räthin wandte ihm majestätisch das Gesicht zu und sprach: „Ich hoffe, du bist weit genug gegangen in deinen Reden; du wärest

freilich im Stande, sogar den Namen jener Mademoiselle vor uns zu nennen. Pfui!"

„Daß Einem die Galle überläuft ist kein Wunder," fuhr der alte Herr Erichsen fort; „kommt nicht einmal mehr zu Tisch, der saubere Herr! Also da keine Ruhe, weil man sich ärgern muß, und nachher wieder keine," dabei schielte er mit schmerzlichem Gesichtsausdrucke nach dem unberührten Kaffee. „Ja, es ist eine Schande," setzte er nach einer Pause bei, als Niemand sprach, „für einen jungen Menschen von Talent, der was Rechtes gelernt."

„Da liegt eben der Fehler," entgegnete etwas lebhafter die Commerzienräthin: „hättest du ihn was Rechtes lernen lassen, so hätte er kein Künstler zu werden gebraucht, und wäre vielleicht mit — dergleichen Volk nie in Berührung gekommen."

„Aber was will er denn eigentlich?" fragte Marianne, die sich für ihren Bruder lebhaft interessirte.

„Nun, er will sie hei —" erwiderte der Commerzienrath; doch ließ ihn ein wahrhaft furchtbarer Blick seiner Gemahlin dies Wort nicht beendigen. Sie hustete heftig und bedeutsam und sagte:

„Dergleichen soll vor meinen Ohren nicht genannt werden. So etwas will ich nicht hören; wenn man über diese — Geschichte sprechen will, so soll man sich passender Ausdrücke bedienen."

„Aber, Mama, Sie sind in der That komisch," bemerkte Alfons. „Er denkt sehr stark an eine Heirath, wie ich gehört."

„Ich bin nie komisch, Herr Schwiegersohn," entgegnete die Räthin, „am allerwenigsten in einem Falle wie der vorliegende. Und von einem Zusammenlaufen meines Sohnes mit jener Person kann durchaus keine Rede sein."

„Sie scheinen Arthur nicht zu kennen, denn was er sich einmal vorgesetzt, das thut er," meinte Alfons.

„Was in dem Falle Herr Arthur zu thun gesonnen ist, kann mir gleichgültig sein; von meinem Sohne ist alsdann nicht mehr die Rede." Dies sprach die Räthin und machte dazu eine ent-

schiedene horizontale Bewegung mit der Hand, worauf sie ihre Finger wieder auf den Tisch niederfallen ließ und einen wahren Siegesmarsch trommelte, als wollte sie damit anzeigen, daß die Regeln des Anstandes über jedes andere Gefühl den Sieg davon getragen.

Der Commerzienrath wagte es, leicht mit dem Kopfe zu schütteln, ja sogar einen mißbilligenden Blick seiner Ehehälfte zuzusenden.

Doch bemerkte diese es nicht, denn sie schaute gerade vor sich hin und sagte unter einzelnen bedeutsamen Schlägen auf den Tisch: „die Scheidung, von der wir vorhin sprachen, wird, ich sehe das wohl ein, nicht wohl zu hindern sein. Mein Herr Schwiegersohn hat Recht, wenn er meint, es könne das einen Mackel auf die Familie werfen, und daher kommt mir eben die andere Geschichte, ich möchte fast sagen, erwünscht. Man muß der Welt zeigen, welche — Opfer man bringt, um den Namen des Hauses fleckenlos zu erhalten; man muß ihr zeigen, daß man ungerathene Glieder der Familie wegwirft; man muß der Welt deutlich zu verstehen geben: ich habe so gewollt und gethan. Dann werden die Menschen vielleicht so gerecht sein, und — jene Scheidung betreffend, sagen: eine Frau, die den einen ihrer ungerathenen Söhne verstieß, würde auch den andern nicht geschont haben, wenn sie in seinem Thun und Lassen etwas Unrechtes entdeckt. — Und so wird es auch geschehen; lieber will ich allein und verlassen, aber mit Ehren sterben, als von Kindern umgeben, deren guter Name befleckt ist."

Nach diesen Worten zog sie ihr Taschentuch hervor, hielt es vor den Mund und hustete leise hinein. Auch schaute sie ihre beiden Kinder an, und als sie den traurigen Blick Eduards bemerkte, sowie daß die Augen ihrer Tochter voll Thränen standen, zuckte es ein klein wenig in ihrem harten, finsteren Gesicht, wie ein leuchtender Blitz, der bei Nacht durch eine Ruine fährt.

In diesem Augenblicke hörte man Tritte auf dem Gange, die Thüre öffnete sich und Arthur trat herein. Wenn er in gewöhn-

licher Gemüthsverfassung gewesen wäre, so hätte er wohl gemerkt, daß man so eben von ihm gesprochen, und würde sich unbefangen und freimüthig wie er war, darnach erkundigt haben. So aber schien er das plötzliche und auffallende Verstummen des Gesprächs, sowie die seltsamen Blicke, welche der Vater, seine Geschwister und sein Schwager zusammen wechselten, nicht zu verstehen. Er ging gegen seine sonstige Gewohnheit gebückt und schwankend, seine Züge waren bleich und zerstört, und überhaupt war sein Benehmen vollkommen räthselhaft; er grüßte kaum die Anwesenden, er entschuldigte sich nicht einmal, daß er nicht zu Tische gekommen, er setzte sich ohne Aufforderung neben seine Mutter hin, die mit einem strengen, fragenden Blick etwas von ihm wegrückte; ja, er nahm, was selten vorkam, fast mit Gewalt die eine Hand seiner Mutter und drückte sie an seine Lippen.

Die Räthin schien das Alles für Bitten anzusehen, und es schauerte sie leicht. Sie hob ihren Kopf noch höher, sie war im Begriff, ihre Hand kräftig zurückzuziehen, als der Ausdruck ihres Gesichts mit einem Mal an seiner Härte verlor, ja ihre Züge augenscheinlich milder wurden, worauf sie ihr Haupt ein wenig zu ihrem Sohne neigte und ihn mit einem fast mütterlichen Tone fragte: „was hast du, mein Kind?“

Wir wollen dem geneigten Leser nicht vorenthalten, daß die Räthin auf ihrer kalten Hand, als Arthur dieselbe geküßt, heiße Tropfen fühlte, Thränen aus den Augen ihres Sohnes, von welchem dies so ungewohnt und seltsam war, und etwas so Trauriges, das damit in Verbindung stehen mußte, anzeigte, daß sich sogar das so fest umpanzerte Mutterherz der Commerzienräthin davon ergriffen fühlte.

„Gott sei Dank!“ dachte Herr Erichsen, der besorgt einem Sturme entgegen gesehen, „das Wetter scheint sich aufzuklären; vielleicht kommen wir noch Alle zu einer guten Versöhnung, und ich, wenn gleich zu einem halbkalten Kaffee.“ Bei Veranlassungen

wie die gegenwärtige, bei Erörterungen ernster Art nahm es nämlich die Räthin gewaltig übel, wenn man dazwischen gleichgültige Dinge trieb, wie zum Beispiel Kaffeetrinken oder auch Essen, wenn nämlich eine brennende Tagesfrage zufällig beim Diner verhandelt wurde.

„Nun, was hast du, Arthur?“ wiederholte die Räthin.

„Nichts Besonderes,“ entgegnete der junge Mann, ohne aufzublicken, doch mit so lauter Stimme, daß es alle im Zimmer deutlich vernahmen. „Ich kam nur, Ihnen zu sagen, daß ich fühle, wie sehr Sie Recht hatten, wenn Sie bemüht waren, die Schranke aufrecht zu erhalten, die einen Stand der Gesellschaft vom andern trennt. Ich wollte Ihnen nur zugestehen, Mama, daß Sie vollkommen die Welt kennen, und daß, wie Sie so oft sagten, sich Niemand ungestraft über die Meinungen seiner Mitmenschen wegzusetzen vermag.“

Die Commerzienräthin sah einigermaßen triumphirend rings im Kreise umher. Der Doktor zuckte die Achseln, selbst Alfons war überrascht, und Marianne betrachtete mit einem traurigen Lächeln auf den Lippen ihren jüngeren Bruder. Sie wußte um Arthur's Liebe, sie wußte, welch' schöne Hoffnungen er sich gemacht, und Sie mit ihrem weichen Frauenherzen fühlte wohl, daß ihm etwas Entsetzliches begegnet sein mußte, denn nur etwas der Art war im Stande, seine bisher so freien und widerstrebenden Ideen den schroffen Ansichten der Mutter zu unterwerfen.

Wahrscheinlich wäre es auch hierüber noch zu Erörterungen gekommen, wenn nicht in diesem Augenblicke der alte Diener eingetreten wäre und der Commerzienräthin eine Dame gemeldet hätte, welche sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Es war dies nicht die Zeit, in welcher Besuche zu der Commerzienräthin kamen, weßhalb sie auch ziemlich befremdet fragte: „wer ist die Dame? Hat sie meinen Namen deutlich genannt? — Will sie mich allein sprechen?“

Den Namen der Frau Räthin hat sie deutlich ausgesprochen," entgegnete der Diener; „doch glaubte ich nicht, daß sie darauf bestehen wird, Sie allein zu sprechen."

„So soll sie ihren Namen nennen," meinte die Räthin nach einigem Besinnen.

„Sie wünschte das nicht zu thun."

„So bin ich begreiflicher Weise für sie nicht zu Hause," sprach die Räthin mit großer Würde. „Sagen Sie ihr das."

„Den Fall hat die Dame vorgesehen," erwiderte achselzuckend der Diener, „denn sie sagte mir, sie wünsche überhaupt nur Jemand von der Familie zu sprechen, sei es nun die Frau Räthin oder der Herr Rath, oder auch Madame Marianne."

„Räthselhaft!" meinte der Commerzienrath; „ich denke, man läßt sie herein kommen, das wird nicht gegen den Anstand verstoßen."

„Ich glaube, man ist's der Dame jetzt schuldig," bemerkte Alfons lachend, „denn Friedrich blieb so lange aus, daß die draußen wohl merken kann, es sei Jemand zu Hause, und man berathschlage, ob sie anzunehmen sei oder nicht."

„Das wäre für mich kein Grund, Herr Schwiegersohn," antwortete hochmüthig die Räthin. „Aber meinetwegen kann sie sich sehen lassen." — Sie nickte dem Bedienten zu, der augenblicklich hinaus ging, und gleich darauf die Thüre von außen langsam öffnete.

Jedes Auge richtete sich dorthin, und für fast Alle — für fast Alle, sagen wir, nur nicht für Arthur — war es eine völlig fremde Person, die auf sehr anständige, ja elegante Weise herein trat, den beiden Damen eine zierliche Verbeugung machte, gegen die Herren den Kopf neigte und dann leicht und gewandt gegen das Sopha vorschritt, auf welchem die Räthin saß. — „Was kann das bedeuten? — Mademoiselle Therese!" dachte Arthur fast erschrocken.

Der Commerzienrath, der sich damit schmeichelte, eine wirklich vornehme Frau stets an ihrer Tournure zu erkennen, und der nicht

daran zweifelte, eine Dame aus höhern Ständen vor sich zu haben, erhob sich, indem er den Gruß derselben tief erwiderte, und rollte einen kleinen Fauteuil in die Nähe des Sophas, auf welchem sich Mademoiselle Therese — denn sie war es in der That — höchst unbefangen niederließ.

Obgleich die Räthin im Aeußern und im Benehmen der Fremden durchaus nichts Verdächtiges witterte, war sie doch behutsamer als ihr Gemahl; sie erwiderte den Gruß derselben förmlich und kalt, hustete leicht und saß dann wieder so steif und aufrecht da, als habe sie eine beträchtliche Anzahl Bleistifte verschluckt. Marianne hatte mit einem Blicke die Toilette der Fremden gemustert, fand aber weder an dem weißen Atlashute, von welchem eine einzige Feder herabhing, noch an der Art, wie sie ihren Shawl trug, noch an der Farbe der Handschuhe und der Façon der kleinen eleganten Stiefel das Geringste auszusetzen.

Mademoiselle Therese schien eine Frage zu erwarten und recognoscirte unterdessen mit einem schnellen Blick das Terrain. — „Ah!“ dachte sie, „das ist der alte Herr Erichsen, das sein Sohn, der Arzt, dies die arme kleine Frau, und der Herr dort mit der Brille mein Freund.“ Ein kaum bemerkbares schalkhaftes Lächeln spielte um ihren Mund, verlor sich aber sogleich wieder, als sie Arthur erkannte, der sehr erstaunt neben seiner Mutter saß.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht,“ sagte endlich die Räthin. — „Mit wem habe ich das Vergnügen.“

„Das thut eigentlich nichts zur Sache, gnädige Frau,“ erwiderte Therese.

„Doch — ich muß bitten.“

Die Brust der schönen Tänzerin hob sich etwas stärker, denn sie wußte ganz genau, daß die Nennung ihres Namens ein Allarmschuß wäre, mit dem sie einen heftigen, aber sehr ungleichen Kampf beginnen würde. Doch war sie genugsam mit sicher treffender Munition versehen und scheute sich gar nicht, das Gefecht zu eröffnen.

„Obgleich mein Name gewiß nichts zur Sache thut, gnädige Frau,“ wiederholte sie, „und er Ihnen wahrscheinlich völlig unbekannt ist, so mache ich mir doch ein Vergnügen daraus, ihn zu nennen. Ich heiße Therese Selbing und bin Tänzerin bei der königlichen Hofbühne.“ —

Die Wirkung, welche die letzten Worte in dem stillen Familienkreise hervorbrachten, war komisch und doch schrecklich. Das Gesicht der Räthin verlängerte sich zusehends, doch schien sie ein Lächeln zu unterdrücken und wischte sich über die Augen, wie man es nur nach einem schweren Traume zu thun pflegt, um den häßlichen Kobold, der einem erschienen, zu verscheuchen. Aber der hübsche, der hier in den Kreis getreten, war durch keine solche Pantomime zu verjagen, und betrachtete sich sogar sehr anmuthig die höchst überraschten Gesichter rings umher.

Marianne schrak am auffallendsten zusammen; vielleicht ahnete ihr mit Recht, was daraus erfolgen könne, und obgleich noch vor Kurzem entschlossen, einen Familien-Skandal nicht zu scheuen, bebte sie doch jetzt davor zurück. Sie warf einen schnellen Blick auf ihren Mann, der hinter seinen Brillengläsern mit den Augen zwinkerte, und, obgleich er sich das Ansehen gab, den Auftritt einigermaßen komisch zu finden, nicht ganz unbefangen erschien.

Der Commerzienrath, der sich anfänglich ärgerte, den Fauteuil so bereitwillig an den Tisch gerollt zu haben, betrachtete sich einige Sekunden nachher das elegante und schöne Mädchen etwas genauer, und war so frei, bei sich zu denken: „nun, anständig genug sieht sie aus, und Manche könnte sich wünschen, eine solche Tournure zu besitzen.“

Unterdessen hatte die Räthin bei sich überlegt, was zu thun sei. Am liebsten hätte sie sich erhoben, und wäre mit steifem Nacken aus dem Gemach gerauscht. Doch wäre das unklug gewesen, denn es leuchtete ihr wohl ein, daß die „Mademoiselle“ eine triftige Ursache haben müsse, um mit solcher Frechheit in ein anständiges

Bürgerhaus einzudringen. Sie warf einen Blick auf ihren Sohn Arthur, der indessen ganz ruhig und unbefangen dasaß, worauf sie mit einem leichten Kopfnicken sprach: „Mademoiselle, so bitte ich, mir zu sagen, was Sie hergeführt; der Name Selbing ist mir gänzlich unbekannt.“

Therese betrachtete lächelnd die Spitzen ihrer Füße, dann hob sie den Kopf empor und erwiderte: „ich glaube wohl, gnädige Frau, daß Ihnen der Name gänzlich unbekannt ist. Und doch wurde er — es sind einige Jahre her — vor Ihnen genannt, oder vielmehr vor Ihrer Frau Tochter dort. Ich habe eine Schwester, ein armes Mädchen, aber ehrlich und anständig, obgleich nur eine Näherin. Sie suchte um eine Stelle nach, die damals in Ihrem Hause offen war; sie war nicht schlecht empfohlen, ihr Aeußeres gefiel auch Ihrer Frau Tochter.“

„Ach ja, ich erinnere mich,“ sagte Marianne.

„Dann werden auch Madame nicht vergessen haben,“ fuhr die Tänzerin fort, „daß Ihr Herr Gemahl, ich glaube jener Herr mit der Brille dort, meiner armen Schwester die Stelle abschlug, nicht, weil man ihr irgend etwas Uebles nachsagen konnte, ebensowenig, weil sie ihre Arbeiten nicht verstanden hätte, sondern aus dem einfachen Grunde, weil sie eine Schwester habe, die Tänzerin sei, mit der man ja vielleicht zufällig später einmal in Berührung kommen könnte, was für ein so achtbares Haus, wie das Ihrige, doch keine große Ehre sei. Jene Schwester aber, von der die Rede war, bin ich. Ich war aber damals zu jung und unerfahren, um die Beleidigung, die man mir und meinen armen Eltern angethan, zu verstehen.“

„Mademoiselle!“ sagte streng die Räthin.

„Als ich sie endlich verstehen lernte, trug sie wahrhaftig nicht dazu bei, mich auf dem Wege der Tugend zu erhalten, denn ich dachte bei mir: man sieht dich deines Standes halber über die Achseln an, man rümpft die Nase über dich, weil du arm und schön

bist und dich gut kleidest; du bist ein verlorenes Wesen, weil deine Mutter und gute Freunde nicht im Stande sind, bei so und so viel vornehmen Bekannten mit deiner Tugend und vortrefflichen Aufführung zu prahlen. — Sei es darum, dachte ich, und ließ Alles den Weg gehen, den es gerade gehen wollte."

„Aber ich verstehe nicht, Mademoiselle," sagte nun der Commerzienrath, „wie diese Einleitung auf ein Thema führen kann, das uns zu interessiren im Stande wäre."

„Sie werden mich nicht für so thöricht halten," versetzte Therese mit einiger Röthe auf den Wangen, denn die Worte, welche sie eben gesprochen, hatten ihr Blut erregt, „daß ich über Sachen zu sprechen anfange, die mit Ihnen in keinem Zusammenhange stehen."

„Doch möchte ich in der That wissen," meinte Herr Alfons spitzig, „auf welche Weise wir die Ehre gehabt hätten, mit Ihrer Person und der Ihrer Schwester in Berührung gekommen zu sein."

„Es handelt sich vorderhand nicht um Personen, sondern um Meinungen," entgegnete die Tänzerin mit einem kalten Lächeln. „Und namentlich um eine seither sehr geänderte Meinung." Bei diesen Worten wandte sie sich direkt an Herrn Alfons und zwar mit so festem und sicherem Blicke, daß dieser achselzuckend seine Augen zu Boden schlug.

Die Commerzienräthin saß da, abwechselnd trommelnd oder hustend, und röthlich angestrahlt von einem aufsteigenden Zorne. So etwas war ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Diese — fremde Person war in ihr Haus gedrungen, und wagte es, mit einem ihrer Angehörigen über veränderte Meinungen zu sprechen, und zwar mit ihrem Schwiegersohn, dessen Meinungen, er mochte sonst sein wie er wollte, doch beständig fest und gleich geblieben waren in Anstand und guten Sitten.

„Mademoiselle," sagte sie in sehr strengem Tone, „ich glaube, wir haben das Vergnügen, zu wenig mit einander bekannt zu sein, um uns gegenseitig über unsere Meinungen aufzuklären. Ich muß

also bitten, zum wahren Zweck Ihres Besuches überzugehen, oder mir zu erlauben" — damit erhob sie sich einige Zoll vom Sopha, so ihre Rede pantomimisch beschließend.

Der Doktor hatte mit Arthur einige Blicke gewechselt, und Marianne war bei den letzten Worten der Tänzerin über und über roth geworden — „Ich dächte Mama," meinte Eduard nach einer augenblicklichen Pause, „statt Demoiselle Selbing von dem uns interessanten Thema wegzudrängen, sollten Sie ihr erlauben, sich näher auszudrücken, was sie unter diesen veränderten Meinungen versteht. Ich glaube, Alfons muß darauf dringen."

„Ja, ja," stotterte dieser. „Aber vor allen Dingen begreife ich diese Keckheit nicht."

„S — s — s — t!" machte der Commerzienrath, indem er langsam seine Hand erhob.

„Für die Aufforderung bin ich Ihnen sehr dankbar, Herr Doktor Erichsen," wandte sich Therese an diesen. „Allerdings haben Sie das Recht, Aufklärungen über meine etwas kühnen Worte zu verlangen. Ich wollte damit nur so viel sagen," fuhr sie mit sehr langsamem Tone fort, wobei sie ihren Fauteuil so weit drehte, daß sie Herrn Alfons im Auge behielt, „Ihr Herr Schwiegersohn, der damals der Meinung war, es passe sich für eine Dienerin seines Hauses nicht, eine Schwester zu haben, die Tänzerin sei, habe seine Meinung so weit verändert, daß er — nicht jenen Schritt wieder gut machte, sondern noch viel weiter ging und der — Freund einer Tänzerin selbst werden wollte; eine Freundschaft, die jedoch für die arme Betreffende sehr unglücklich ausfiel."

„Ah!" machte Arthur erschrocken, denn er fing an, einen schauerlichen Zusammenhang zwischen seinem Schwager und jenem unglücklichen Mädchen zu ahnen, deren Leiche er heute Morgen gesehen.

Man hätte in diesem Augenblicke glauben können, die Räthin habe ein Gespenst gesehen oder sonst etwas Entsetzliches. Sie saß

da, die Augen weit aufgerissen, den Mund geöffnet, das Gesicht mit einer Todtenbläſſe überzogen, während ihre Hand zitternd auf dem Tische lag. Ihre Augen hatten ſtarr an den Lippen des Mädchens gehangen, jetzt erhob ſie dieſelben und ſchaute ihren Schwiegerſohn an, der mit einem Male ſeine Faſſung gänzlich verloren hatte. Seine Augen irrten hin und her, er wurde bald bleich, bald roth; er zuckte mit den Achſeln, verſuchte es zu lächeln und machte jetzt ein paar Schritte gegen den Doktor, und darauf ein paar gegen ſeine Frau, welche weinend mit dem Kopf in die Kiſſen des Sopha's geſunken war.

Bei all' ihren Fehlern war die Commerzienräthin eine ſehr verſtändige Frau, welche namentlich die Gewalt über ſich ſelbſt höchſt ſelten und dann nur auf Momente verlor. Auch jetzt, nachdem ſie das Terrain überſchaut, ſchien ſie bald im Reinen zu ſein und faßte ſich augenblicklich wieder. Sie ſaß ſtraffer da als vorhin, ihr Huſten klang wie ein ferner Donner, und ihre, obgleich zuckenden Finger trommelten mit aller Energie einen Sturmmarſch. — „Fahren Sie fort, — Mademoiſelle," ſprach ſie gelaſſen zu Thereſe.

Alfons wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, und näherte ſich, wenn gleich mit wankenden Schritten, dem Tiſche. Er ſtützte die rechte Hand darauf und ſagte, nachdem er heftig geſchluckt: „Frau Schwiegermama, — Sie geben jener Perſon die Erlaubniß, in den ehrenrührigſten Reden gegen mich fortzufahren. Geſtatten Sie mir aber dann — daß ich mich entferne."

„Nein, du bleibſt!" ſchrie Marianne plötzlich laut auf und ſprang von ihrem Sitze in die Höhe. „Nein, du bleibſt — Heuchler! und läßt dir von fremden Leuten ſagen, was deine arme Frau leider nicht den Muth hatte, gegen dich auszuſprechen."

„Marianne!" ſagte die Commerzienräthin, ohne aber eine Miene zu verziehen.

Wie wir vorhin ſchon angedeutet, war die Periode ihrer Emo-

tion vorüber und jetzt hätte noch Schlimmeres über sie hereinbrechen können, nichts wäre im Stande gewesen, eine Miene ihres unbeweglichen Gesichts zu verändern.

„Aber um Christi willen!“ sprach jammernd der alte Herr, indem er die Hände zusammen schlug; „was sind das für furchtbare Geschichten! Wache ich denn oder träume ich!“ Er erhob sich etwas schwerfällig und ging dann so eilig als möglich an die Thüre, um zu sehen, ob sie auch fest verschlossen sei.

Marianne war in diesem Augenblicke nicht mehr zu kennen. Dies sanfte, furchtsame Weib, welche sich durch einen gebietenden Blick ihres Mannes in jeden beliebigen Winkel scheuchen ließ, trat ihm nun fest entgegen, stützte die Hand ebenfalls auf den Tisch und sagte mit flammenden Augen: „diese Dame spricht die Wahrheit. Du, dessen zweites Wort „Sitte“ und „Anstand“ war, du, der die unschuldigste Sache so lange zu drehen wußtest, bis du ihr eine gehässige Seite abgewinnen konntest, du, der jeden Blick auf's Schlimmste deutetest, du, der hochmüthig über die verderbte Welt und die Laster der Menschen absprachst, du — bist selbst einer jener Sünder, und um so schlimmer, da du ein heuchlerischer Sünder bist. — Mademoiselle hat Recht, und wie schon Mama Sie bat, so bitte auch ich Sie, in Ihrer Rede fortzufahren. — Für mich ist das ja gleichviel,“ setzte sie laut weinend hinzu, „denn ich weiß Alles.“

Alfons machte einen letzten Versuch, die total verlorene Schlacht wieder zu gewinnen; er fuhr das schwere Geschütz der Unverschämtheit und Frechheit auf, er verbarg seine Hand auf der Brust, hob seine Nase hoch empor und sagte in dem entschiedenen Tone, durch welchen er schon öfters Recht behalten: „Madame, über Ihre Taktlosigkeit, dergleichen gehässigen Dinge über Ihren eigenen Mann — vor einer fremden — zudringlichen — und lügenhaften Person auszusprechen, werde ich Sie später zur Rechenschaft ziehen. Was die Sache aber an sich anbelangt, so erkläre ich sie für eine infame Verläumdung, und bin bereit, gegen Jeden

aufzutreten, der es wagen sollte, nur durch eine Miene seinen Glauben daran zu verrathen."

Dabei schaute er herausfordernd im Kreise umher, und wollte einen vernichtenden Blick auf Therese fallen lassen; doch erhob sich diese langsam aus ihrem Fauteuil, trat ihm fest entgegen und wollte ihm gerade eine gehörige Antwort geben, als Madame abermals emporsprang, sich zwischen Beide drängte, und vor die Augen ihres Mannes ein Papier hielt, bei dessen Anblick seine angespannten Gesichtszüge schlaffer wurden und er unwillkürlich einen Schritt zurück trat.

„Kennen Sie," wandte sich die arme Frau an Therese, „kennen Sie eine Tänzerin Marie U.?"

„Ich kannte sie. — Sie ist todt."

Ohne eigentlich zu wissen warum, durchzuckte dies Wort widrig die Commerzienräthin; sie seufzte tief auf und hustete darauf lange und anhaltend in ihr Taschentuch.

„Todt!" fragte Marianne zurückfahrend.

„Todt!" sagte auch Alfons mit allen Zeichen des Schreckens auf seinem Gesicht.

„Sprechen Sie!" rief der Doktor, der eilig näher trat; „ist es das arme Mädchen, das den fürchterlichen Fall im Theater gethan?"

Therese nickte mit dem Kopfe.

„Ah! sie ist gefallen!" murmelte Alfons aufathmend. „Was geht das mich an!"

„Sie kennen also dies Papier und den Namen der Tänzerin?" fragte die Räthin mit einem Tone, der eines Inquisitors würdig gewesen wäre.

„O er kennt ihn!" rief Marianne. „Er wagt es nicht, seine Handschrift zu verläugnen."

„Und wenn ich diese Schrift anerkenne, was folgt daraus?"

„Daß du dich um jenes arme Mädchen bemüht," entgegnete

Marianne, „daß du sie durch Geschenke bestechen wolltest, du, der von dergleichen Personen nur achselzuckend und mit wegwerfendem Tone sprachst. Es beweist, daß du ein schlechter Heuchler bist.“

„Marianne —!“ rief abermals die Räthin.

„Ach ja, Mama,“ erwiderte die kleine Frau, indem sie die Hand an ihre Stirne drückte und tief aufathmete; „ich vergaß mich.“

„So ersuche ich um Ruhe,“ fuhr die Räthin in einem majestätischen Tone fort. „Mademoiselle,“ wandte sie sich an die Tänzerin, „reden Sie.“

„Es ist da nicht viel mehr zu reden,“ erwiderte Therese, die auch nicht einen Augenblick ihre Fassung verloren hatte, sondern ruhig dastand, in bester Haltung, ihren Shawl fest um sich gezogen, den Kopf erhoben. — „Sie starb, das Nähere darüber kann Ihnen der Herr Doktor Erichsen mittheilen, der in's Theater gerufen wurde. Sie starb in Folge jenes schrecklichen Falles, und die Sache ist um so trauriger, da dies Unglück von einem jungen Manne verschuldet wurde, der die arme Marie auf's Innigste liebte, sie in der nächsten Zeit heirathen wollte, und der in jenem Augenblicke erfuhr, sie sei ihm untreu geworden.“

Marianne zuckte schmerzlich zusammen.

„Ich war bei ihr und verließ sie keinen Augenblick bis zu ihrem Tode. Mir theilte sie die ganze traurige Geschichte mit, mir nahm sie das feierliche Versprechen ab, jenen Mann, der sie verfolgt, der sie unglücklich gemacht, der sie — ja, ich sage es frei — gemordet, von den schrecklichen Umständen ihres Todes in Kenntniß zu setzen, ihm hoffentlich zur ewigen Strafe. — Und ich nahm den Auftrag gerne an,“ fügte sie mit blitzenden Augen nach einem augenblicklichen Stillschweigen bei, „ich nahm ihn gerne an, beschloß aber ihn nicht unter vier Augen zu erfüllen, sondern offen und frei, vor so vielen ihm unangenehmen Zeugen als nur möglich. — Und so that ich.“ Damit machte sie eine Handbewegung gegen Alfons, worauf dieser noch einen Augenblick am Tische wie

erstarrt stehen blieb, dann fast in sich zusammenbrach, sich aber aufraffte, mit der rechten Hand durch sein Haar fuhr, und dann plötzlich zur Thüre hinausstürzte.

„Ich bin fertig," wandte sich die Tänzerin gegen die alte Dame, „und wenn ich Sie verletzt, so will ich Sie um Entschuldigung bitten." Sie machte darauf sämmtlichen Anwesenden eine tiefe Verbeugung und wandte sich zum Weggehen.

Die Commerzienräthin hatte einen Augenblick überlegt, worauf sie sagte: „ich danke Ihnen, Mademoiselle; Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan." Bei diesen Worten erhob sie sich und begleitete die Tänzerin bis zur Zimmerthüre in ruhiger, würdevoller Haltung. Sobald sie übrigens die Thüre hinter der Fremden geschlossen, blieb die alte Frau einen Augenblick wie betäubt stehen, wobei sie die Hand vor die Stirne preßte. Dann aber sprach sie: „komm Marianne, ich habe mit dir zu reden." Und beide Damen verließen das Zimmer. Die Herren machte es gleich darauf ebenso, nicht ohne viele oh! und ach! von Seiten des Commerzienrathes, der über alle Maßen verdrießlich war, denn er sah nun eine lange Reihe unangenehmer Auftritte vor sich, von denen er ein großer Feind war, und überlegte auch, daß die Geschichte auch noch einmal schlimm endigen könne. Doch müssen wir leider gestehen, daß er dabei weniger an seine arme Tochter dachte, als an sein Banquiergeschäft, welchem Herr Alfons eine Hauptstütze war.

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Johann Christian Blaffer und Compagnie.

Seit dem Abgange des Herrn Beil hatte sich der Chef der Firma Johann Christian Blaffer und Compagnie keinen neuen

Commis mehr angeschafft. August, der Lehrling, wurde an dessen Stelle befördert, ohne durch diese Beförderung das Geringste zu profitiren; im Gegentheil hatte er mehr zu arbeiten, denn seine bisherigen Geschäfte: das Einpacken und auch wohl das Austragen der Pakete, sollte er nach wie vor noch nebenbei besorgen, und eine Folge davon war, daß jetzt gar nichts mehr geschah, wie es hätte geschehen sollen.

Herr Blaffer schien sich überhaupt mit den beiden Geschwistern etwas verrechnet zu haben; so auch, was August's Schwester anbelangt. Hier hatte er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden wollen, und dem Mädchen eines Tags auf die süßeste Art vorgeschlagen, einen Versuch zu machen, ihm in den Geschäften des Comptoirs zu helfen. „Das wäre für mich doch wohl angenehm," hatte er gesagt, „denn du würdest an dem Tische im Nebenzimmer arbeiten, ich käme zuweilen herein, sähe nach dir und erfreute mich an deinem Fleiß und deinem lieben Gesichte." — Der Prinzipal hatte dabei gehofft, das kluge Mädchen würde alsdann bald die Geschäfte erlernen und ihm dadurch für beständig ein Commis entbehrlich werden. Er hatte sich aber, wie gesagt, auch hierin wie in vielem Anderen gewaltig verrechnet.

Den Tag nach jener denkwürdigen Nacht, in welcher Herr Beil das Haus verlassen, war Marie auf ihrem Zimmer geblieben und hatte lange Stunden, in tiefe Gedanken versunken, auf einem Stuhle gesessen. Es mußten mitunter schreckliche Gedanken gewesen sein, die sie beschäftigt, denn zuweilen griff sie in ihr dichtes Haar oder ließ den Kopf in beide Hände sinken, um eine Zeitlang bitterlich zu weinen. Ja, ein paar Mal nahm sie hastig ihr Tuch und ihren Hut, um das Haus zu verlassen. Vielleicht wollte sie dem dunklen Wege folgen, den ihr Herr Beil vorgezeichnet; aber dann blieb sie schaudernd stehen, sagte: „nein, nein, ich kann nicht; mir fehlt der Muth, und das Leben ist doch so schön!" Mit dem letzteren Gedanken schien sie sich dann auch schon im Laufe des

Tages und Abends mehr zu befreunden; sie erhob sich langsam aus ihrem Nachdenken, sie athmete tief auf, fuhr dann mit der Hand über die Augen und lächelte schmerzlich. Aber sie lächelte doch. Ja, noch ehe es Abend wurde, vermochte sie es über sich, einen flüchtigen Blick in den Spiegel zu werfen, und darauf fing sie an, ihr Haar zu ordnen und eine einfache, aber hübsche Toilette zu machen.

Herr Blaffer hatte es wohl im Laufe des Tags einige Mal gewagt, an ihre Thüre zu klopfen, auch dieselbe sogar zu öffnen, doch hatte sie sich alsdann mit einem solchen Ausdruck des Hasses oder vielmehr des Zornes erhoben, daß er, der Tyrann, schüchtern zurückgetreten war und erst Abends es wieder wagte, sich ihr zu nähern, das heißt, der alte Buchhändler ließ sich so weit herab, August hinauf zu schicken und bei der Schwester anfragen zu lassen, ob sie zum Nachtessen herab kommen wolle, oder ob sie wünsche, daß man bei ihr droben erscheine. August hatte kopfschüttelnd diese Botschaft und einigermaßen zaghaft die Antwort des Mädchens hinterbracht, welche dahin lautete, Herr Blaffer möge machen, was er wolle, nur solle er sie ruhig und auf ihrem Zimmer lassen. Und er, der hierauf einen Zornausbruch des Prinzipals gefürchtet, sah zu seinem Erstaunen, daß er sich verrechnet hatte. Freilich war über die Stirne des Herrn Blaffer eine Wolke gefahren und er hatte mit den Achseln gezuckt, doch war darauf das Unerhörte geschehen, daß er seinem Lehrling einen Gulden geschenkt, ihm die Erlaubniß gegeben, damit in's Wirthshaus zu gehen, und, was noch nie geschehen war, sogar die Freiheit ertheilt, nach zehn Uhr vermittelst Hausschlüssels nach Hause kommen zu dürfen. Der Lehrling hatte hievon einen umfassenden Gebrauch gemacht und seine Dachkammer aufgesucht, nachdem von dem Gulden nichts mehr übrig war und der Nachtwächter die zwölfte Stunde abgerufen.

Am andern Morgen war er etwas zaghaft beim Frühstück erschienen, indem er fürchtete, für seine nächtlichen Ausschweifungen

derb ausgescholten zu werden. Auch hatte ihn Herr Blaffer mit finsterem Stirnerunzeln empfangen und schon angefangen, ein ernstes Wort zu sprechen, als sich Marie, die wieder erschienen war, dergleichen auf's Bestimmteste verbat, indem sie sagte, ihr Bruder sei kein Kind mehr und einem jungen Menschen in seinem Alter könne man es nicht übel nehmen, wenn er zuweilen etwas lange ausbleibe. Darauf hatte Herr Blaffer geschwiegen, zum grenzenlosen Erstaunen August's; ja der Prinzipal hatte sogar gelächelt, als das Mädchen hinzusetzte, bei den alten Leuten sei ja keine Tugend zu finden; was man denn eigentlich von den jungen erwarten wolle.

Daß sich in dem Getriebe des Hauses überhaupt Vieles von Tag zu Tag veränderte, sah der Lehrling wohl, doch hatte er glücklicher Weise nicht Verstand genug, um die Kraft zu entdecken, welche hier im Geheimen wirkte. Er dachte auch weiter nicht darüber nach, da das Resultat für ihn so angenehm war. Herr Blaffer behandelte ihn besser, ja, er setzte ihm sogar, obgleich mit sichtlichem Widerstreben, ein kleines Taschengeld aus, Marie sorgte für seine Garderobe und als der Herr Blaffer bei einer vorgelegten Rechnung über diesen Gegenstand die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, schlug das Mädchen dem würdigen Prinzipal die Thüre vor der Nase zu und meinte, wegen solcher Kleinigkeiten habe sie keine Lust, dessen verdrießliche Gesichter anzusehen.

Da nun August auf diese Weise sah, daß er unter dem mächtigen Schutze seiner Schwester stehe, so überarbeitete er sich auch durchaus nicht, sondern vertrödelte seine Zeit, so gut es eben gehen mochte. Und wenn die Geschäfte des Hauses Johann Christian Blaffer und Compagnie nicht total vernachlässigt werden sollten, so mußte sich der Prinzipal entschließen, Abends noch eine Stunde zuzugeben, was er denn auch seufzend that.

Das alles war freilich nicht das Resultat eines Tages oder einer Woche, aber ein paar Monate hatten hingereicht, aus dem

Alleinherrscher Blaffer, aus dem Sklavenhändler, wie ihn Herr Beil genannt, der unerbittlich seine Peitsche schwang, selbst einen demüthigen Sklaven zu machen, der schwieg und sich duckte, sobald das trotzige, energische, schöne Mädchen fest gegen ihn auftrat.

Hätte der ehemalige Commis nur hie und da eine Stunde unsichtbar auf dem Comptoir zubringen können, er würde sich vollkommen gerächt gefühlt haben. Marie und ihr Bruder, der Lehrling mit dem blödsinnigen Lächeln, wie er ihn bezeichnet, die beiden herrschten in dem Hause und Herr Blaffer duldete und schwieg.

Doch schien er sich anfänglich in dieser Sklaverei glücklich zu fühlen, und wenn das junge Mädchen einen kostspieligen Wunsch aussprach, so sträubte er sich mit verhaltenem Lächeln dagegen, und es schien ihm Spaß zu machen, wenn sie nun den Kopf in die Höhe warf, mit dem Fuße auftrat und zornig das Zimmer verließ; dann eilte er ihr nach, billigte gern, was sie verlangt, und begab sich händereibend an seine Arbeit. Auf einmal aber schien dieses stille Vergnügen des Herrn Blaffer gänzlich verschwunden zu sein, er wurde nachdenklich, bald starrte er stundenlang auf seine Arbeit, ohne die Feder zu bewegen, in tiefes Nachsinnen versunken, bald wieder hatte er keinen Augenblick Ruhe und verließ häufig sein Pult, um durch das Haus zu gehen, zu irgend einem Fenster hinaus zu schauen und heimlich an Mariens Thüre zu lauschen und durch das Schlüsselloch in's Innere zu sehen. Es mußte ihn etwas außerordentlich Unangenehmes in Bewegung setzen, die früheren finstern Gedanken traten wieder hervor, und er versuchte abermals, sich in allerlei Gehässigkeiten gegen den Lehrling und selbst gegen Marie Luft zu machen; es mußte etwas vorgefallen sein, das ihn seine eigene Schwäche verwünschen ließ; er versuchte es, den Prinzipal von ehedem wieder zu spielen. Aber die Zügel waren seiner Hand entschlüpft und er sah mit Schrecken ein, daß er alles Terrain verloren. August gab ihm trotzige Antworten oder lachte ihn aus und das Mädchen zuckte verächtlich die Achseln. Suchte Herr

Blaffer nun den Streit mit ihr weiter fortzusetzen, so nahm sie ruhig ihren Hut und Shawl und verließ das Haus, um erst spät Abends zurückzukehren, worauf dann Herr Blaffer wie ein Besessener durch alle Zimmer rannte, auch wohl schrie und tobte, um sie bei ihrer Zurückkunft dann freundlicher als je zu empfangen.

Daß er bei diesen Gemüthszuständen körperlich nicht gedeihen konnte, war wohl natürlich; magerer als er war, konnte er füglich nicht wohl werden, doch fiel sein Gesicht mehr und mehr ein, seine Augen verloren allen Glanz, seine Gestalt knickte förmlich zusammen, sein Gang wurde noch schwankender und schlürfender, kurz er war nur noch der Schatten des ehemaligen Blaffer.

Vielleicht brauchen wir dem geneigten Leser nicht zu sagen, daß es die Eifersucht war, welche den Buchhändler auf so traurige Art verändert, ja, die glühendste wildeste Eifersucht, und eine Eifersucht, die gewiß nicht ohne Grund war, aber deren Gegenstand zu ergründen ihm nicht gelingen wollte, noch auch das Mädchen irgendwie zu überraschen. Er fühlte es wohl, daß sie ihn betrogen, daß sie ihn nicht liebte und ihn nie geliebt. Hatte sie sich doch stets sichtbar bezwingen müssen, ihren Abscheu vor ihm zu verbergen, hatte ihn doch immer die Kälte ihres Herzens zurückgeschreckt. Ach! und warum er fast zu ihren Füßen gebettelt, wofür er so viel geopfert, das gab sie vielleicht einem Anderen aus vollem warmem Herzen, freiwillig mit überströmendem Gefühl. Wie glühend mußte dies Mädchen lieben können! wie selig mußte der sein, dem sie bereitwillig ihre Arme öffnete und ihn heiß an die Brust drückte! — Und es lebte Jemand, dem ein weicher, duftiger Nachtwind die Früchte neckend zuwarf, nach denen er sich mühsam emporstreckte. Ja, das fühlte er, und dabei drückte er krampfhaft seine Hände zusammen, knirschte mit den Zähnen und war unsäglich unglücklich. Am Tage ließ es ihm bei seinen Arbeiten keine Ruhe, Nachts schreckte es ihn aus seinen Träumen auf; ihm ahnte wohl, daß in seinem Hause irgend Jemand ungehindert aus- und einging, aber es war wie ein

Gespenst, unsichtbar, nicht zu fassen. Zuweilen glaubte er eine Thüre knarren zu hören, ja ein leises Gelächter zu vernehmen, aber wenn er angstvoll emporlauschte, so war alles wieder still, und einzig und allein machte sich der Wind bemerkbar, der durch den Schornstein heulte. Vergebens hatte er dem Bruder geschmeichelt; entweder wußte dieser nichts von dem Treiben der Schwester, oder war er schlau genug, nichts zu verrathen. Wenigstens halfen weder Geschenke noch Versprechungen bei ihm.

Herr Blaffer hätte das Mädchen fortschicken können, aber dazu fehlte ihm die Kraft: er konnte nicht ohne sie leben. Endlich, nach langem Nachsinnen, entschloß er sich, seine Buchhandlung um eine runde Summe zu verkaufen, mit Marie die Stadt zu verlassen, um irgendwo an einem stillen Orte mit ihr zu leben. Er hätte sie alsdann geheirathet, wenn sie gewollt; doch hatte sie schon einige Mal seine Hand ausgeschlagen, und das war es, was ihm den ersten Argwohn gegen sie eingeflößt. Herr Blaffer aber hoffte von der Zukunft, und da ihm mit einem Male in Betreff seiner Buchhandlung gute Anträge gemacht wurden, so nahm er sie an, bedingte baare Zahlung, verlangte von dem neuen Eigenthümer, er solle für sehr geringen Gehalt einen Gehülfen annehmen, den ihm Herr Blaffer empfehlen werde. Auf solche Weise hoffte er sich August's zu entledigen.

Um die Unterhandlungen des Verkaufs zu beschleunigen und denselben abzuschließen, hatte der Prinzipal das Haus verlassen und August befand sich allein auf dem Comptoir. Er saß an seinem Pulte und machte sich das unschuldige Vergnügen, einzelne Buchstaben einer Buchhändler-Zeitung, welche vor ihm lag, gehörig mit Speichel zu durchnässen und dann nach einem starken Druck mit dem Daumen wegzunehmen. Diese klebte er alsdann an einer andern unpassenden Stelle wieder auf und brachte so die sonderbarsten Worte zu Tage, — ein Spiel, welches ihm Herr Blaffer oft verwiesen, denn der Prinzipal stutzte jedesmal und ärgerte sich.

wenn er eine so präparirte Zeitung in die Hand bekam und nun selbst gezwungen war, alle möglichen Confusionen abzulesen. August hatte eben den Satz, der Buchhandel sei ungewöhnlich flau, in einem Aufsatz aus der Feder des Herrn Blaffer dahin abgeändert, daß der Buchhandel ungewöhnlich faul sei, als es an der Thüre klopfte. Er rief sehr laut und deutlich: Herein! — Die Schüchternheit, mit der er das früher gethan, hatte er sich schon lange abgewöhnt.

Es trat ein Mann in das Zimmer, den der Lehrling noch nie gesehen, — eine große, stämmige Gestalt mit einem breiten, etwas aufgeschwollenen Gesichte, welches durch freundliches Lächeln gutmüthig aussehen sollte, eigentlich aber schlau und energisch erschien; dichtes röthliches, empor gestrichenes Haar bedeckte seinen Kopf. Der Eingetretene war einfach aber anständig gekleidet; er hatte einen dunkeln Ueberrock an, einen runden Hut auf dem Kopfe und einen gewichtigen Stock in der Hand. — „Verzeihen Sie," sagte er, „wenn ich Sie in Ihren Arbeiten störe, aber ich möchte gern mit dem Gehülfen des Herrn Blaffer einige Worte im Geheimen sprechen."

August schwang sich von dem Comptoirstuhle herab und stellte sich als erster Gehülfe der Handlung vor.

„Das ist wohl möglich und Sie sehen allerdings so aus," meinte der Fremde, „aber da mein Auftrag an eben diesen Gehülfen von besonderer Wichtigkeit ist, so verzeihen Sie mir, daß ich mich vorher überzeuge, ob Sie auch der rechte sind."

„Wenn das beliebt," entgegnete August einigermaßen gekränkt, „so müssen Sie warten, bis Herr Blaffer nach Hause kommt, damit er Bürgschaft für mich stellt. — Im Uebrigen," setzte er etwas hochmüthig hinzu, „habe ich Sie ja gar nicht gerufen und ich bin auch nicht zu Ihnen gekommen, sondern Sie zu mir."

„Na, na," machte lächelnd der Fremde, „wir können uns leicht verständigen. Bitte, seien Sie so gütig und nennen mir den Namen des besten Freundes, den Sie je gehabt."

Der Lehrling schaute den Andern verwundert an, doch erinnerte er sich augenblicklich seines ehemaligen Vorgesetzten und rief mit Lebhaftigkeit: „ach! mein einziger und bester Freund ist Herr Beil. Bringen Sie mir Nachricht von ihm?“

„Herr Beil; — ganz recht!“ erwiderte der Fremde. „Direkte Nachrichten bringe ich gerade nicht.“

„Und wo ist Herr Beil? Ist er in der Stadt? — Gewiß nicht, denn sonst hätte er mich aufgesucht.“

„Daran zweifle ich auch nicht,“ sagte der Andere, „und deßhalb ist Ihre Vermuthung die richtige; Herr Beil ist nicht in der Stadt, aber er läßt Sie durch mich freundlich grüßen.“

„Wie mich das freut!“ rief August. „In der That, recht sehr freut es mich. Ach! mein lieber Herr Beil! Es geht ihm hoffentlich gut?“

„Vortrefflich; und er wünscht das Gleiche von Ihnen zu erfahren.“

„Ich habe seine Stelle angetreten,“ entgegnete der Lehrling, indem er sich in die Brust warf, „ja, ich führe eigentlich das ganze Geschäft, da der Herr Blaffer häufig abwesend ist.“

„Das kann ich mir denken, sprach der fremde Mann mit einem lächelnden Gesichtsausdruck. „Herr Beil hat auch nie daran gezweifelt, und wenn ich ihm das bestätige, so wird's ihn freuen. — Aber wenn Sie erlauben, sage ich Ihnen nun den Auftrag, den ich an Sie habe. Darf ich vielleicht bitten, mit mir in's Nebenzimmer zu treten. Mein Auftrag ist ziemlich geheimnißvoll und ich möchte nicht, daß man mich vom Gange aus hörte.“

„O unbesorgt,“ entgegnete August, der sehr geschmeichelt war, einen geheimen Auftrag zu vernehmen; es wird uns Niemand hier belauschen. Aber wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen wir in's Nebenzimmer.“

„Ich bitte darum.“

Damit traten die Beiden in das Arbeitszimmer des Herrn

Blaffer, der fremde Mann betrachtete es, indem er sich auf seinen Stock stützte und sagte: „Sie haben hier eine vortreffliche Comptoirgelegenheit. Dies ist wohl das Arbeitszimmer des Herrn Prinzipals. — Sehr geschickt, sehr geschickt. Ja, diese Herren verstehen sich ihr Leben einzurichten. — Die Thüre dort" — er zeigte auf eine andere, als durch welche sie eingetreten waren, — „führt wohl in die Wohnzimmer? — Sehr geschickt, sehr geschickt!"

„Nein," erwiderte August, „diese führt auf die Treppe und eine Hinterthüre, durch welche man in den Hof geht."

„Ah!" machte der Fremde und streichelte sein Kinn mit der Hand. „Aber jetzt meinen Auftrag. Herr Beil wohnte mit Ihnen längere Zeit zusammen in diesem Hause, oben unter dem Dach; Herr Beil verließ dies Haus in einer stürmischen Nacht mit etwas verwirrtem Kopfe."

„Ach, ja, das ist wahr."

Sehen Sie, wie genau ich unterrichtet bin. Er verließ also das Haus eilig und vergaß, etwas mitzunehmen."

„Davon hat er mir nichts gesagt."

„Natürlicher Weise; da er es vergaß, konnte er Ihnen nichts davon sagen. Aber jetzt werden Sie es von mir hören. Herr Beil ließ nämlich unter dem Dache in einem Winkel, den er mir genau bezeichnet, eine Börse mit Geld liegen."

„Eine Börse mit Geld? — Das hätte ich nimmermehr vermuthet!"

„Ganz gewiß, es waren langjährige Ersparnisse. Mich hat er nun ersucht, diese Börse für ihn zu holen. Er wäre selbst gekommen, aber erstens ist er nicht in der Stadt und zweitens, wie Sie am besten wissen, würden ihm die unangenehmen Verhältnisse mit seinem bisherigen Prinzipal einen solchen Besuch etwas peinlich machen. — Sie haben mich doch vollkommen verstanden?"

Nach dem verblüfften Gesichtsausdruck des Lehrlings zu schließen, schien dies nicht der Fall zu sein. Er schaute den Fremden

mit aufgesperrtem Munde an und sein Kopf schien sich mit dem Gedanken, Herr Veil habe hier Geld zurückgelassen, nicht recht befreunden zu können. Aber der Fremde behauptete es, wollte ihm das Factum beweisen und so mußte er am Ende wohl glauben.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit, mit mir in die Dachkammer zu steigen?“ sagte dieser nach einer Pause. „Das heißt, wenn es im jetzigen Augenblick angeht. Ich möchte aber nicht gerne dem Herrn Blaffer begegnen; Sie verstehen mich wohl. Er stand mit seinem Commis nicht gut und da könnte auch ich schief angesehen werden.“

„Unbesorgt!“ erwiderte August. „Herr Blaffer hat Geschäfte; er kommt schwerlich vor Mittag nach Hause.“ Der Lehrling war sicher, daß dem so sei, denn auch Marie hatte unter einem Vorwand das Haus verlassen und er wußte bestimmt, daß der würdige Prinzipal in solchen Fällen nicht früher heimkehre. Das Mädchen aber kam, einmal ausgegangen, selten vor Essenszeit zurück.

„Wenn es Ihnen also gefällig ist,“ meinte der fremde Mann mit einer vornehm sein sollenden Verbeugung, die August imponiren sollte und auch ihren Zweck nicht verfehlte, „so wollen wir hinauf gehen.“

„Gehen wir.“

„Apropos, junger Herr,“ sagte der Andere unter der Thüre mit einem väterlichen Tone, „nehmen Sie es mir nicht übel, doch Sie sind ein wenig unvorsichtig; Sie lassen da die Kasse offen stehen. O, in jetziger Zeit muß man vorsichtig sein.“ Er drückte sanft die Augen zu, schmatzte dabei leicht mit den Lippen und zeigte auf einen eisernen Kasten in der Ecke, der früher freilich zum Kassenbehälter gedient hatte, jetzt aber zum Papierkorb herunter gekommen war.

„Darin können sich Diebe amüsiren,“ antwortete der Lehrling lachend, indem er die Thüre des Comptoirs hinter sich zuzog. „O Herr Blaffer ist viel zu ängstlich, als daß er seine Gelder hier

unten im Hause, wo Niemand schläft, aufbewahrt. Die Kasse hat er im Schlafzimmer hinter seinem Bette stehen."

Der Fremde blieb bei diesen Worten stehen, legte die Hände auf seinen Stock und sagte mit Salbung: „Herr Blaffer ist ein kluger Mann, — ein würdiger Mann, das kann ich Sie versichern. Aber steigen wir hinauf, meine Zeit ist etwas gemessen."

Beide betraten nun die Treppen und der Fremde schien sich in das Haus des Herrn Blaffer gänzlich verliebt zu haben. „Das ist ein schönes Gebäude, eine behagliche Wohnung," sprach er einmal um's andere Mal. Alles ist so zweckmäßig eingerichtet — vortrefflich. — Da ist die Küche, natürlich da geht es auf die Straße, hier Comptoir und Nebenzimmer, rechts wahrscheinlich Büchermagazine — habe ich's errathen, junger Herr?"

„So ist's; es sind das zwei große Zimmer — das Lager der Handlung."

„Freut mich, daß ich das errathen. Doch jetzt will ich Ihnen einmal einen Begriff davon geben, wie ich die Neigungen Ihres würdigen Prinzipals verstehe. Er liebt die Ruhe — namentlich bei Nacht — das Büchermagazin geht wahrscheinlich auf den Hof hinaus, und über demselben, um durch nichts im Schlafe oder seinen Betrachtungen gestört zu werden, befindet sich das Schlafzimmer des Herrn Blaffer. — He?"

„Darin haben Sie Recht," versetzte August halb und halb verwundert. Und da sie nun auf dem ersten Stock angekommen waren, so zeigte er auf eine Thüre und sagte: „Dort ist das Schlafzimmer. Wollen Sie einen Blick hinein werfen?"

„O ich bin nicht so unbescheiden. Gehen wir lieber hinauf in die bewußte Dachkammer. Ich versichere Sie, werthgeschätzter junger Herr, meine Zeit ist mir heute kostbar."

Hierauf gingen sie weiter und erreichten die Wohnung des Herrn Beil.

„Ja, das ist das Zimmer!" rief der Fremde aus, „wie er es

mir beschrieben. Ach, mein guter Herr Beil! Also hier wohnte er? Das könnte mich ganz traurig machen, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, ihn in ein paar Tagen wieder zu sehen."

„Ach, das möchte ich auch," sagte August. „Nicht wahr, Sie werden mir seine Adresse geben?"

„Mit dem größten Vergnügen würde ich es thun, aber das hat er mir ausdrücklich verboten. Gewisse Umstände nöthigen ihn dazu, doch wird er Ihnen nächstens schreiben. — Sie können sich fest darauf verlassen. Doch jetzt bleiben Sie an der Thüre stehen und geben genau Achtung; Sie werden sehen, wie schnell ich das Versteckte finde."

Darauf war nun August sehr begierig, denn er setzte einigen Zweifel in das zurückgelassene Vermögen seines Freundes; war daher nicht wenig erstaunt, als sich der Fremde, nachdem er kurze Zeit hinter einer Vertäfelung der Dachfenster herum gegriffen, nun plötzlich herumwandte und triumphirend einen kleinen Beutel in die Höhe hielt. Er schüttelte den Inhalt in die Hand, und vor des Lehrlings erstaunten Augen funkelte ein kleiner Haufen Dukaten.

„Ich hätte nimmer geglaubt," sagte dieser, „daß Herr Beil solche Schätze besitze. Er sprach mir immer von seiner Armuth und wie er ohne alle Hülfe in die Welt hinaus gehe."

„Unerklärlich," murmelte der Fremde; „aber da das Gold einmal da ist, so läßt es sich nicht wegläugnen. Mein Auftrag ist erfüllt, und wenn ich Ihnen herzlich für Ihre Gefälligkeit danke, so wage ich ganz schüchtern, einen Wunsch des Herrn Beil auszusprechen. Die Verhältnisse desselben haben sich gebessert, auf das Ueberraschendste gestaltet, und er bittet Sie durch mich, die Hälfte dieser Summe als einen Beweis seiner Freundschaft annehmen zu wollen."

„O nein, nein!" rief August, während er begierig auf das Gold schaute, „das ist ja eine große Summe, wie kann ich so was annehmen! Und durch Sie, mein Herr, einen Fremden, den ich

gar nicht kenne! Wenn er selbst da wäre, so wäre es etwas ganz Anderes."

„Herr Beil kennt Ihr Zartgefühl und hatte diesen Fall vorgesehen, doch sagte er: Herr Brander — ich heiße Brander — bitten Sie meinen lieben August dringend darum, er möge mir die Freundschaft erzeigen, und diese Kleinigkeit — Kleinigkeit in meinen jetzigen Verhältnissen — mit mir theilen. Will er mir danken, so werde ich ihm Gelegenheit geben, dies in den nächsten Tagen persönlich gegen mich thun zu können."

„So kommt er hieher?" rief höchlich erfreut der Lehrling.

„Er kommt," sprach gerührt Herr Brander.

„Bald?"

„Sehr bald; — jetzt, da ich Ihre aufrichtige Freude sehe, Ihr Entzücken, den vermißten Freund wieder zu umarmen, darf ich es Ihnen anvertrauen. Herr Beil ist in der Stadt und wartet nur auf einen günstigen Augenblick, um Sie an sein Herz zu drücken."

„Sprechen Sie! sprechen Sie!" rief August. „Herr Beil ist in der Stadt?"

Der Fremde fuhr sich gerührt mit der Hand über die Augen, dann blickte er den jungen Mann einen Augenblick mit großer Wärme an und entgegnete: „ja, Herr Beil ist in der Stadt, und vielleicht morgen schon wird es Ihnen vergönnt sein, ihn zu sehen."

„So käme ich zu ihm?"

„Das verbieten ihm seine Verhältnisse. Aber er kommt zu Ihnen — hieher. Nur möchte er um Alles in der Welt dem Herrn Blaffer nicht begegnen. Aber da es ihn sehr drängt, Sie wieder zu sehen und auch seine ehemalige Behausung, so erbittet er sich einen Rath, wie das anzufangen sei."

„Nichts einfacher als das!" rief August erfreut; „ich öffne ihm Abends die Hausthüre, die Herr Blaffer sorgfältig verriegelt. Er

kennt ja den Weg hier herauf ganz genau, er wird ihn im Dunkeln finden."

Herr Brander schien sich einige Thränen der Rührung aus den Augen zu wischen; ja sein Gefühl überwältigte ihn und er drückte den Lehrling sanft an sein Herz. „Bei Gott!" sprach er, „mein Freund, Herr Beil, hat sich nicht getäuscht. Sie sind ihm zugethan, wie ehedem. Aber er wußte das, zweifelte nicht daran. Sagte er mir doch: alle meine Ersparnisse hier in diesem Beutel waren für August bestimmt, — für August, den ich schätze und liebe. Geben Sie ihm, bat er mich dringend, nicht die Hälfte, nein, das Ganze, wenn er sich seines ehemaligen Gefährten warm und aufrichtig erinnert. Keine Worte weiter, keine falsche Scham! Nehmen Sie, junger edler Mann, ich schwöre Ihnen, daß ich dieses Gold nie mehr anrühren werde."

Bei diesen Worten drückte er dem Lehrling die kleine Börse mit solcher Energie in die Hand und schritt dabei so hastig der Treppe zu, daß August einsah, es sei überflüssige Mühe, hier noch länger zu widerstreben. Er folgte also dem Herrn Brander, der mit feinem Gefühl nun absichtlich das Gespräch auf einen andern Gegenstand brachte, und abermals die zweckmäßige Bauart des Hauses bewunderte.

„Vortrefflich!" sagte er; „und sämmtliche Zimmer hier im ersten Stock gehen wohl durcheinander?"

„Verzeihen Sie," entgegnete August; „die zwei Zimmer, welche Herr Blaffer bewohnt, haben ihren eigenen Ausgang, sowie auch die meiner Schwester."

„Also Herr Blaffer wohnt nach der Straße," versetzte der Fremde mit einem leicht begreiflichen Irrthum, den aber August alsbald berichtigte, indem er die Thüre zum Schlafzimmer des Prinzipals öffnete, um zu zeigen, wie er früher schon gesagt, daß die Fenster auf den Hof gingen; worauf Herr Brander einen ein=

zigen Blick in das Schlafzimmer warf und dann in's untere Stockwerk hinabstieg.

An der Hausthüre angekommen, schüttelte er dem jungen Manne herzlich die Hand und ging auf die Straße. Doch kehrte er gleich darauf wieder zurück und sagte: „Apropos! fast hätten wir vergessen, ein Zeichen abzureden, wenn Sie Herrn Beil erwarten dürfen. Wie machen wir das gleich? — Richtig, sehen Sie hier neben dem Hause die Gaslaterne; ihr Licht brennt doch jeden Abend?"

„Jeden Abend, sobald es dunkel wird, zündet man sie an."

„Schön, schön! Betrachten Sie sich also die Laterne. Brennt in ihr das Licht wie gewöhnlich, so ist nichts zu erwarten, bemerken Sie aber, daß es ausgelöscht ist, so kommt Herr Beil. — Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen. Dann öffne ich langsam die Hausthüre."

„Und ziehen sich in Ihr Zimmer zurück. Sie werden mich verstehen: die Freude des Wiedersehens auf der Treppe könnte einigen Spektakel verursachen und den Herrn Blaffer beunruhigen."

„Verlassen Sie sich ganz auf mich."

„Das werde ich, vortrefflicher junger Mann," sagte Herr Brander, worauf er das Haus eilig verließ und dicht an den Häusern vorbei die Straße hinab schritt.

August kehrte in des Comptoir zurück und überzählte dort seinen Schatz — die Ersparnisse des guten Herrn Beil.

Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Johann Christian Blaffer allein.

Am Tage nach dem im vorigen Kapitel beschriebenen, an sich gewiß sehr unbedeutenden Vorfalle, befand sich Herr Blaffer allein

in seinem Comptoir und saß gedankenvoll an seinem Pulte. Er hatte die Füße auf die höchsten Sprossen des Stuhles gesetzt, weßhalb seine spitzigen Kniee so hoch empor ragten, daß er die Ellbogen darauf stützen konnte, auf welchen, oder vielmehr seinen Händen, nun der Kopf ruhte, was seiner ganzen Figur ein höchst sonderbares, nicht gerade angenehmes Aussehen gab. Dazu hatte sein Gesicht einen finstern, unheimlichen Ausdruck, den ein höhnisches Lächeln zuweilen überflog, ohne seine Züge zu verschönern. Vielmehr lag in dem Lächeln etwas so Tückisches, daß vielleicht selbst Herr Beil davor erschreckt wäre, wenn er sich seinem würdigen Prinzipal noch gegenüber befunden hätte. Herr Blaffer war offenbar in sehr trüber Gemüthsstimmung und hatte in den letzten Tagen um eben so viele Jahre gealtert. Er hatte aber auch traurige Erfahrungen gemacht, er hatte beim Verkauf seines Geschäftes gefunden, daß dasselbe in den Augen der Welt ziemlich herunter gekommen erschien, denn er hatte um mehrere tausend Gulden wohlfeiler verkaufen müssen, als er noch vor Kurzem geglaubt. Mit seinem Hause, das er ebenfalls zu Geld gemacht, war es ihm nicht besser gegangen; man hatte demselben alle möglichen Fehler nachgewiesen, und da Herr Blaffer obendrein auf baarer Bezahlung bestand, mußte er sich auch hier wieder zu einem ziemlichen Opfer entschließen. Auch Schulden hafteten noch darauf, doch, nachdem Alles abbezahlt war, blieben dem Verkäufer für Geschäft und Haus immer noch die schöne runde Summe von zwanzigtausend Gulden übrig, die er in Werthpapieren und Gold droben in seiner Kasse eingeschlossen hatte.

Aber auch Erfahrungen anderer Art hatte Herr Blaffer gemacht, und wenn er daran dachte, so überflog kein, wenn auch noch so finsteres Lächeln seine Züge; wenn ihm das einfiel, so knirschte er mit den Zähnen, so biß er auf die dünnen, blassen Lippen, so fuhr er sich durch den spärlichen Haarwuchs, und dann warf er einen scheuen Seitenblick in den Spiegel, und grinste sich selbst an,

indem er ausrief: „ja, das hat so kommen müssen, aber -- hier hier —“ fuhr er auf sein Herz schlagend grimmig fort, „hier thut das weh, o über alle Beschreibung weh!“

Eine Folge dergleichen momentanen Aufregungen war es nun, daß er darauf wieder in sein trübes Nachsinnen verfiel, daß sein Gesicht dabei wohl finster und gehässig blieb, aber daß einige Zeit darnach das höhnische Lächeln wieder wie grelle Blitze darüber hinflog. In den Augenblicken dachte er an die zwanzigtausend Gulden in seiner Kasse, daß er damit in den nächsten Tagen die Stadt verlassen, Marie mitnehmen, sich mit ihr in irgend einem kleinen Winkel verbergen wolle, sie dort auf den Händen tragen, wenn es ihm gelänge, ihre Liebe zu erwerben; sie im andern Fall aber quälen wolle, wie nie eine Menschenseele gequält worden sei. — „Ah! und ich werde sie quälen müssen,“ sagte er mit bebender Stimme und fuhr dabei mit der Hand an die Stirne, „denn es wird nur zu wahr sein, was ich in der Stadt gehört, was mir die Magd unseres Hauses endlich eingestanden. Sie liebt, sie wird wieder geliebt, es schwelgt Jemand in meinem Eigenthume — und ich bin betrogen.“

Dabei sank er wieder tiefer in sich zusammen und ruhete längere Zeit so. Ein Unbefangener hätte glauben mögen, er schlafe. Doch ging hierzu sein Athem zu unregelmäßig; bald stieß er ihn leis, aber schnell wie im Fieber, heraus, bald zog er ihn aus tiefer Brust an sich, und dann waren es schwere, schmerzliche Seufzer.

Nur der Anblick eines Papieres, welches vor ihm lag, riß ihn zeitweise aus seinen Träumereien etwas empor. Es war der Verkaufs-Contrakt der Buchhandlung, er hatte sich darin, wie wir wissen, die Anstellung eines Commis vorbehalten, ohne August vorderhand zu nennen, hatte diesem Commis ein sehr kärgliches Einkommen auswerfen lassen und allerlei für denselben bestimmt, was den Zweck hatte, ihm das Leben ziemlich sauer zu machen. So hatte er für den Bruder des Mädchens gesorgt, das er liebte,

und er lächelte abermals, indem er an die unangenehme Ueberraschung seines ehemaligen Lehrlings dachte, wenn dieser seine neue Anstellung erführe.

In diese Gedanken versunken mochte Herr Blaffer schon mehrere Stunden gesessen haben, und er war so menschenfreundlich gesinnt, daß er schon zu wiederholten Malen auf öfteres Klopfen an die Comptoirthüre keine Antwort gab. Die bescheidenen Besucher waren dann meistens wieder fortgegangen, zu furchtsam oder zu discret, um heftig an die Thüre zu pochen oder dieselbe gar zu öffnen. Endlich aber mußte Jemand davor stehen, der nicht so dachte, denn einem einmaligen Klopfen folgte ein stärkeres und dann drei so kräftige Schläge, daß der Buchhändler empor fuhr und mit wilder Stimme: „herein denn in's Teufels Namen!“ rief. Dabei machte er ein Gesicht wie ein reißendes Thier, das auf seine Beute losspringen will. Auch seine zusammengekauerte Stellung schien dies Vorhaben unterstützen zu wollen, weßhalb denn auch wohl der junge Mann, der nun in die Thüre trat, überrascht auf der Schwelle stehen blieb.

„Bei allen Göttern!“ sagte der Eintretende mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, „Sie blicken mich an, Herr Blaffer, als sei es Ihnen sehr unangenehm, mich hier zu sehen.“

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie,“ entgegnete dieser nach einem tiefen Athemzuge; „bitte sehr zu entschuldigen, Herr Erichsen; ich hatte da meine tiefen Gedanken.“

„So störe ich Sie; das thut mir leid,“ versetzte der Maler.

„O, Ihr Besuch stört nie; er erfreut nur,“ gab der Buchhändler zur Antwort; wobei er von seinem Comptoirstuhl herunter kletternd seine langen Gliedmaßen wahrhaft spinnenartig aus einander streckte. „Bitte, Platz zu nehmen. Sie machen sich selten, Herr Erichsen, sehr selten.“

„Es ist wahr,“ erwiderte Arthur, indem er sich niederließ, „ich

war lange nicht auf dem Comptoir; wir verkehrten brieflich. Aber unsere Arbeiten wurden deßhalb nicht vernächlässigt."

„Gewiß nicht; Ihre Illustrationen kamen immer zur Zeit. Da gab's nie eine Stockung."

„Aber jetzt könnte es eine geben, Herr Blaffer," erwiderte Arthur, und dabei sah er auf den Boden nieder und zeichnete mit seinem Spazierstocke allerlei Linien in den Staub. „Eine Stockung, was mich betrifft; nicht für Ihr Geschäft."

„Wie verstehe ich das, bester Herr Erichsen?"

„Ich habe eine große Reise vor," antwortete der Maler gedankenvoll, „in die Schweiz, vielleicht nach Italien, weßhalb ich nicht mehr im Stande bin, die mir übergebenen Illustrationen auszuführen. Doch wie schon gesagt: das Geschäft soll nicht darunter leiden, ich habe einen Stellvertreter gefunden, einen talentvollen jungen Mann, der es mindestens ebenso schön macht wie ich."

„Na, na, Herr Erichsen," sagte der Buchhändler höflichst, „das ist unmöglich. Aber ich begreife vollkommen, daß Sie sich wegen solcher Bagatelle nicht binden werden." — Ihm war es ja vollkommen gleichgültig, wer künftig die Illustrationen für das verkaufte Geschäft mache, ja es war ihm lieb, wenn sein Nachfolger einen guten Arbeiter verlor. Herr Blaffer nahm sein Lineal zwischen die Zähne, nickte mit dem Kopfe und sprach gedankenvoll: „So, so, Sie reisen? — Sie glücklicher Mensch! Das entschließt sich von heute auf morgen, packt ein, läßt sich Creditbriefe geben und bricht alle Verbindungen leicht ab."

Arthur seufzte ein wenig und entgegnete: „wenn man reist, bricht man freilich seine Verbindungen für einige Zeit ab, aber es ist noch die Frage, ob einem das leicht wird."

„Ah! ich verstehe!" rief Herr Blaffer mit einem pfiffig sein sollenden Lächeln, das aber nur ein Grinsen war. „Verzeihen Sie meine Indiscretion, aber in der Balkengasse wird der Abschied sehr schwer fallen."

Der Maler zuckte mit den Achseln und erwiderte, ohne Herrn Blaffer anzusehen: „da sind Sie im Irrthum. — In — der — Balkengasse — ich weiß wohl, worauf Sie anspielen — ist nichts, was meinen Abschied erschweren könnte.“

„Nichts?“ fragte lauernd der Buchhändler.

„Nichts,“ wiederholte Arthur.

„Aber doch etwas Vorübergehendes?“

„Sehr vorübergehend,“ meinte Arthur gedankenvoll.

Der Buchhändler klopfte mit dem Lineal auf seinen magern Schenkel und sagte: „schaut, wie ihr jungen Leute eigentlich seid. Da faßt ihr eine Grille auf, da seht ihr ein schönes Gesicht, und da muß nun alle Welt helfen, damit sich so ein Geschöpfchen leichter verführen läßt.“

„Bitte recht sehr, Herr Blaffer,“ sprach ernst der Maler.

„Nun, Sie werden mir das nicht übel nehmen,“ fuhr der Andere lächelnd fort. „Ich meine es ja nicht böse; und so ganz Unrecht habe ich auch nicht; ich will Ihnen das beweisen. Mußte da nicht die arme Handlung Johann Christian Blaffer und Compagnie mehr als zu viel thun an Honorar für den alten Staiger! Ich versichere Sie: viel mehr als zu viel, denn das ursprüngliche Honorar war für seine Leistungen genügend.“

„Möglich,“ versetzte Arthur träumerisch.

„Ich habe es auch nur Ihretwillen gethan. Nun, das hat er auch wohl gemerkt, und die Tochter wird nicht undankbar gewesen sein.“ — Er sprach das mit einem sehr widrigen Lächeln, welches aber der junge Mann nicht sah, da er zu Boden blickte, denn sonst würde der Ton, mit welchem er antwortete: „ich bitte darüber nicht mehr zu reden,“ gewiß ein noch viel schärferer gewesen sein. Doch setzte Arthur gleich darauf hinzu: „ich kann Sie versichern, der alte Mann hat keine Ahnung davon, daß er mir die Erhöhung seines Honorars zu verdanken hat.“

„Das kann ich nicht glauben,“ erwiderte Herr Blaffer mit

künstlichem Erstaunen. „So wird er sich nicht überschätzen. Sechs Gulden, für den kleinen Bogen," sagte er fast mit heulendem Tone. „Wenn er da nicht einsieht, daß ihm eine starke Hand geholfen, so ist es mehr als undankbar. Ueberhaupt —"

„Was überhaupt? Fahren Sie nur fort, Herr Blaffer."

„Nehmen Sie guten Rath an, mein lieber Herr Erichsen; ich kenne die Welt. Man muß sich mit solchen Leuten nicht zu tief einlassen; das benutzt einen, so lange als möglich, kommt dann ein anderer, vornehmer, reicher — oder jünger," setzte er leise und zähneknirschend hinzu, — so wird der gut Denkende auf die Seite geschoben — verlassen."

„Ja verlassen," sagte kaum hörbar der Maler.

Doch verstand ihn Herr Blaffer vollkommen; ja nicht allein das Wort, sondern auch die zerstreute und traurige Miene, mit der es Arthur sprach.

Dieser fuhr nach einer kleinen Pause trübe lächelnd fort: „wir wollen darüber weiter nicht reden; es war ein Geschäft und ist abgemacht. Apropos! haben Sie nichts mehr von Herrn Beil gehört?"

„Der Schuft!" entgegnete Herr Blaffer und stieß das Lineal heftig auf den Stuhl. „Nein, nein! Gott sei Dank! ich weiß nicht wo er crepirt ist. Ich sage Ihnen, Herr Erichsen, das war eine niederträchtige Seele."

„Sie standen nie gut mit ihm; aber für schlecht hätte ich ihn nicht gehalten. Für etwas unüberlegt — ja zu lustigen Streichen stets bereit."

„Boshaft, Herr Erichsen, boshaft wie ein Affe. Und wie konnte sich der Kerl verstellen! Zum Beispiel, haben Sie je ein Talent zum Zeichnen an ihm bemerkt?"

„Nichts auffallendes der Art."

„Ich früher auch nicht. Aber denken Sie, als er fort war, visitire ich seinen Pult und finde da ein Packetchen zugebunden,

gesiegelt und mit der Ueberschrift: meinem lieben Prinzipal, Herrn Blaffer. Hätte ich nur meiner ersten Idee nachgegeben und es in's Feuer geworfen. Aber so plagt mich der Teufel der Neugierde, und ich finde eine ganze Menge der scheußlichsten Carrikaturen."

„Ah!" machte fast lächelnd der Maler, denn ihm kam plötzlich die Idee, Herr Blaffer spreche von den Zeichnungen, die er, Arthur selbst, auf dem Pulte des Herrn Beil hie und da verfertigt.

„Carrikaturen der schändlichsten Art, und mit Beziehung auf unsern Roman: Onkel Tom's Hütte. Und mich hat er immer zur Hauptfigur genommen, mich, seinen Prinzipal und Wohlthäter."

„Das ist unerhört!" entgegnete Arthur, indem er mühsam ein ernstes Gesicht machte. „Das hätte ich hinter Herrn Beil nicht gesucht." — Doch schien er das Gespräch und überhaupt seinen Besuch abbrechen zu wollen, denn er stand auf, reichte dem Buchhändler die Hand und sagte: „so halten Sie mich im besten Andenken, Herr Blaffer, und wenn ich von meiner Reise mit vollen Mappen zurückkehre, so können wir vielleicht eine Art Reisebeschreibung daraus machen."

Herr Blaffer war hierauf schon im Begriff, über den Verkauf des Geschäftes zu sprechen, doch dachte er: „es ist besser, ich schweige darüber." Er schüttelte deßhalb die dargebotene Hand, affectirte einige Rührung und begleitete den Maler bis an die Hausthüre, worauf dieser sich entfernte.

Der Buchhändler trat in sein Comptoir zurück, und ging mit großen Schritten auf und ab, wobei er das Lineal auf dem Rücken hielt und sich zuweilen damit auf die Schulterblätter klopfte. — „Auch der hat bittere Erfahrungen," sagte er nach einiger Zeit in einem höhnischen Tone, „und ist doch hübsch und jung. Ja, trau' Einer dem verfluchten Weibergeschlecht! Wenn mich nur die dumme Grille dieses Herrn Erichsen nicht ein paar hundert Gulden gekostet hätte, die ich an das Bettelpack weggeworfen. Aber ich will mich noch dafür revanchiren. Ein recht artiger Brief an den Herrn

Staiger soll mein letztes Geschäft als Chef der Handlung Johann Christian Blaffer und Compagnie sein. Damit trat er an den Pult und schrieb mit sichtlichem Wohlbehagen:

„P. P.

Die schlechten Zeiten, unter denen gegenwärtig der Buchhandel seufzt, veranlassen uns, Sie zu ersuchen, Ihre Arbeiten für unsere Handlung einstellen zu wollen. Onkel Tom ist beendigt, und wir sind außer Stande, das neue Unternehmen, für welches ja ohnedies noch kein Contrakt zwischen uns abgeschlossen ist, in's Leben treten zu lassen.

Genehmigen Sie indessen die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit der wir sind

Johann Christian Blaffer und Comp."

Wohlgefällig betrachtete der Buchhändler den saubern Schnörkel unter seinem Namen, setzte vorsichtig das Datum von gestern bei und siegelte den Brief. Dann rieb er sich die Hände, als habe er ein gutes Werk gethan, verschloß das Comptoir und ging in sein Schlafzimmer hinauf.

Als es einige Stunden darauf dunkel wurde, saß August an dem Fenster seiner Kammer, den Blick auf die Straße gerichtet, wo man nach und nach alle Gaslampen angezündet hatte; auch die bewußte vor dem Hause brannte hell und lustig, und so sehr der Lehrling auch umher spähte, nirgendwo ließ sich etwas sehen, welches Lust zu haben schien, diese einzige Flamme wieder zu verlöschen und so den sehnlichst erwarteten Besuch des Herrn Beil anzuzeigen.

Endlich wurde August zum Nachtessen gerufen, und das ging trübselig vorüber wie die meisten in der letzten Zeit. Herr Blaffer sprach nichts und warf nur zuweilen finstere Blicke über den Tisch hinüber nach Marien, welche in tiefe Gedanken versunken zu sein schien, und wohl aus diesem Grunde häufig etwas Unpassendes sagte, oder da lachte, wo es gerade nicht nothwendig war, — ein Benehmen, welches die gute Laune des Buchhändlers durchaus nicht

erhöhte, ja ihm einige beißende Bemerkungen ablockte, welche von dem jungen Mädchen nicht gerade auf die ehrerbietigste Art beantwortet wurden. Dann wurde der Prinzipal heftig, grob und kränkend, was zur Folge hatte, daß sie ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, den Teller hastig zurückstieß, sich vom Tische erhob und auf ihr Zimmer ging.

Glücklicher Weise ließ sich August diese Scene gar nicht anfechten, sondern speiste mit großer Gemüthsruhe, wornach auch er seine Dachkammer aufsuchte. Trotzdem es ihm aber in der letzten Zeit besser in dem Hause gegangen, so erschien ihm doch Manches dafür so unheimlich und widerwärtig, daß er sich nach der früheren Zeit zurücksehnte, und namentlich nach Herrn Beil, mit dem er so manche Stunde angenehm verplaudert, und der es so vortrefflich verstanden, seine guten Lehren humoristisch in artige Gleichnisse einzukleiden, und der selbst Püffe und Katzenköpfe auf ungezwungene und fast angenehme Art zu geben wußte, so daß man ihm gar nicht einmal darüber böse sein konnte. Ach! sogar dieser Püffe erinnerte sich August sehnsüchtig, und er hätte gern dergleichen wieder ausgehalten, dann wäre ja der gute Herr Beil wieder bei ihm gewesen. — Aber er hatte seinen Besuch noch nicht angezeigt, denn drunten die Gasflamme brannte hell wie immer, bestrahlte den eisernen Kandelaber und warf einen weiten Lichtkreis vor sich auf den Boden. — Doch halt! was war das? Plötzlich war das Licht verlöscht, und August hatte doch Niemand gesehen, der sich demselben genähert. Wie schlug ihm sein Herz! Er eilte an die Kammerthüre und horchte in's Haus hinab. Drunten war Alles stille; der Buchhändler hatte sich zur Ruhe begeben, und als August aufmerksamer lauschte, hörte er ihn aus seinem Schlafzimmer leise husten. Er wartete noch eine lange, lange halbe Stunde, dann ließ er sich an dem Treppengeländer hinab gleiten. Er hatte dies Manöver oft ausgeführt, wenn er sich verschlafen hatte und von dem Prinzipal nicht gehört sein wollte. Unten angekommen,

schlich er leise zur Hausthüre, drehte den Schlüssel zweimal, schob die schweren Riegel zurück und kehrte nun, gehorsam dem erhaltenen Befehl, mit verhaltenem Athem in seine Dachkammer zurück.

Jede Minute, die er hier oben zubringen mußte, däuchte ihm eine Ewigkeit. Er hielt das Ohr an die Thüre und lauschte angestrengt in's Haus hinunter. — Alles ruhig und still, sogar Herr Blaffer hüstelte nicht mehr; wahrscheinlich war derselbe eingeschlafen. Doch jetzt vernahm August ein Geräusch — aber nein, es kam nicht unten vom Hause herauf, es kam vom Dache her. Was konnte das sein? Ja, in der Nebenkammer, wo ehedem die Schwester geschlafen, vernahm er es jetzt. Dort schlich etwas auf dem Boden, dort tappte es an der Wand fort und suchte die Thüre zu finden. Das konnte doch nicht Herr Beil sein, der sollte ja, was natürlich war, unten zur Hausthüre herein kommen. Und doch — es war keine Täuschung möglich — ihm gegenüber an der andern Kammerthüre bewegte sich etwas. Vorsichtig wurde auf die Klinke gedrückt, und sie hob sich ganz geräuschlos. Doch ehe die Thüre geöffnet wurde, hatte August die Geistesgegenwart, sein Licht auszulöschen. Darauf lugte er wieder auf den Gang hinaus, während sein Herz so heftig klopfte, daß er fürchtete, die Schläge müssen seine Gegenwart verrathen; dabei hatte er ein eigenes Gefühl in den Haarwurzeln; es war ihm, als drehe sich jedes einzelne Haar langsam herum. Er dachte an Räuber, Mörder und Gespenster. An die letzteren zumeist, denn das, was ihm gegenüber jetzt die Thüre geöffnet hatte und über den Gang dahin schwebte, konnte unmöglich ein menschliches Wesen sein. Er hörte keinen Tritt, er sah nur einen Schatten gegen die Treppe schweben und dann auf dem tieferen Dunkel derselben verschwinden. — Was war das? Hätte er nicht den Herrn Beil erwartet und sich also gefürchtet, Lärmen zu machen, so würde er unfehlbar durch sein Geschrei das Haus erweckt haben. So aber eilte er an das Fenster zurück, betrachtete sich nochmals die finstere Gaslaterne und sah dann auf die Straße,

ob sich nicht eine Spur von dem erwarteten Freunde entdecken ließe. Wer aber beschreibt seine Ueberraschung, als er sich wieder umwandte und unter der Thüre der Kammer ein helles Licht gewahrte, welches ihm so blendend in die Augen fiel, daß er nicht im Stande war, den Träger desselben zu erkennen. Sollte das vielleicht Herr Beil sein? — Aber warum dann so still und stumm in das Zimmer treten? Die Nerven des armen Lehrlings waren so aufgeregt, daß er, anstatt eine Frage zu thun, die Hände vor das Gesicht preßte und auf einen Stuhl niedersank.

Die Laterne an der Thüre oder vielmehr der Träger derselben bewegte sich in's Zimmer hinein und eine Stimme, die nicht wie die des Herrn Beil klang, aber auch keine ganz fremde für den Lehrling war, sagte ihm: „Sie haben Ihr Wort gehalten; ich danke Ihnen dafür."

„Gott sei Dank!" dachte August, indem er die Hände langsam herabsinken ließ, „das spricht doch jetzt und schleicht nicht mehr so gespensterhaft im Hause umher." Er wagte es auch aufzublicken, und da nun der Eingetretene die kleine Blendlaterne, welche er in der Hand trug, von sich abhielt, so erkannte August mit Erstaunen die Züge des Herrn Brander, welcher ihm den Besuch des Freundes angezeigt.

„Sie wundern sich, mich hier zu sehen," sagte dieser. „Das kann ich mir denken. Aber es anders zu machen war unmöglich. Herr Beil ist verhindert und ich komme, Ihnen das zu sagen."

„Dafür bin ich Ihnen sehr verbunden," erwiderte kleinlaut der Lehrling. „Doch erlauben Sie mir eine Frage. Warum kamen Sie nicht zur Hausthüre herein und die Treppen herauf und zogen es lieber vor, über das Dach in's Haus zu klettern?"

„Hörten Sie Jemand über das Dach in's Haus klettern?" fragte aufmerksam der Andere.

„So leise Sie auch gingen, so hörte ich Sie doch und sah auch, wie Sie die Treppe hinab schwebten."

„Ah! er ist schon da," murmelte Herr Brander. „Nun, er hat den Weg oft genug gemacht und die Liebe treibt ihn. — Sie irren," wandte er sich laut an den Lehrling, „ich stieg die Treppen herauf."

„Und der Andere?" fragte angstvoll der Lehrling, dem es anfing bei der Sache unheimlich zu werden.

„Der Andere ist ein guter Freund von mir und Herrn Beil, der hier einige kleine Geschäfte zu besorgen hat."

„Zu dieser Stunde?" versetzte August, der endlich, obgleich spät genug ahnte, er habe einen dummen Streich gemacht, fremden Leuten bei Nacht die Thüre zu öffnen.

„Ja, zu dieser Stunde, mein lieber junger Mann," entgegnete freundlich Herr Brander. „Er besorgt seine kleinen Geschäfte, hat aber dabei immer noch Zeit, aus irgend einem Winkel hervor seine Augen auf Sie zu richten."

„Wo?" fragte angstvoll der junge Mensch, indem er sich erschreckt umschaute.

„Das ist gleichgültig; auch habe ich nicht lange Zeit zu Erklärungen. Hören Sie mich aber gefälligst einen Augenblick aufmerksam an. Sie erwarten Herrn Beil, Herr Beil aber ist verhindert zu kommen, heute, morgen, die übrigen Tage. Doch wünscht er sehnlich Sie zu sehen und wird nicht verfehlen, Ihnen in den nächsten Tagen einen Weg zu diesem Zwecke anzeigen zu lassen. Doch verlange ich Eins von Ihnen: Sie bleiben ruhig auf Ihrem Zimmer, schließen Ihre Thüre ab und bekümmern sich nicht um das, was Sie allenfalls von drunten im Hause hören sollten."

„O mein Gott!" rief August in kläglichem Tone. „Sie haben Schlimmes vor. Aber ich will mich nicht daran betheiligen, ich werde nach Hülfe schreien und den Prinzipal wecken."

„Versuchen Sie das," sagte der Andere mit drohender Stimme. „Rufen Sie um Hülfe, rufen Sie meinetwegen die Polizei. Ich werde mich ruhig hieher setzen, mich mit Ihnen fangen lassen, denn

der Hehler ist wie der Stehler; ich bezahlte Sie reichlich dafür, daß Sie mir die Hausthüre öffneten und will das vor aller Welt beschwören. — Seien Sie kein Kind," fuhr er nach einer Pause fort, als er sah, daß der Lehrling seinen Kopf abermals in die Hände vergrub und darauf mit einer Jammermiene empor blickte. „Glauben Sie mir, es soll Niemand ein Leides geschehen. Sollten Sie aber, sobald ich diese Kammer verlasse, dennoch Geräusch machen, um Hülfe rufen oder dergleichen Tollheiten treiben, so vergessen Sie ja nicht, daß Jener, der vorhin über den Gang schlich, in Ihrer Nähe ist und daß Sie beim ersten Laut ein Kind des Todes sind."

August konnte vor Entsetzen kein Wort hervorbringen; er blickte scheu um sich, denn plötzlich war das Licht der Blendlaterne nicht mehr sichtbar, doch fühlte er die Hand des fremden Mannes, welcher ihn an der Schulter rüttelte und ihm in's Ohr raunte: „Haben Sie Ihr Leben lieb und machen Sie keinen Lärmen." —

Bevor sich an diesem Abend Herr Blaffer zur Ruhe begeben hatte, war er noch längere Zeit in tiefem Nachdenken im Zimmer auf und ab spaziert. Seine Sachen waren geordnet, die Papiere über den Kauf ausgewechselt, das Geld lag im Kasten, er war im Begriff, in ein ganz neues Verhältniß einzutreten, weßhalb es denn auch leicht begreiflich war, daß er den vergangenen Tagen einen kleinen Rückblick schenkte. Herr Blaffer hatte von seiner frühesten Jugend an tüchtig gearbeitet, seine Zeit, sein Geld zu Rath gehalten, was ihm übrigens leicht war, da er nicht von den gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen berührt wurde. Er trank nicht, er spielte nicht, er war gegen das schöne Geschlecht vollkommen gleichgültig. So mußte es denn auch kommen, daß er etwas vor sich gebracht, ja, Herr Blaffer war auf dem Punkte, ein recht wohlhabender Mann zu werden, als ihm einige Unternehmungen fehlschlugen und ihn eine bedeutende Summe kosteten. Das ent=

muthigte ihn und von dem Augenblicke an trachtete er mehr darnach, sein Vermögen zu erhalten, als zu vermehren.

Da kam jenes Mädchen in sein Haus, und die Flamme, die sein Herz plötzlich ergriff, brannte um so gefräßiger, als dieses Herz alt, dürr und trocken war. Vergebens hatte er eine Zeit lang gegen diese Leidenschaft angekämpft: sie war stärker als sein Wille, er unterlag, und jedes Opfer, was er gezwungen war, derselben zu bringen, däuchte ihm leicht zu sein. Deßhalb hatte es ihm auch wenig Kummer gemacht, daß die Firma, die er gegründet, in fremde Hände überging, daß das Haus, in welchem er geboren, jetzt von Andern bewohnt werden sollte. Alles das beschäftigte seinen Geist wenig, aber eine andere Frage lag auf seiner Seele und verursachte ihm ein Gefühl, als tropfe von Sekunde zu Sekunde flüssiges Metall auf sein Herz. Die Frage: ist sie dir wirklich untreu geworden? — eine Frage, die tausend Teufel in seiner Brust mit jubelndem Ja beantworteten. Dann ballte er krampfhaft die Hände, fuhr in sein spärliches Haar und stöhnte: „O nur Gewißheit darüber, nur Gewißheit, daß ich ein Recht hätte, sie zu fassen und langsam zu verderben.“

Endlich begab er sich zur Ruhe, und nachdem er sich lange umhergeworfen, kam der Schlaf auf seine Augen, ohne ihn zu beglücken. Denn die wilden Gedanken, die ihn wachend beschäftigt, hatten sich schon in schlimmere Träume verwandelt, die ihm alles, das, was er fürchtete, in den schrecklichsten, üppigsten Bildern vormalten. Ihm träumte wieder, es schleiche Jemand durch das Haus und komme an ihre Zimmerthüre. Diese wurde langsam geöffnet und von Licht und Glanz überflossen empfing sie den Geliebten, den wirklich und einzig Geliebten. Das sah man an dem innigen Blick ihres feuchten Auges, an dem Lächeln um ihren leicht geöffneten Mund, an dem Zittern ihrer Hand, die sie ihm entgegen streckte und mit der sie ihn alsdann hastig zu sich in's Zimmer zog. — Ah! —

Es gibt einen leichten, unruhigen Schlaf, aus dem man sich emporreißen kann, erwachen durch die Kraft des Willens. So auch der Schläfer hier, als ihm dies geträumt. Er that einen tiefen Athemzug, er öffnete gewaltsam die Augen, er erwachte, er horchte, wie er oft in der Nacht that. Spielten denn seine Träume in die Wirklichkeit über, wie sich vorher seine Gedanken in Träume verwandelt? Konnte er sich diesmal täuschen? — Schlich nicht Jemand draußen auf dem Gange?

Im Nu war Herr Blaffer aus dem Bette und stand mit verhaltenem Athem an der Stubenthüre. Oh! der Buchhändler war nicht so leicht zu überlisten! Schon lange schloß er seine Thüre nicht mehr fest, damit das Geräusch des Schlosses ihn nicht verrathe, wenn er auf den Gang blicken wollte. Allabendlich löschte er sein Licht aus und dann zog er den Thürflügel so viel zurück, daß er durch die entstandene Spalte hinaus schauen konnte.

So war es auch heute Abend geschehen, und als er zitternd vor Erwartung davor stand, sah er genau dasselbe, was ihm wenige Augenblicke vorher geträumt. Sie stand an ihrer Stubenthüre und von Licht und Glanz übergossen empfing sie den Geliebten — den wirklich und einzig Geliebten. Das sah man an dem innigen Blick ihres Auges, an dem Lächeln um ihren leicht geöffneten Mund, an dem Zittern ihrer Hand, die sie ihm entgegen streckte und mit der sie ihn alsdann hastig zu sich in's Zimmer zog. Darauf schloß sich die Thüre wieder — und der Riegel wurde vorgeschoben. — Nein, er auf dem dunkeln Gange träumte nicht mehr, wie er wohl gehofft, wie er glaubte, denn er schlug sich so lange vor die Stirn, bis sie ihn schmerzte, er preßte die Hand krampfhaft auf die Brust und fühlte sein Herz schlagen. Er wollte vorwärts stürzen und die Thüre mit einem Fußstoß eintreten. Aber er besann sich eines Bessern; der da drinnen war vielleicht stärker als er, und da er Rache nehmen wollte, blutige Rache, so mußte er sich eine Waffe suchen. Wo war etwas der

Art im Hause? Er dachte eine Sekunde nach, dann trat er in's Zimmer zurück, warf sich mit fiebrischer Hast in die Kleider und schlich auf den bloßen Füßen die Treppen hinab nach dem Magazine, dessen Thüre er geräuschlos öffnete. Dort in einer Ecke neben der Wage lag das große Packmesser. Als er das kalte Heft desselben ergriff, durchschauerte es ihn unheimlich; er fuhr mit der andern Hand an die glühende Stirn und wischte sich die Schweißtropfen davon ab. Auch bedeckte er einen Moment lang seine Augen, denn trotz der tiefen Finsterniß, die ihn umgab, gaukelten allerlei formlose Gestalten um ihn her. Das war sein empörtes Blut, welches ihn auch Funken und Blitze sehen ließ, die seinen Augen zu entspringen schienen. Dabei hatte er das Gefühl, als wanke der Boden unter ihm, und als er nun doch vorwärts strebte, dem Ausgang und der Treppe zu, schwankte er hin und her, und mußte sich an den Wänden halten und zuweilen einen Augenblick ausruhen, um nicht niederzustürzen. Von seinen verwirrten Sinnen blieb nur ein einziger klar und thätig — das Gehör. In seinen wildesten Gedanken, mitten in den qualvollsten Anstrengungen des kraftvollen Vorwärtsstrebens lauschte er angestrengt — und jetzt — hörte er abermals schleichende Tritte. Ja, das war er, dem das Mädchen die Thüre geöffnet; er mußte es sein. — Und doch! Er sammelte einen Augenblick seine zerstörten Gedanken, um sich zu erinnern, wo er sich befinde, und als ihm klar wurde, daß er im Magazine sei, wußte er auch im gleichen Augenblicke, daß die Tritte, die er hörte, aus seinem eigenen Schlafzimmer herunter tönten und nicht aus dem ihrigen. Er horchte angestrengter. Er vernahm ein leises Klirren; — ja, er irrte sich nicht: droben wurde ein schweres Schloß geöffnet. — Herr des Himmels! das seiner Kasse. Er zuckte aus seiner horchenden Stellung empor, er strebte die Thüre zu erreichen, und als er gerade auf den Gang hinaus wollte, vernahm er, daß droben ein Fenster geöffnet wurde. Unwillkürlich wandte er den Kopf und blickte auf die untern Fenster,

die von dem Magazin auf den Hof gingen und mit denen seines Schlafzimmers correspondirten. Da sah er, wie sich von oben ein Körper langsam herab bewegte: es war ein Mann, der sich an einem Stricke herunter ließ. — „Räuber! Räuber!" schrie Herr Blaffer, so laut er konnte. Dabei stürzte er gegen das Fenster, riß es auf und da in diesem Augenblicke der Körper eines Menschen, eines Diebes, gerade vor demselben schwebte, so stieß er demselben mit aller Kraft das große Packmesser in den Leib, worauf der vor dem Fenster augenblicklich den Strick losließ und dröhnend zu Boden fiel.

Leider ließ sich Herr Blaffer darauf verleiten, dem Fallenden nachzublicken, aber nur eine Sekunde lang streckte er seinen Kopf zum Fenster hinaus. Dann taumelte er von einem furchtbaren Schlage auf denselben getroffen in das Zimmer zurück, wo er regungslos liegen blieb. —

Der Lehrling hatte droben zitternd in einem Winkel seiner Dachkammer gesessen. Mehrmals war er aufgesprungen und im Begriff, herunter zu eilen, doch jedesmal hielt ihn eine große Angst zurück. Er war sicher, sobald er auf den Gang hinaus träte, augenblicklich zu Boden geschlagen zu werden. Wohl hatte er vernommen, daß Jemand das Schlafzimmer des Prinzipals verlasse, — wahrscheinlich Herr Blaffer selbst, der sich in das Magazin hinunter begab. Später hörte er andere Tritte, die sich in dem Schlafzimmer verloren; vielleicht war der Buchhändler wieder herauf gekommen. Ein Fenster wurde geöffnet und kurze Zeit darauf war es die Stimme des Prinzipals, welche „Räuber! Räuber!" rief.

Jetzt eilte August auf den Gang hinaus und wollte die Treppen hinab, als er unten im Hause flüsternde Stimmen vernahm: die seiner Schwester und die eines Mannes. Was war das? Von all' diesem Räthselhaften überrascht, blieb er oben an dem Geländer stehen und horchte. Zwei Personen schlichen die Treppen

hinab, durch den Gang nach der Hausthüre, und darauf vernahm er deutlich, wie diese letztere zugezogen wurde. Er hörte das Schloß zuschnappen, dann war Alles todtenstill im Hause. — Langsam, auf jeder Stufe stehen bleibend, stieg nun der Lehrling die Treppe hinab. Die Stille in dem Hause war ihm fürchterlich. Endlich gelangte er in die Küche, neben welcher die alte Magd in einem Verschlage schlief. Sie hatte von dem Lärmen nichts gehört und war schwer zu erwecken. August hatte die Thüre vorsichtig hinter sich geschlossen und erst als er Licht angezündet und die Magd bereit war, ihm zu folgen, wagte er sich wieder in den Gang hinaus.

Die Thüre des Magazins stand offen und in demselben lag Herr Blaffer am Boden, schwer athmend, doch ohne äußere Verletzung. Der Schlag auf den Kopf hatte ihn betäubt, doch kam er bald wieder zu sich, und als er sich des Geschehenen erinnerte, als ihm all' das Schreckliche einfiel, welches geschehen, preßte er beide Hände gegen seine Schläfe und eilte zähneknirschend in das Haus hinauf, um über die Größe des angerichteten Unglücks in's Klare zu kommen.

Dies konnte nun nicht größer sein und war für ihn niederschmetternd. Die Thüre zu Mariens Schlafzimmer stand offen, sie selbst war verschwunden. Mit wankenden Schritten kehrte er in sein Zimmer zurück und wagte es kaum, seine geöffnete Kasse mit scheuem Blick zu betrachten: sie war leer, — er war ein ruinirter Mann, und man hatte ihm Alles, Alles gestohlen.

Als am andern Morgen die Polizei, von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, sich an Ort und Stelle begab, hatte es der Chef derselben für wichtig genug gefunden, sich selbst dorthin zu verfügen, um in seinem Beisein die Local-Inspection vornehmen zu lassen. Herr Blaffer, den die schrecklichen Vorfälle auf das Bett geworfen hatten, sagte ohne Rückhalt, was er wußte. August dagegen hatte sich vorgenommen, Einiges, wie zum Beispiel den Be-

such des Herrn Brander, die Geschichte mit den Dukaten, sowie das Oeffnen der Hausthüre, als unwichtig zu übergehen. Doch waren der Polizeidirektor, namentlich aber sein erster Sekretär, nicht die Leute, denen eine Persönlichkeit, wie der blonde Lehrling, im Stande gewesen wäre, etwas zu verschweigen. August wurde in die Enge getrieben, und als ihm der Präsident mit angefaßter Nase, die er zornig bald rechts bald links zog und sie alsdann drohend in die Höhe schnellen ließ, auseinandersetzte, daß es ein wahres Verbrechen sei, der Polizei etwas zu verheimlichen, berichtete er die ganze Geschichte, ja er wurde gezwungen, am Schlusse weinend den Namen des Herrn Beil anzugeben, als den Freund, den er erwartet.

Man kann sich denken, daß Herr Blaffer über seinen ehemaligen Commis das Schlimmste aussagte, was namentlich den Polizeipräsidenten veranlaßte, ein genaues Signalement des Herrn Beil aufzunehmen, eine Sache, die bei der auffallenden Körperbeschaffenheit desselben nicht schwer war.

Daß bei dieser Localinspection die Fenster, durch welche sich der Dieb herabgelassen, sowie der Hof auf's Genaueste untersucht wurde, brauchen wir wohl nicht zu sagen. Auf dem weichen Boden des letztern fand man übrigens genaue Spuren von dem, was hier vorgefallen. Man sah, daß hier ein menschlicher Körper niedergestürzt war, man bemerkte Blutspuren und rings herum Fußtritte, welche deutlich anzeigten, daß mehrere Personen da gewesen, den Gefallenen aufgehoben und über die niedrige Mauer auf die Straße geschafft hatten. Der ganze Boden war mit schweren Stiefelabsätzen zertreten, und als sich einer der Polizeibeamten in seinem Geschäftseifer das Vergnügen machte, mehrere dieser Fußspuren der Länge und Breite nach zu messen, entdeckte er zufällig ein Papier, welches fast ganz in die feuchte Erde hinein getreten war. Da bei dergleichen Geschichten Alles von Wichtigkeit ist, so zog er es säuberlich hervor und händigte es dem Sekretär Seiner

Excellenz ein. Dieser entfaltete es behutsam, warf einen Blick hinein und sein trockenes Amtsgesicht strahlte darauf vor Freude und Ueberraschung. „Euer Excellenz," sagte er, als er das Papier dem Präsidenten überreichte, „hier ist der deutliche Beweis für meine Behauptung, die ich schon lange Zeit aufzustellen wagte, daß nämlich in hiesiger Stadt eine wohlorganisirte Bande besteht, welche von mächtiger Hand und, man kann es nicht läugnen, bis jetzt mit großer Umsicht geführt wurde. Dieses Papier enthält eine Instruction über den hier verübten Einbruch, in der Alles auf das Genaueste vorgesehen ist. Wenn es nicht eine so schlechte Sache beträfe, so würde ich es außerordentlich nennen."

Die Nase Seiner Excellenz hatte sich gerade nach dem oberen Fenster gerichtet, doch fing er sie mit einem gewandten Griffe ein und zog sie auf das zerknitterte und beschmutzte Papier herab. Auf diesem stand mit sehr undeutlichen und verwischten Schriftzügen Folgendes: „Zwei, Sechs, Acht und Zehn soll sich dabei betheiligen, sie umstellen das Haus, während Eins durch die geöffnete Thüre eintritt. Der Bewußte ist bereit, das Mädchen zu entführen; er erhielt Gelder und Papiere und wird nicht eingeholt werden. Geräusch an ihrer Zimmerthüre muß den Andern hervorlocken. Forcirt er die Thüre, so muß ihn der junge Mensch auf sich nehmen, bis das Geschäft drüben beendigt ist. Es soll keine Gewalt angewandt, vielmehr, wenn sich Hindernisse finden, die ganze Sache verschoben werden."

„Da ist kein Zweifel mehr," sagte der Präsident mit großer Wichtigkeit, als er gelesen, und fügte hinzu, nachdem er sich rings umgeschaut: „vor allen Dingen gilt es nun, über die ganze Geschichte ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten. Unsere Leute sind durch ihren Eid gebunden; der Buchhändler wird ohnedies nicht darüber sprechen, und was den jungen, angehenden Taugenichts anbelangt, so wollen wir den ein wenig in Gewahrsam nehmen. Das ist eine Sache," wandte er sich mit leiser Stimme

an seinen Sekretär, „die reiflich überlegt sein will und klug eingefädelt. Hauptsächlich muß uns Alles daran gelegen sein, den Aufenthalt des gewissen Beil zu erfahren, damit wir den fassen können.“ Der Präsident unterstützte bei diesen Worten seine Rede pantomimisch dadurch, daß er mit seinen fünf Fingern die eigene Nase umspielte und sie dann plötzlich und unversehens ergriff. Der Sekretär aber spitzte wohlgefällig seinen Mund, schloß dabei die Augen und sein angenehmes Lächeln schien sagen zu wollen: o der ist uns sicher!

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

General und Präsident.

Vielleicht hat der geneigte Leser noch nicht vergessen, daß man von dem königlichen Adjutantenzimmer gerade vor sich einen Flügel des Schloßbaues sah, denselben, nach dessen Fenstern Graf Fohrbach, sowie seine jungen Kameraden zuweilen ihre Beobachtungen anzustellen pflegten. Der erste Stock dieses Baues war, wie wir ebenfalls wissen, von seiner Excellenz, dem General-Adjutanten Baron von W., bewohnt, einem alten Herrn, dessen Bekanntschaft wir auf der Soirée des Kriegsministers Excellenz gemacht.

Der Baron hatte seine großen Eigenthümlichkeiten, und eine für die königlichen Adjutanten gerade nicht angenehme, bestand darin, daß er stundenlang an einem Fenster seiner Wohnung saß und mit einer Lorgnette die Umgebung des Schlosses, die An- und Abfahrenden, Fußgänger und Reiter beobachtete. Es war gerade, als führte der alte Herr darüber ein Journal, denn wenn er zufällig etwas entdeckte, was nicht jeden Tag vorkam, so vergaß er das niemals und wußte es später bei einer Hoftafel, einem

Ball oder dergleichen immer so anzubringen, daß irgend Jemand darüber in Verlegenheit kam, oder doch in den Fall sich entschuldigen zu müssen. Viele suchten die Ursache dieser bösartigen Schwatzhaftigkeit Seiner Excellenz in dem Alter desselben oder in der Einsamkeit, in der er seine meisten Stunden verbrachte, denn Kinder hatte er keine, und mit der Baronin, seiner Frau, so munkelte die böse Welt, lebte er auf gar keinem vertraulichen und mittheilsamen Fuße. Die älteren Herren bei Hofe aber, die ihn noch von der Zeit her kannten, wo er als Adjutant des hochseligen Königs fungirte, nannten ihn, wenn sie allein waren, einen boshaften Affen, dessen einziges Vergnügen es von jeher gewesen sei, die Leute unter einander zu verhetzen, überall Zwietracht zu säen und sich dann händereibend an den unangenehmen Scenen zu erfreuen, die er angestiftet.

Wenn man übrigens die alte Excellenz sah, wie sie so mit gekrümmtem Rücken dahin schlich, die Hände hinter sich haltend, in der Rechten eine goldene Tabatière, die sie mit zitternden Fingern beständig drehte, leise und vorsichtig dahin gleitend, um kein Aufsehen zu erregen, von einem Salon in den andern, und dazu das spitze, gelbe vertrocknete Gesicht, die lebhaften, listigen Augen und die schwarze Perrücke, so mußte man, nach dem Aeußern urtheilend, unbedingt der Ansicht Derer sein, welche den General für einen Schleicher hielten und ihm nichts Gutes zutrauten.

Bei den jüngeren Adjutanten und Ordonnanz-Offizieren galt er überdies für einen Hofwetter-Propheten, und alle behaupteten steif und fest, wer von ihnen den Baron drüben des Morgens vor dem Rapporte in seiner weißen Nachtmütze am Fenster erscheinen sehe, der habe unbedingt im Laufe des Tages irgend eine Unannehmlichkeit zu erwarten. Und diese böse Vorbedeutung konnte nur paralisirt werden, wenn sich zufälliger Weise auch die Baronin sehen ließ. Denn daß die arme Frau der gute Geist des Hauses sei, die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Grazie in Person, darüber waren

nicht blos die jüngeren und älteren Herren, sondern, was viel sagen will, selbst die alten Hofdamen einig.

Die arme Frau führte aber bei ihrem Tyrannen ein beklagenswerthes Leben. Fast täglich berichteten die Adjutanten einander über Scenen, die es drüben gegeben, und wenn man gerade nichts sah, so hörte man öfters die schrille Stimme des Barons, oder entnahm einen vorübergegangenen Sturm aus allerhand kleinen Anzeichen. Man bemerkte dann die schöne Frau mit verweinten Augen, man sah sie in ihrem Coupé ausfahren, wobei auf seinen Befehl die grünen Vorhänge desselben fest herabgezogen waren.

Der General wußte übrigens ganz genau, daß man ihn vom Schlosse aus beobachte, und deßhalb hatte er schon öfters wochenlang seine Fensterläden fest verschlossen gehalten. Doch konnte er sich nicht entschließen, die andere Seite seiner Wohnung zu beziehen, denn es war ihm, wie schon früher bemerkt, ein Bedürfniß geworden, die Ein- und Ausgänge des Schlosses vor Augen zu haben.

Es war kurz vor der Carnevalszeit und der Major von S. hatte den Dienst in dem königlichen Vorzimmer. Er stand vor dem schon oft erwähnten Fenster, neben ihm Graf Fohrbach, und das Gespräch war unter Anderem auf die Bewohner des Schloßbaues gekommen, und beide Herren ergingen sich in ähnlichen Betrachtungen, wie wir sie Eingangs dieses Kapitels unseren Lesern mitgetheilt haben.

„Es muß da drüben in der letzten Zeit etwas vorgefallen sein,“ meinte der Major. „Du hast auch wohl davon gehört?“

„O ja. Aber im Hause selbst ist nichts passirt; du meinst die Geschichte auf dem neulichen Hofconcerte.“

„Ja, aber ich weiß sie nicht genau. Ich hatte an dem Tag den Dienst und war sehr dankbar dafür, daß es uns freigestellt wurde, zu bleiben oder zu gehen. Ich zog begreiflicher Weise das Letztere vor.“

„Ich dagegen war glücklich, daß man mich eingeladen," lachte der Graf.

„Das glaube ich. Du durftest schmachtend die Augen niederschlagen und sie wieder öffnen; du durftest dir mit vielsagendem Blick durch das Haar fahren und deinen Schnurrbart kräuseln, du durftest hüsteln durch alle Nuancen."

„Allerdings. Aber trotzdem sah ich, was bei Hofe vorging und bin geneigt, dir darüber zu rapportiren. Du weißt, ich fuhr mit Steinfeld hieher. Der arme Kerl, viele Jahre abwesend, war aus allen Bekanntschaften heraus und mußte sich vorstellen lassen wie ein neuer, eben erst bei Hof erscheinender Kammerherr. Nun, ich sorgte für ihn und machte ihm die Honneurs bei Hofe."

„Da fingst du bei dem jüngsten Ehrenfräulein an; ich kann mir das denken."

„Im Gegentheil. Ich sparte Eugenie fast bis zuletzt auf, aber du hättest seine großen Augen sehen sollen, als wir nun zurücktraten und ich ihm zuraunte: Das ist die künftige Gräfin Fohrbach."

„Hm!" machte der Major. „Aber die Geschichte."

Der Graf sah ihn einen Augenblick fragend an, doch kannte er ihn zu genau, um sich die vergebliche Mühe zu machen, ihn wegen des „hm!" zu befragen. „Endlich also," fuhr er fort, „suchte ich Hugo auch der Baronin v. W. zu präsentiren. Ich hatte sie zu Anfang des Concerts gesehen, dann aber war sie mir aus den Augen verschwunden. Nun, ich präsentirte Steinfeld ihrem Manne, dem alten General, und bat ihn um die Erlaubniß, meinen Freund der Baronin vorstellen zu dürfen. — „Meine Frau," sagte er, „klagt über Kopfweh und zog sich in die hinteren Zimmer zurück." Wir suchten sie also auf."

„Das hättest du nicht thun sollen. Eine so kluge Frau wie die hat immer ihre guten Gründe, wenn sie sich aus dem Cercle zurückzieht. Sie wollte vielleicht von Jemanden nicht gesehen sein."

„Du könntest Recht haben; aber ich bin noch nicht alt genug, um alle die Nuancen des Hoflebens zu verstehen. Nun also, wir fanden sie, ich stellte Hugo vor —“

„Und die Baronin erschrack vielleicht?“

„Nein, die Baronin erbleichte nur, wenn man das bei ihrem ohnedies bleichen Teint sagen kann. Aber Steinfeld erschrack, fuhr zusammen, drückte krampfhaft meinen Arm und kam so aus aller Contenance, daß ich mich mit meiner bekannten Geistesgegenwart, — die auch du kennst,“ setzte er lächelnd hinzu, — „in das Gefecht werfen mußte, um mit meinem Vorgestellten nicht eine totale Niederlage zu erleben.“

„Und sein Erschrecken war auffallend?“

„Ungeheuer. Die kleine U., die daneben stand, machte ein langes, überraschtes Gesicht.“

„Und der alte General war in der Nähe?“

„Der Teufel führte ihn gerade daher, oder vielmehr der Herr Herzog, denn dieser brachte ihn in diesem ungeschickten Moment in die hinteren Zimmer.“

„Das ist eine räthselhafte Geschichte,“ meinte der Major, indem er den rechten Arm gegen das Fenster lehnte und den Kopf darauf stützte. „Und hast du auch gehört, wie man behaupten will, daß der General harte Worte zu seiner Frau sagte?“

„Etwas davon vernahm ich schon; begreiflicher Weise zogen wir uns zurück, deßhalb konnte ich an der Thüre nur verstehen, daß der General zu seiner Frau sprach: Madame, wir fahren nach Hause!“

„Vielleicht hat er auch weiter nichts gesagt, denn du weißt, wie in der Welt jedes Wort auseinander gezerrt wird. Die kleine U. war bei meiner Frau und wollte allerlei gehört haben, von Einverständnissen, die die ganze Welt merken müsse und die er, der General, schon entdecken wolle.“

„Unter uns gesagt, Steinfeld erschien mir höchst merkwürdig,

Er war wie verwandelt, wollte Niemand mehr sehen, sprach nicht mehr, und kurze Zeit nachher war er verschwunden. — Aber jetzt habe ich dir diese interessante Geschichte erzählt, dafür bezeige dich dankbar und sage mir, warum hast du vorhin hm! gemacht, als ich von der zukünftigen Gräfin Fohrbach sprach?"

Der Major lachte laut auf. „Man kann sich bei dir nicht genug in Acht nehmen," sprach er; „ich glaube, du controlirst sogar meine Mienen."

„Weil die immer etwas zu bedeuten haben, und weil du obendrein hm! machtest, und hinter deinen Hms steckt immer etwas."

„Es steckt eigentlich nichts dahinter," entgegnete der Andere mit ernsterem Tone. „Aber wenn man so seine Brautschaften Freunden proklamirt, da muß auch alles in Ordnung sein, glatt und eben und der Altar in Sicht."

„Nun, bei Gott!" erwiderte einigermaßen verdrießlich der Graf, „ich sehe auch keine großen Steine mehr im Wege. Eugenie und ich —"

„Ihr seid einig, das wissen wir," sagte der Major mit einer Handbewegung gegen seinen Freund. „Mama werden auch über den mangelnden Reichthum der Braut hinweg sehen, auch sind der Herr Kriegsminister ein guter Vater; aber vergiß nicht, daß deine Heirath in hohen Kreisen etwas mißliebig angesehen wird, und wenn Seine Excellenz einen tüchtigen Wink erhält, so könnte es kommen, daß man dich avancirt, daß du Major würdest und als Anhängsel zu irgend einer Gesandtschaft schickt."

„Zum Henker! du siehst immer schwarz," rief der Graf. „Ich weiß wohl, du meinst, der Herzog machinire gegen mich. Nun, ich glaube wohl, daß er trotz allen fehlgeschlagenen Versuchen noch nicht den Muth verloren hat."

„Ich sehe nicht schwarz, lieber Freund," erwiderte der Major. „Aber ich kenne mein Terrain, und läugnen wirst du mir nicht, daß der Herzog auf Tod und Leben in das schöne Mädchen verliebt

ist. Sie ist arm, aber von sehr gutem Hause; ihn selbst verheirathet sehen, ist der sehnlichste Wunsch der Herzogin. Meinst du, es sei am Ende nicht möglich, daß sich der Herzog seiner Mutter declarirt und Eugenie zu seiner Frau macht, da sie ihm nichts Anderes sein will."

Graf Fohrbach blickte mit dem Ausdruck eines großen Schreckens auf das Gesicht seines Freundes, ob dort nicht ein lächelnder Zug den Scherz verrathe. Aber die Züge des Letzteren blieben vollkommen gleich und ernst.

„Ich habe keine Idee," sagte er, „daß dies so kommen könnte, aber wie die Verhältnisse nun einmal liegen, sollst du als Verliebter die Sache nicht so leicht nehmen, sondern alle Schrauben anziehen, um baldigst zu einem Ziele zu gelangen. — Mich hat," fuhr der Major nach einer Pause fort, während der Graf Fohrbach nachdenkend zum Fenster hinausgeblickt, „die Wette, welche dir der Herzog neulich proponirt, verletzt, ja erschreckt. Mach' mir keine Einreden in Betreff Eugeniens. Ich kenne die große und auch feste Seele dieses Mädchens; aber sie steht auf glattem Boden. Ja, ich sage es offen, nur ein Narr proponirt dergleichen Wetten ohne irgend welche Aussicht auf Erfolg. Und ein Narr ist der Herzog gerade nicht."

„Nun, diese Aussichten sind gering," versetzte nach einem tiefen Athemzuge lächelnd der Graf. „Da lies dies Billet; ich erhielt es gestern von Eugenien."

Der Major nahm das dargereichte zierliche Brieschen, entfaltete es und las: „wie leid thut es mir, daß ich deinen Wunsch so ohne alle Schwierigkeiten erfüllen kann. Ich bin für den Maskenball zu einer der Ecuyèren Ihrer Majestät ernannt, und da ich mit den beiden andern Damen Achselbänder in einer der Farben des angenommenen Wappens tragen soll, weiß, grün und Gold, so ward es mir leicht, die erste Farbe für mich zu wählen. O, wie sie mir

lieb ist, da ich weiß, daß du sie gerne siehst.“ — „Ja, das ist recht schön und es freut mich,“ sprach der Major, nachdem er gelesen.

„Und das ist noch nicht Alles,“ entgegnete der Graf, indem er sich dem Freunde näherte und die Stimme dämpfte, als fürchte er unsichtbare Ohren in dem leeren Zimmer. „Eugenie will mit der Frau Herzogin sprechen, und, im Falle diese uns gnädig gesinnt ist, ebenfalls an ihrem Hute eine weiße Schleife tragen.“

„Nun, Gott gebe seinen Segen dazu,“ sagte der Major. Dann zog er seine Uhr hervor und fuhr fort: „nimm mir nicht übel, Eugen, ich habe einen Fremden anzumelden. Wenn du noch ein Bischen verziehen willst, so setz' dich nieder und nimm ein Buch, es dauert nicht lange.“

Der Graf hatte sein Billet sorgfältig wieder eingesteckt und erwiderte lachend: „ich danke dir herzlich; nur die Lust, mit dir ein paar Worte zu sprechen, hielt mich hier zurück. Ohnedies habe ich ja morgen wieder die Ehre, ein Sklave dieser Räume zu sein. Deßhalb will ich mich heute meiner Freiheit freuen. Leb' wohl!“

„Heute Abend sehen wir dich?“ fragte der Major.

„Natürlich! und deine Frage veranlaßt mich, das Schloß schleunig zu verlassen. Gott der Gerechte! man könnte mich am Ende wieder zu einer Whistpartie da behalten wollen.“

Mit diesen Worten ging er fort, der Major blieb allein zurück, nahm eine sehr wichtige Miene an, drückte Schärpe und Säbelkuppel zurecht, und erwartete auf und ab schreitend die lispelnde Meldung des Kammerdieners.

Als der Graf das Schloß verlassen hatte und über den Hof dahin schritt, ging er sehr langsam und schaute lange rückwärts zu einem Fenster hinauf, an welchem sich Blumen befanden. Dort war leider heute nichts sichtbar als eben nur diese, und das hartnäckige Hinaufschauen hätte den Grafen beinahe in Schaden gebracht, denn da er nicht auf seinen Weg blickte, gerieth er fast zwischen die Pferde einer Equipage, die ziemlich rasch um die Ecke des Schlosses herum-

kam. Erst auf das Hoje! des Kutschers prallte er auf die Seite, und erblickte das Coupé des Polizeidirektors, der ihm lächelnd mit dem Finger drohte und zurief: „welches Unglück, Graf Fohrbach, wenn ich Sie überfahren hätte.“

„Ein Unglück für uns Beide,“ erwiderte lustig der Graf, „denn wie hätten das Euer Excellenz, verantwortlich für die Sicherheit der Einwohner, rechtfertigen können!“

Damit ging er seiner Wege, und der kleine Wagen des Andern beschrieb einen Bogen auf dem weichen Sande des hintern Schloßhofes und hielt vor der Thüre des General-Adjutanten Baron von W.

Da nun wir, geneigter Leser, Flaneurs vergleichbar sind, die sich nur da aufhalten, und beobachten, wo sie etwas Interessantes zu entdecken glauben, und es so unsere Pflicht ist, Diesen zu verlassen und Jenem nachzugehen, so wollen wir den Grafen Fohrbach ruhig seiner Wohnung zuschreiten lassen und der Equipage Seiner Excellenz folgen.

Der Polizeidirektor schien in diesem Hause, wo er eintrat, erwartet worden zu sein. Ein alter Bedienter in einer maulbeerfarbenen Livree öffnete nach einer tiefen Verbeugung den Schlag, und zog dann eine Glocke, die im ersten Stock klingelte, sobald der Präsident die Treppen hinanstieg. Oben öffnete ihm ein schwarzgekleideter Kammerdiener die Glasthüre und führte ihn durch mehrere Zimmer in das Kabinet des Generals, rollte einen Fauteuil vor das lodernde Kaminfeuer und bat ihn, einige Sekunden zu verziehen, indem Seine Excellenz gleich erscheinen würde. Der Präsident ließ sich nieder, rieb sich die Hände vor dem Feuer, befühlte darauf tastend seine Nase und blickte schmunzelnd in die lodernden Flammen.

Alle Kammern seines Gehirns waren mit Räubern und Mördern angefüllt, und sein Geist beschäftigte sich seit mehreren Tagen nur noch mit dem uns bekannten Einbruch, den er hin und her beleuchtete, Fäden daraus herzuleiten suchte, durch deren Hülfe er

in allerlei schauerliche Schlupfwinkel dringen könne, und mit denen er die gefürchtete Räuberbande, die also doch wirklich existirte, zu umgarnen hoffte.

Während dieser Betrachtungen blickte Seine Excellenz zuweilen an der linken Seite seines Frackes herunter, „wo sich noch eine leere Fläche befand, wogegen das Knopfloch mit mehreren buntfarbigen Bändchen besetzt war. „Man wird so große Dienste zu belohnen wissen," dachte er bei sich, „und ich nach dieser glorreichen Geschichte nicht länger des Sterns zu entbehren haben, der mir schon lange gehört."

In diesem Augenblicke erschien der alte General, und beeilte sich so viel als möglich, den Polizei=Präsidenten auf seinem Fauteuil festzuhalten, denn dieser schickte sich an, mit einem Anfluge von Respektsgefühl in die Höhe zu fahren. — „Aber, alter Freund, welche Geschichten!" rief kopfschüttelnd die militärische Excellenz. „Sitzenbleiben. — Parbleu! Gerade thun, als wenn man zu Hause wäre. Alle Hagel! wenn man sich auch nicht viel sieht, so bleiben doch die freundschaftlichen Gefühle zwischen uns dieselben, he!"

Was nun das lange nicht gesehen haben anbelangte, so hatte der General vollkommen Recht, war aber selbst die Ursache, daß er sich mit seinem früher sehr intimen Freunde, damaligen geheimen Rathe, jetzt Polizei=Präsidenten, etwas brouillirt hatte. Er hatte ihm auch einstens eine seiner kleinen Bosheiten zugefügt, sich eine giftige, aber sehr komische Bemerkung bei Hofe über ihn erlaubt, freilich dadurch die Lacher auf seine Seite gebracht, aber den Freund von sich zurückgestoßen. Das war nun allerdings nach und nach wieder so weit verglichen worden, daß sich Beide in Gesellschaften freundlich begegneten, auch wohl einen Rubber zusammen spielten, aber eine eigentliche Vertraulichkeit hatte nie mehr stattgefunden. Deßhalb wunderte sich denn auch der Polizei=Präsident, als er am heutigen Morgen ein höchst amicables Billet des Generals erhielt, mit: „Mein lieber Freund," anfangend, und mit: „stets Ihr Ge=

treuester," schließend, worin derselbe um den Besuch des Polizei-Präsidenten bat, weil ihn leider ein Unwohlsein selbst verhindere, auszugehen.

Nach dem Aussehen des Generals war Letzteres sehr glaubwürdig; seine Wangen waren, wenn möglich, noch eingefallener als sonst, sein Gang gebückter, und nachdem er dem Präsidenten beide Hände geschüttelt, ließ er sich wie erschöpft auf einem gegenüberstehenden Fauteuil nieder. „Ma foi!" sagte er, „man wird alt; doch Sie scheinen nichts davon zu spüren, sehen in der That vortrefflich aus, wie vor zwanzig Jahren, als ich ebenfalls noch im Dienste war. Vraiment, Präsident, die Ruhe ist ein Unglück. Sie bleiben geschmeidig wie polirt, während ich einroste. Enfin, was will man machen? Das ist der Lauf der Welt."

„Euer Excellenz sollten nicht so sprechen," erwiderte der Andere seufzend. „Ich will über meine Gesundheit nicht klagen, aber das kann ich Sie versichern: mein gutes Aussehen ist eigentlich nur Echauffement, Erregtheit. Glauben Sie mir, diese beständigen Arbeiten, die Last, die auf mir liegt, drückt mich langsam zu Boden. Ich kann kaum aufathmen. Jetzt ruft man rechts, jetzt ruft man links. Nein, nein, Sie führen ein glücklicheres Leben, beschäftigen sich nur mit angenehmen Erinnerungen, promeniren, reiten, kurz Sie thun, was Ihnen beliebt."

„Was an Ihrer Behauptung Wahres ist, mon cher, das wollen wir sehen. Ich habe mir nämlich vorgenommen, Ihnen einige Confidancen zu machen."

„Dem alten Freunde!" erwiderte der Präsident halb gerührt, wobei er seine Nase tief herab zog und aufwärts blinzelte.

„Dem alten Freunde — ja!" sagte der General, und fuhr dann mit sehr scharfem Tone fort: „eigentlich mehr noch dem Polizei-Präsidenten."

Der Andere ließ erstaunt seine Nase los, welche, sich frei fühlend,

augenblicklich in die Höhe schnellte. Seine Augen drückten großes Erstaunen aus, weßhalb der General hinzusetzte:

„Comprenez, mon enfant, dem Polizei-Präsidenten. Par ce qu'il est mon ami.“ Hierauf hüstelte er in sich hinein, polirte dann den Deckel seiner goldenen Schnupftabacksdose und bot seinem Gegenüber eine Prise an.

Doch bedankte sich der Präsident, denn er hatte einen wahren Abscheu vor dem Schnupfen, ja, seine Nasenflügel zitterten scheinbar entrüstet ob dieser Zumuthung.

Dagegen aber schnupfte der General für Zwei, und nachdem er sich den Taback aus dem dünnen Schnurrbart gewischt, Cravatte und Morgenrock gesäubert, sagte er: „Eh bien, ich bin ein alter Soldat, und gehe gerade darauf los. Nur bitte ich, mon cher, daß Sie mir einige Aufmerksamkeit schenken mögen. — Sie wissen, es gibt in jeder Familie einen Haken, den man nicht gern anschaut, an dem man sich stoßt, den man nicht wegbringen kann, und der unsern guten und lieben Nebenmenschen Veranlassung gibt, alles Böse daran aufzuhängen.“

Der Präsident nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Meistens,“ fuhr die alte Excellenz fort, „sind es Anverwandte, die einem Kummer bereiten, oder gottlose Kinder, falsche Freunde, Ungnaden von oben herunter, aber alles das habe ich nicht. Ueberhaupt kann ich in meiner Carrière von Unglück nicht sprechen, j'ai fait rapidement mon chemin, mein Vermögen ließ mich alles mitmachen, ich lebte glücklich und zufrieden, bis mich der Teufel plagte, und ich eine Frau nahm.“

„Oh!“ machte der Präsident. „Sie spassen, General.“

„Soll mich — wenn ich spasse; d'honneur! es ist das mein blutiger Ernst. Sehen Sie, Präsident, damals hätten wir Beide nicht so weit von einander stehen sollen. Ich weiß, daß Sie es immer gut mit mir meinten; Sie wären aufrichtig gewesen und hätten mir gesagt: mon vieux, crois-mois, laß' das Heirathen

bleiben. Nun, man hat mir wohl dergleichen unter die Nase gerieben, aber Mademoiselle war sehr schön, ich ein verblendeter alter Narr — enfin! Darüber läßt sich nichts mehr sagen, es geschah mit meinem Willen, voilà tout."

Der Präsident wußte nicht, was er bei dieser Erklärung für eine Miene machen sollte. Er fühlte wohl, daß der General in manchen Dingen Recht habe, aber wenn Jemand sich selbst Grobheiten sagt, so kann man ihm doch unmöglich darin beistehen. Der Chef der Polizei fühlte ein Jucken oben an seiner Nase, und um diesen Kitzel zu befriedigen, senkte er sie tief herab, — das Beste, was er thun konnte, denn dies gab ihm ein Aussehen von Nachdenken, von gerührter Theilnahme, weßhalb ihm dann auch der General die Hand auf den Arm legte und fortfuhr:

„Lassen Sie sich das gar nicht anfechten, theuerster Freund. Wie gesagt: wir sind darüber hinaus. Nichts von Leidenschaften, nichts von Klagen, nur eine ruhige Besprechung."

„So sei es," entgegnete der Präsident, und dabei streckte er dem General mit einer ziemlich wehmüthigen Geberde seine Hand entgegen. „Also eine Besprechung."

„Zum Freunde, aber auch zum Chef der Polizei."

„Beide hören."

„Sie kennen meine Frau, — eine schöne Frau, vraiment, die Welt sagt auch, eine geistreiche, liebenswürdige, charmante Frau, kurz, die Welt, die sonst gern Böses spricht, macht mit meiner Gemahlin eine seltene Ausnahme."

„Und diesmal, glaube ich, hat die Welt Recht," wagte der Präsident zu sagen.

Ein bitteres Lächeln flog über die Züge des Generals; nichts desto weniger aber fuhr er ruhig fort: „da aber von eben dieser bösen Welt eine Familie, ein Haus nie ungerupft davon kommt, so ist auch in dem meinigen ein böses Princip, ein finsterer Geist, Schatten neben Licht; und dieser Schatten bin ich."

„Wie kann man nur so etwas denken!“ sprach scheinbar entrüstet der Präsident, und knipste dann seine Nase, so daß sich dieselbe wie erschrocken abwandte. „Nur nicht dergleichen Grillen, lieber Freund. Die Welt kennt Sie, achtet und liebt Sie.“

„Amen!“ sagte hämisch der General. „Das ist mir auch von der Welt sehr gleichgültig. Doch gehen wir weiter. Meine Frau also, dieser Engel der Sanftmuth, Aufrichtigkeit, Ehrbarkeit und was man Alles will, hat mir von jeher Veranlassung zu — nun, wie soll ich sagen? — zu Mißtrauen gegeben. Anfänglich kämpfte ich es nieder: ich schämte mich vor mir selber. Was mir Alles verdächtig erschien, kann ich nicht sagen, ein Blick, ein Wort, ein Brief, eine seltsame Bekanntschaft, Vieles war vielleicht folie et pure imagination de ma part, mais — mir ward immer klarer, in dem Leben meiner Frau sei etwas Ungehöriges, sie sei sich einer Schuld gegen mich bewußt, sie habe mir etwas zu verbergen.“

„Aber, lieber Freund,“ entgegnete der Polizei-Präsident mit sanfter Stimme, „nehmen Sie mir nicht übel: da ist freilich viel Phantasie im Spiel. Das Leben der Baronin hier in diesem Hause liegt so klar und offen da, ihr ganzes Betragen ist durchsichtig wie Krystall. Alle Wetter!“ fuhr er mit einem scheinbaren Anfluge von Humor fort, „wir von der Polizei wissen mehr, als man glaubt. Wir sehen in viele Intriguen hinein. Uns sollte ein Ehemann fragen, wenn er seiner Frau mißtraut.“

„Dans ce cas!“ erwiderte spöttisch der General, „würde er viel erfahren. Wir sind ja unter uns, mon cher. Gehen Sie mir mit der Allwissenheit Ihrer Polizei. Ihr seht nur das, was auf der Oberfläche schwimmt; tief hinein wagt ihr eure Nase nicht zu stecken. — Au nom de Dieu, je vous prie, was Sie vom jetzigen Leben meiner Frau sagen, mag sehr wahr sein, aber ich denke an die Vergangenheit. Von da her zieht sich durch ihr Wesen ein finsterer Ton, ein schwarzer Faden, den sie nicht abbrechen kann, den sie beständig

mit Geist und Liebenswürdigkeit zuzudecken sucht, dem ich aber auf die Spur gekommen bin."

„Sie erschrecken mich."

„Ich habe meine Frau eigentlich nie daran gehindert, auszugehen, auszufahren, kurz, zu thun, was ihr beliebt. Wohl ist es wahr, daß ich ein auffallendes Umhertreiben nie leiden konnte, und mich deßhalb zuweilen veranlaßt sah, der beständigen Lust meiner Frau, Besuche zu machen, einen Zügel anzulegen. Ich gestehe es, ich bestand zuweilen, namentlich nach kleinen Scenen unter uns, darauf, daß sie das Haus nicht verlasse, und daß sie gerade dann oft ausfuhr, machte mich aufmerksam. Je l'épiais."

„Das war sehr gefährlich, bester General."

„So besuchte sie eines Tags eins unserer großen Magazine, ließ ihren Wagen draußen halten, ging zur vorderen Thüre hinein, zur hinteren aber wieder hinaus, so daß meine Leute glauben mußten, sie sei stundenlang mit ihren Einkäufen beschäftigt."

„Und das war sie nicht?"

„Que Diable! Sie hören ja, daß sie den Laden verließ. Sie bediente sich eines Fiakers und fuhr in eine kleine Straße. Sie stieg an einem unscheinbaren Hause ab, ging in den ersten Stock und sah dort —"

„O General!"

„Sah dort — einen Knaben von circa sechs Jahren, mit dem sie sich auf's Zärtlichste unterhielt."

„Einen Knaben." —

„Einen Knaben, den sie in ihre Arme preßte, dessen Gesicht sie mit Küssen und Thränen bedeckte, den sie mit der Liebe einer Mutter an sich drückte."

„Mit der Liebe einer Mutter?"

„So ist es, Präsident."

„Teufel! Teufel! Aber, General, Sie erzählen mir da eine

Geschichte, die mich ganz confus macht. — Ein Knabe; — was soll es mit dem Knaben? Wer ist der Knabe?"

„Es ist der schwarze Faden im Leben meiner Frau, von dem ich vorhin sprach, voilà l'affaire! Woher der Knabe mit seiner Wärterin so plötzlich erschienen, je l'ignore complètement, sowie Sie, lieber Freund, der Chef der Polizei. Damals aber schon war ich im Begriff, mich an Sie zu wenden, ich wollte mich mit Ihrer Hülfe des Knaben bemächtigen."

„Das war auch der richtigste Weg, um etwas zu erfahren," entgegnete der Präsident, der in diesem Augenblicke ganz Polizeimann war.

„Aber die Andern dachten Aehnliches," fuhr der General mit einem trockenen Lachen fort, „und plötzlich war Kind und Wärterin verschwunden."

„Sehen Sie, General, sehen Sie," sprach ernst der Andere, indem er den Zeigefinger drohend erhob und ihn dann an die linke Seite seiner Nase drückte. „Hätten Sie Ihrer ersten Eingebung gefolgt und uns von der Sache benachrichtigt, so wäre uns Wärterin und Kind nicht entwischt. Ah! wir hätten ein Wort mit ihr gesprochen; man hält sich nicht so unbefugter Weise und ohne Erlaubniß in hiesiger Residenz auf; ich muß mir das ausbitten, ich, der Chef der Polizei."

Ein leichtes Lächeln überflog bei diesen Worten das vertrocknete Gesicht des alten Generals. „Die Sache läßt sich wieder gut machen," meinte er nach einer kleinen Pause. „Wir haben die Spur des Knaben wieder gefunden."

„Das ist mir sehr lieb," sagte aufathmend der Präsident. „Es ist ja für mich complett unheimlich, von dergleichen Geschichten zu hören, die unbemerkt von der Polizei getrieben werden. — Nun also."

„Offenherzig gestanden, hatte sie den Knaben so gut versteckt, daß wir ihn nimmer gefunden, wenn sich nicht glücklicher Weise

bei mir Jemand gemeldet hätte, der sich anheischig machte, mich für eine ziemliche Summe auf die Spur zu leiten."

„Und —"

„Dieser Jemand, natürlicher Weise ein mauvais sujet, ist im Hause. Ich habe ihn auf heute bestellt, er kam und steht zu Ihrer Verfügung. Sie sehen, bester Präsident, daß Ihr Gang zu mir sich vielleicht belohnen könnte. Man könnte dabei noch allerlei auf die Spur kommen."

„Und weiß dies Subject, daß es vor mir, dem Polizei-Präsidenten, zu erscheinen hat?"

„Man hat ihm begreiflicher Weise nichts davon gesagt. Dieu nous en garde!"

„Schön," sprach der Andere mit großer Wichtigkeit, wobei er seine Nase fest zwischen die Finger einklemmte. „Lassen Sie ihn erscheinen, bester General, ich werde auf den ersten Blick sehen, wen wir vor uns haben, — Apropos! hat die Baronin von diesen Schritten Kenntniß? Das heißt, verstehen Sie mich wohl, kann sie eine Ahnung davon haben, daß der Aufenthalt ihres — des Knaben," verbesserte er sich, „abermals entdeckt ist?"

„Une belle affaire, ma foi!" meinte der General, „da würden wir abermals das Nachsehen haben. Davon ahnt sie nichts. Vor kurzer Zeit noch aufgeregt, fast fieberhaft, ist sie jetzt ruhig und sicher geworden. Sie sieht sich ungestört im Besitz des geliebten Knaben." Bei diesen letzten Worten preßte der General die Lippen aufeinander, dann öffnete er die Thüre des Nebenzimmers, und sagte dem Kammerdiener, welcher unter derselben erschien, einige Worte.

Der Polizei-Präsident war aufgestanden, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und dann stellte er sich so in die Vertiefung des Fensters, daß der dunkle Vorhang sein Gesicht beschattete.

Jetzt öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers wieder, und ein Mann trat herein, der, den Hut in der Hand, schüchtern und befangen

auf der Schwelle stehen blieb. Es war eine schmächtige Gestalt, und wenn wir dem geneigten Leser zum Ueberflusse sagen, daß er einen schwarzen Frack trug, scheu und ängstlich um sich blickte, und eine Fassung dadurch erheuchelte, daß er seinen gelben Hemdkragen in die Höhe zog, so wird Niemand mehr im Zweifel sein, daß es Herr Sträuber ist, den wir vor uns haben.

„Treten Sie näher," sagte der General. „Ich ließ Sie zu mir bitten, um Ihnen zu sagen, daß ich die verlangte Summe bewilligen will, Sie aber dabei auffordere, mir Ihre Aussagen im Beisein eines meiner Freunde zu machen. — Wollen Sie?"

Herr Sträuber warf einen schnellen Blick auf das Fenster, an welchem der Präsident stand, doch deckte jetzt der Vorhang auch vollkommen die Gestalt desselben.

„Warum nicht!" sagte der Schuft nach einer kleinen Pause. „Doch was mir Eure Erlaucht, der Herr Graf, versprach, meinen Namen geheim zu halten, diese Bedingung wird der andere Herr auch wohl eingehen."

„Natürlich," versetzte der General. „So sprechen Sie. Sie wissen also, wo das bewußte Kind ist?"

„Ich weiß es."

„Begreiflicher Weise verlangen Sie zuerst Ihr Geld und werden mir dann erst den Aufenthalt nennen. Ich finde das in Ihrer Stellung nicht mehr als billig, und habe darauf gerechnet. Hier zählen Sie diese Papiere durch."

Herr Sträuber wollte einige höfliche Einwendungen machen, doch warf der General verächtlich seinen Kopf empor und sagte in bestimmtem Tone: „Sie werden das Geld zählen und dann sprechen."

„Halt!" mischte sich der Präsident aus seinem Versteck heraus in's Gespräch, „die Partie ist zu ungleich. Wenn Sie diesen — Herrn auch im Voraus bezahlen wollen, so wäre doch zu verlangen, daß er sich über die Glaubwürdigkeit seiner Angaben einigermaßen

legitimirt. Den Teufel auch! er könnte Ihnen da für ächtes Geld eine falsche Adresse geben."

Für Leute, wie der Herr Sträuber, mit einem schlechten Gewissen, und bei dieser Angeberei in einer begreiflichen Angst lebend, ist es immer unheimlich, eine Stimme zu hören, wenn man das dazu gehörige Gesicht nicht sehen kann. Umsonst versuchte er es, hinter den Vorhang zu schielen, und er mußte sich zu einer Antwort bequemen, da nun auch der General der Ansicht des Andern beitrat.

„Und wie soll ich mich vor den Herren legitimiren?" fragte zaghaft Herr Sträuber.

„Auf die einfachste Art von der Welt. Wenn Sie wirklich dem Aufenthalt des Kindes nachgespürt haben, so beschäftigen Sie sich schon längere Zeit damit und werden also ersucht, uns zu sagen, wo das Kind in hiesiger Stadt sich früher befand, und wie es an seinen jetzigen Aufenthaltsort kam."

Herr Sträuber schluckte einige Mal und blickte verlegen zu Boden. Er drehte seinen abgerissenen Hut zwischen den Fingern, und wenn ihm auch die angebotene Summe recht hübsch vorkam, und bereits sehr erreichbar schien, so war ihm doch die auferlegte Verbindlichkeit nicht angenehm. Den jetzigen Aufenthalt des Knaben anzugeben, darin hätte er nichts Arges gesehen, namentlich keine Verrätherei, vor der er sich über alle Maßen scheute, aber wenn er von den früheren Vorfällen, jenen Knaben betreffend, sprach, so mußte er auch die Wohnung des seligen Schwemmer nennen, ja er mußte eine gewisse Person auftreten lassen, eine Person, bei der ihn ein tiefer Schauder überflog, wenn er nur an sie dachte. Herr Sträuber beschloß, klug zu Werk zu gehen, deßhalb erhob er seine Augen, blickte den General so treuherzig an, als ihm nur möglich war, und sagte: „verzeihen mir Euer Erlaucht, Herr Graf, so war eigentlich die Bedingung nicht, unter welcher ich mich verpflichtete, aber da es dem andern Herrn wünschenswerth erscheint, so stehe ich gern zu Befehl.

Der Knabe, um den es sich handelt, wohnte in der C.'schen Straße, im Haus Numero zehn bei einer gewissen Frau Fischer, die seine Wärterin war."

„Ist das nicht vielleicht seine Mutter?" fragte scheinbar unbefangen der General.

Herr Sträuber lächelte eigenthümlich, als er antwortete: „darüber habe ich keine Gewißheit; so viel ich erfuhr, war Frau Fischer die Wärterin."

„Weiter."

„Die Angehörigen des Knaben, die ich übrigens nicht kenne," fuhr Herr Sträuber fort, „fanden es nun mit einem Male angemessen, denselben verschwinden zu lassen."

„Aus welchem Grunde?" fragte der General.

„Euer Erlaucht, ich weiß das nicht. Die Wärterin blieb in dem Hause Numero zehn wohnen, der Knabe kam durch die Vermittlung einiger Personen, die ich nicht kenne, in eine Privat-Erziehungsanstalt hiesiger Stadt, wo er es, wie ich vermuthe, sehr gut hatte."

„Richtig, c'est cela même," sagte nachdenkend der General. „Und aus dieser Privaterziehungsanstalt verschwand clandestinement das Kind eines Tags auf geheimnißvolle Weise, wie Sie mir selbst sagten."

„Wo war diese Privaterziehungsanstalt?" fragte der Polizei-Präsident.

Herr Sträuber hustete verlegen, zupfte an seinen Vatermördern und entgegnete nach einem kleinen Stillschweigen: „die gnädigen Herren werden mir vielleicht den Namen dieser Anstalt erlassen; dieselbe war auf gegenseitige Verschwiegenheit gegründet, auch kann der Name hier nichts zur Sache thun, da der Eigenthümer dieser an sich vortrefflichen Anstalt vor kurzer Zeit starb, tief betrauert von seinen Pfleglingen."

Bei diesen Worten trat der Polizei-Präsident rasch aus der

Fensternische hervor, und als er sich dem Herrn Sträuber genähert, ihm fest in das Gesicht gesehen, schien diesen alle Geistesgegenwart zu verlassen, seine Kniee knickten zusammen, und seine ohnedies ungesunde Gesichtsfarbe wurde fahl und bleich. Er hatte augenblicklich den Chef der Polizei erkannt, und ihn überschlich plötzlich die Idee, er selbst stehe hier an einem sonderbaren Lebensabschnitte.

Der Präsident wechselte einen Blick mit dem General, dann wandte er sich an den so auffallend Erschreckten und sagte mit ruhiger, aber sehr ernster Stimme: „der würdige, vor kurzer Zeit verstorbene Vorsteher jener Privaterziehungsanstalt hieß Schwemmer und war" — das Folgende sprach er zum General — „einer der abgefeimtesten Spitzbuben, die je in hiesiger Stadt gelebt. Dabei schlau wie der Teufel, wußte er beständig durchzuschlüpfen, und gewährte nie eine Handhabe, woran man ihn fassen konnte. Er hielt allerdings eine Kleinkinderbewahranstalt, doch war dies Geschäft nur der Deckmantel für andere, und wir sind fest überzeugt, daß in jenem Hause die gleichen Zusammenkünfte gehalten wurden, wie in dem bekannten Fuchsbau —"

Herr Sträuber zuckte.

— „Und daß eben dieser Schwemmer und sein Weib Hehlerei, Betrug, Kuppelei im Großen betrieben. Ah! wahrhaftig, wir sind auf der richtigen Fährte, alle Fäden in meiner Hand." Dabei faßte der Präsident sanft seine Nase und zog sie abwärts, so daß seine Augen bequem die Stelle auf dem Frack erblicken konnten, wo noch immer der gewisse Stern fehlte.

Herr Sträuber hatte sich ziemlich rasch wieder von seinem Schrecken erholt. Er heuchelte ein großes Erstaunen, preßte beide Hände unter seinem Hute zusammen, und sagte mit großer Schlauheit, während er die Achseln zuckte: „das hätte ich nimmer gedacht. Mir wurde das Haus als ganz respektabel geschildert, sonst hätte ich meinen Fuß nie hineingesetzt. Beim Himmel! in welche Verlegenheiten kann man unschuldiger Weise kommen. Ich ging nur

dorthin, um mich nach dem Knaben zu erkundigen. Wenn ich bedenke, mein ehrlicher Name hätte Schaden leiden können!"

Der Präsident hustete bedeutungsvoll und zwinkerte dem General aus den Augenwinkeln so schnell zu, daß der Andere, der gerade zerknirscht zu Boden schaute, es nicht sah. „Von dem, was Sie sagen, sind wir vollkommen überzeugt," sprach der Chef der Polizei. „Wer sieht den Leuten in's Herz. Beruhigen Sie sich, was wir verhandeln, bleibt streng unter uns; fahren Sie aber in Ihrem Berichte fort, ich habe wahrhaftig nicht mehr viel Zeit zu verlieren."

Einen Augenblick zauderte der Angeredete, doch hielt der General wie absichtslos das Papier mit den Banknoten in die Höhe, und es war das wie eine Angel mit trefflichem Köder, auf welche Herr Sträuber zuschnappte und sich daran verbiß. — „Der Knabe also war bei diesem verruchten Schwemmer, und ich erfuhr, daß es dem Kinde dort nicht gerade besonders gefalle, daß es gewaltsam zurückgehalten werde, konnte aber nichts Böses dabei ahnen, denn ich hielt den Knaben für ein unartiges Bürschlein, Herrn Schwemmer aber für einen Biedermann. So kann man sich irren, meine gnädigen Herren. — Ja, sogar als ich erfuhr, daß dem Knaben nachgeforscht würde, vermuthete ich noch nichts Böses, und ich gestehe offenherzig, nur die Hoffnung auf einen großen Gewinn bewog mich, mit den Leuten, die jenem Kinde nachforschten, in Unterhandlung zu treten. Und so kam ich vor seine Erlaucht den Herrn Grafen."

„Fast ist es so, doch eine andere Lesart. Wodurch dieser Herr erfuhr, ich lasse die Spur jenes Kindes suchen, vraiment, ich weiß es nicht. Genug, er bot sich mir an, und ich trug kein Bedenken, seine Hülfe anzunehmen."

„Das ist an sich auch gleichgültig," sagte der Präsident. „Jetzt haben Sie nichts weiter zu thun, als mit wenigen Worten Ihr Geld zu verdienen."

„Und dann läßt man mich ruhig meiner Wege ziehen?“ fragte Sträuber vorsichtig.

„Wer wird Sie halten?“ versetzte der General trotz des bedeutsamen Hustens seines Freundes. „Sie geben die Adresse, hier ist das Geld und Sie verlassen ungekränkt das Haus. Je vous en donne ma parole.“

Der Präsident zuckte mit den Achseln und riß ungeduldig an seiner Nase.

„Euer Erlaucht,“ sprach Herr Sträuber offenbar befriedigt, „wissen Sie die Schilderstraße. Am Ende derselben, fast wo sie in die Wallstraße mündet, befindet sich ein großer Brunnen mit Einem Rohr. Dies Rohr zeigt gerade auf ein kleines Haus Numero sechsunddreißig. Dort ist der Knabe.“

„Und wem gehört das Haus?“

„Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nur so viel, daß er dort bei seiner ehemaligen Wärterin, der Frau Fischer, wohnt, und sich unter der Aufsicht eines Mannes befindet, der ihn unterrichtet, kurz, eine Art Hofmeister ist.“

„Ich muß gestehen,“ sagte ingrimmig der General, „man sorgt für den Buben wie für einen kleinen Prinzen. Er muß par Dieu! eine vornehme Herkunft und reiche Beschützer haben. Und etwas Näheres über den Mann, seinen Hofmeister wissen Sie nicht?“

„Ich sah ihn einmal mit dem Knaben spazieren gehen; es ist das eine sonderbare Persönlichkeit, sehr klein mit vollkommen ausgewachsenem Oberkörper und Kopf, aber mit ziemlich verwahrlosten Beinen.“

Der Polizei-Präsident stand da wie vom Schlage getroffen. Genau so hatte Herr Blaffer das Signalement seines ehemaligen Commis angegeben. Sollte ihm vielleicht von dieser unbekannten Seite auf die Spur desselben geholfen werden? — „Fassung! Fassung!“ sprach er zu sich selber, wobei er sich, um sein überraschtes Gesicht zu verbergen, angelegentlich mit seiner Nase beschäftigte,

die er auf allen Seiten streichelte. „Das muß ja ein Zwerg sein," brachte er endlich ziemlich unbefangen hervor.

„Fast so," entgegnete Herr Sträuber. „Auf jeden Fall komisch genug, wenn man den martialischen Gesichtsausdruck des kleinen Mannes betrachtet."

„Was kümmert uns der!" sprach ungeduldig der General. „Hier ist Ihr Geld." Er reichte ihm das Paketchen, doch als Herr Sträuber gierig darnach langte, zog es der General einen Zoll zurück, wobei er sagte:

„Wenn es Ihnen genehm wäre, könnten Sie noch eine kleine Zulage von circa fünfzig Gulden verdienen, oui, certes, cinquante florins. Ich bin nämlich überzeugt, seit Sie jenes Haus, den Aufenthalt des Knaben entdeckt, haben Sie dasselbe öfters umschlichen und wissen genau, ob und wer sonst noch da aus und ein geht. — Fünfzig Gulden, Herr, für eine freundliche Mittheilung — pour un mot, Monsieur."

Der Chef der Polizei stand da wie auf Kohlen, es brickelte ihn in allen Gliedern. Vielleicht wußte dieser Mensch auch den Namen des sogenannten Hofmeisters.

Herr Sträuber schien eine Weile unschlüssig. Doch wollen wir dem geneigten Leser gestehen, daß er bedeutende Reiseprojecte hegte und bei sich dachte: „fünfzig Gulden bringen mich schon einige Meilen weiter. Und im Uebrigen, was habe ich für Verpflichtungen gegen Leute, die ich gar nicht kenne. — Allerdings," sprach er laut, sich gegen den General wendend, „umschlich ich das Haus häufig, um mir Gewißheit zu verschaffen."

„Und es kamen Besuche?"

„Zuweilen ein junger Mann, eine ziemlich hohe Figur, schlank, in einen weiten Mantel gewickelt."

„Que Diable! Was geht mich ein Mann an," rief ungeduldig der General. — „Und vielleicht doch! Wer kam sonst noch?"

„Auch eine Dame kam zuweilen in einem Wagen."

„Ah!“

„Eine schöne junge Dame mit blondem Haar und einer weichen, angenehmen Stimme. Ich vernahm das, wie sie dem Kutscher sagte, er solle in einer Stunde wieder kommen.“

Die Augen des Generals glühten wie die einer wilden Katze. Der Präsident biß sich auf die Lippen und zuckte bedeutsam die Achseln.

„Also die Dame hätten wir,“ sprach der General mit zitternder Stimme. „Jetzt interessirt mich auch der Mann.“

„Nicht wahr?“ rief eifrig der Präsident. „Der kleine zwergartige Hofmeister.“

„Zum Teufel mit Ihrem Hofmeister! Ich meine den Andern, den im Mantel. Er war hoch und schlank? Dunkles Haar?“

„Erlaucht werden mir verzeihen, es war gewiß blond.“

„Meinetwegen auch blond. Und um welche Zeit ging er gewöhnlich hin? — je vous prie.“

„Sehr unbestimmt. Meistens spät in der Nacht.“

„Aber dann war sie nicht da!“

„Nur einmal, da kamen sie mit einander in einem kleinen eleganten Wagen. Da war sie sehr reich gekleidet, ich glaube in weißer Seide mit Spitzen und Brillanten; ich werde das nicht vergessen, denn da der Wagen nicht dicht an's Haus fahren konnte, und es ziemlich schmutzig war, so trug sie der Mann in die Hausthüre.“

Die Züge des Generals überflog bei diesen Worten eine tiefe Röthe, die aber sein graues Gesicht gelblich färbte. Seine Augen starrten vor sich hin, und mit den Händen suchte er in den Taschen seines Rockes umher, wobei er eine Handvoll zusammen geknitterter Papiere hervorbrachte, welche er dem Berichterstatter einhändigte.

Besorgt trat ihm der Chef der Polizei näher, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Ruhig mein Freund. Lassen Sie das gut sein, wir wollen unsere Schritte schon thun. Erlauben

Sie mir nur einen Augenblick, diesen Mann noch über den Hofmeister auszufragen. Das ist eine Sache, die mich von meinem Standpunkte aus höchlich interessirt."

Der General seufzte tief auf, fuhr sich mit der Hand über die Augen, und als er mit dem Kopfe genickt, ließ er sich auf einen Fauteuil niedergleiten, wo er in tiefem Nachsinnen zusammen sank.

Eilfertig hatte Herr Sträuber sein Geld eingeschoben und wandte sich mit einer tiefen Verbeugung nach der Thüre. „Noch einen Augenblick!" rief ihm der Polizei-Präsident nach. „Was Sie von dem Hofmeister sagten, interessirt mich. Wissen Sie vielleicht den Namen desselben.

„O ja," entgegnete Herr Sträuber. „Es ist ein sonderbarer Name; ich hörte ihn, aber ich habe ihn wohl vergessen. Warten Euer Gnaden einen Augenblick — Herr Axt — nein! Herr Messer — auch nicht — aber es ist etwas Schneidiges dabei."

„Herr Beil?" sprach erwartungsvoll der Präsident.

„Richtig — Beil, so heißt er. Ja wohl, Herr Beil, darauf können Sie sich fest verlassen."

Bei diesen Worten drückte sich Herr Sträuber rückwärts zur Thüre hinaus und eilte, so viel er konnte, die Treppen hinab. Erst als er auf der Straße angekommen war, athmete er tief auf, drückte mit der Hand an das Geldpacket, das er auf der Brust verwahrt hatte, und wandte seine hastigen Schritte gegen den Eisenbahnhof. Er dachte an eine angenehme Fahrt, an frische Winterluft, vorüberfliegende Bäume und Häuser und ein gutes Nachtquartier, wo er in der warmen Stube bei einem gewählten Nachtessen sitzen wolle, der Stadt, dem Fuchsbau, der Polizei, sogar ihm ein Schnippchen schlagen, und bei einem guten Glase Wein überlegen, was weiter zu thun sei.

So dachte Herr Sträuber, und ihm ahnte nicht, daß derweilen ein finsteres Verhängniß hinter ihm drein schreite, die ewige Gerech-

tigkeit, — diesmal in blauer Uniform mit einem dreieckigen Hut, unter welchem eine rothe spitze Nase drohend hervorsah.

Der Polizei-Präsident war an den Fauteuil seines Freundes getreten und hatte mit wirklichem Mitgefühl gesagt: „bester General, das ist in der That eine verwickelte Geschichte. Sie wollten mich vorhin nicht zu Worte kommen lassen, als ich mich nach jenem Hofmeister erkundigte. Wie Sie hörten, that ich dies aber doch, und die Auskunft, die ich erhielt, macht mich schaudern. So wehe es mir thut, kann ich es Ihnen doch nicht verschweigen. Jener Hofmeister — Beil heißt er — ist der Theilnahme an einem kürzlich verübten Einbruch dringend verdächtig, und ist derselbe jedenfalls Mitglied einer weit verzweigten Diebesbande, die in hiesiger Stadt ihr Unwesen trieb, der wir aber Gott sei Dank! auf der Spur sind, und die wir überraschen und schonungslos aufgreifen müssen. Schonungslos sage ich, und wir müssen, so leid es mir thut, mit dem Hofmeister jenes Knaben anfangen."

Hier schwieg der Präsident einen Augenblick, und erst als der General achselzuckend mit dumpfer Stimme entgegnet: „thun Sie so, Sie haben Recht," fuhr er fort:

„Dabei aber, bester Freund, könnte vielleicht der Fall eintreten, daß man auch jenen jungen Mann, der dort zuweilen hingehen soll, in dem Hause anträfe."

„Sie wollen sagen: jene Frau," entgegnete zähneknirschend der General.

„Auch das wäre möglich, und es sollte mir wahrhaftig leid thun," setzte der Präsident wie sich entschuldigend hinzu. „Doch könnte man dafür sorgen, daß jene Dame nicht dort getroffen würde."

„Im Gegentheil!" rief der General mit funkelnden Augen, wobei er mit seinem Stuhl in die Höhe sprang. „Man soll sie finden, au nom de Dieu! man soll sie finden, et je m'en charge, président. Bereiten Sie Alles vor, das Haus zu durchsuchen, aber warten Sie, bis Sie von mir zwei Zeilen erhalten. Das wird

gewiß heute noch geschehen. Dann aber greift, was ihr findet, ohne Schonung, und haltet fest, was da ist. In demselben Augenblicke werde ich mir allerhöchsten Ortes eine Audienz ausbitten — point de menagéments je vous prie!“

Er reichte dem Polizei=Präsidenten zum Abschied die Hand, und dieser, die Gemüthsstimmung des Generals verstehend, entfernte sich schweigend.

Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Achselbänder.

Gewöhnlich wurden jedes Jahr bei Hof zwei große Maskenbälle gegeben. Es war das so herkömmlich, und wenn sich vielleicht auch Niemand besonders dabei amusirte, so sah man diesen Festen doch mit einigem Interesse und Neugierde entgegen; es war eine Unterbrechung in dem beständigen Einerlei des Diners und Frühstücke, der Hofconcerte und gewöhnlichen kleineren und größeren Bälle. Es fiel da meistens allerlei vor, worüber man ein paar Wochen lang sprechen konnte, es gab da Costüme zu bewundern und zu bekriteln. Selbst das Hofmarschallamt, das bei diesen Festen Arbeit und Sorge genug hatte, liebte dergleichen ein paar Mal im Jahr; es war das, als wenn das Militär in neuen Anzügen, Waffen und Fahnen paradirt, so hier mit den besten Livréen, den schönsten Sälen, prächtiger Beleuchtung und dem großen Silberzeug. Deßhalb glich auch schon mehrere Tage vor diesen großen Bällen ein Theil des Schlosses, namentlich der, wo sich die Küchen befanden, einem Bienenschwarme, und wie in einem solchen summte es auch hier aus und ein. Die Küchenjungen glühten vor Eifer und Maulschellen, die Schloßknechte liefen in einem ständigen Hundetrab hin und her, die gesetzteren Lakaien nahmen

in den Gängen und Zimmern des Schlosses noch verstohlener als sonst ihre Prise, und erinnerten sich dieses oder jenes Jahrgangs Carnevalbällen, wo dies und jenes geschehen war, meistens an und für sich etwas sehr Unbedeutendes, aber unvergeßlich für das Gemüth eines Hofbedienten, als zum Beispiel einer abgetretenen Schleppe, einer verschütteten Sauce, einer allerhöchsten Nase, dem Hofmarschallamt gespendet, oder dergleichen mehr. Gefährlich war es übrigens an diesen Tagen in den Küchen selbst und zwar an den Plätzen, wo der regierende Koch Hochselbst zu componiren und zu arbeiten pflegte. Diesen Ort umschlichen die Küchenjungen mit wahrem Grausen und schätzten sich glücklich, wenn sie eine Casserole überbracht, ohne dafür einen Fußtritt oder eine Kopfnuß eingehandelt zu haben.

In den Sälen wurden die Kronleuchter nachgesehen, in den Nebenzimmern Buffets und Tische aufgeschlagen, die Treppen mit Teppichen bedeckt, und das alles von den höheren Hofbediensteten auf's Sorgfältigste überwacht. Sogar der Hofmarschall war an diesen Tagen ernster als gewöhnlich, seufzte zuweilen, zog die Augenbrauen in die Höhe und dachte gern an jenen Moment, wo Alles glücklich vorüber sein werde und wo sich die höchsten Herrschaften nach genug ertragener Langeweile müde, aber zufrieden in ihre Gemächer zurückziehen würden.

Wenn auch in den übrigen Theilen des Schlosses, die mit den festlichen Räumen in gar keiner Verbindung standen, äußerlich an diesen Tagen keine Veränderung wahrzunehmen war, so beschäftigte man sich doch auch hier mehr oder minder mit dem bevorstehenden Feste. Selbst im Adjutantenzimmer wurde die Dominofrage verhandelt, ob Seine Majestät dieses Jahr Höchstselbst vermummt erscheinen werde und welche Farben man zu Ihrem Anzuge bestimmen würde. Solche Gespräche hörte der Leibkammerdiener mit einem unaussprechlichen Lächeln an, denn er allein wäre im Stande gewesen, die Herren über die Sache au fait zu setzen.

Daß die eingeladene jüngere Generation sich auf's Eifrigste mit ihren Costümen beschäftigte, brauchen wir wohl nicht erst zu bemerken. Und da man an diesem Tage große Geheimnisse vor einander hatte und sich gerne Ueberraschungen bereitete, so waren die Garderoben der Herren und Damen, wo Schneider, Nähterin und Kammerjungfer arbeiteten, für Uneingeweihte fast hermetisch verschlossen.

Am Tage des Balles selbst klärte sich nun das wilde Getreibe in den unteren Räumen des Schlosses so ziemlich ab und es begann dort Stille und Ruhe zu herrschen, — die drückende Stille vor einem Sturm. Selbst die Küchentyrannen waren umgänglicher geworden: man mußte nun eben Alles gehen lassen, wie es ging. An der fertigen Arbeit war nichts mehr zu ändern, selbst die gewaltigste Hand konnte nicht mehr die Speichen des Rades regieren, das unaufhaltsam den Berg hinab rollte. Nur in den oberen Räumen des Schlosses wurde fast noch emsiger gearbeitet, als an den vorhergehenden Tagen, namentlich in den Garderoben der Hofdamen und Ehrenfräuleins der Frau Herzogin. Dieselbe hatte sich wie sie gern zu thun pflegte, eine kleine Ueberraschung ausgesonnen. Dem Fest-Programme nach sollte sie mit ihren Damen erst auf dem Balle zum Gefolge Ihrer Majestät stoßen. Daran änderte sie nun freilich nichts, doch wollte sie vorher maskirt erscheinen und sich selbst mit den höchsten Herrschaften einige unschuldige Späße erlauben. Sie hatte sich das Costüm einer Zauberin gewählt und ihre Damen sollten sie als phantastisch gekleidete Gehülfinnen oder vielmehr dienende Geister umgeben. Den Damen war dieses Project erst zwei Tage vor dem Ball und zwar mit dem allerhöchsten Wunsche der strengsten Geheimhaltung anvertraut und ihnen dabei befohlen worden, nach mitgetheilter Figurine schleunigst für ihre Costüme zu sorgen.

Daran wurde nun auf's Emsigste gearbeitet, und da es ein trüber nebeliger Tag war, so hatte man in der Garderobe der

Fräulein Eugenie von S. schon in früher Nachmittagsstunde die Fenstervorhänge herabgelassen und Lichter angezündet. Tische und Stühle waren mit seidenen und durchsichtigen Stoffen bedeckt; geöffnete Cartons standen auf dem Fußboden und zeigten ihren bunten Inhalt: künstliche Blumen, Bänder, Federn. An einem Arbeitstische in der Ecke des Zimmers saßen zwei Mädchen, die einen langen Schleier von grauer Seidengaze vor sich ausgebreitet hatten und beschäftigt waren, denselben mit kleinen silbernen Sternen zu bedecken. Eins dieser Mädchen war schlank und schmächtig, und ihr schmales, feines, etwas blasses Gesicht wurde von starkem blondem Haar beschattet. Die Andere, die um mehrere Jahre älter erschien, war eine kräftige, derbe Person, ihr Gesicht hatte eine gesunde Farbe und es gaben ihm dunkle, lebhafte Augen, sowie etwas stark aufgeworfene Lippen einen lustigen, ja etwas kecken Ausdruck.

Die Blonde nähte eifrig darauf los, während sich die Andere in den Stuhl zurücklehnte, den einen Fuß auf einen Schemel setzte und sich die Arbeit wohlgefällig betrachtete. Sie hielt eine eingefädelte Nadel in der einen Hand, sowie einen der silbernen Sterne in der andern, und meinte lachend, sie möchte auch wohl eine vornehme Dame sein und sich einmal in solch prachtvollem Anzuge in einem glänzend erleuchteten Saale bewegen. „Eigentlich wäre ein solch' langer Schleier bei einem Balle doch nichts für mich," fuhr sie nach einer Pause fort, „denn weißt du, Henriette, ich tanze gern und daran hindert einen doch die Schleppe des Schleiers."

„So ist der Geschmack verschieden; ich mache mir aus dem Tanze gar nichts. Aber das kann ich schon sagen, einmal so einen glänzenden Ball zu sehen, schön vermummt, würde mir auch vielen Spaß machen."

Die Andere begann ihren Stern aufzuheften und sagte zwischen der Arbeit, wobei sie einen Augenblick mit pfiffigem Gesichtsausdruck aufwärts schielte: „weißt du wohl, daß es gar nicht so schwer

wäre, so einen Ball anzusehen. Wir brauchten uns nur ein paar Dominos zu verschaffen, was hier im Schlosse nicht schwer wäre und keck zur Thüre hinein zu gehen. Es würde uns Niemand kennen."

„Du bist in der That unverbesserlich, Nanett," erwiderte die Blonde mit leichtem Kopfschütteln. „Ich glaube, du wärest im Stande, so etwas auszuführen."

„Und warum denn nicht? Man muß das Leben genießen, so lange man kann. Aber du bist auch zu gar nichts zu gebrauchen."

„Ich thue meine Pflicht nach meinen Kräften."

„Das muß dir der Neid lassen. Und dein Fräulein könnte sich keine bessere Kammerjungfer wünschen, als du bist; immer zu Hause, immer am Arbeiten und verschlossen wie das Grab. Du bist wirklich ein Muster."

„Wenn du das einsiehst, Nanett'," erwiderte die Blonde nach einer Pause, „und es dein Ernst ist, was du eben sagtest, so hättest du dich wohl ein wenig nach mir richten und dich auch in mancher Beziehung ändern können."

„Ich mich noch mehr ändern!" rief Nanette mit erkünsteltem Erstaunen, wobei sie aber lustig die Hände zusammenschlug. „Bin ich nicht ganz und gar anders geworden, seit wir uns zum ersten Mal gesehen? Weißt du noch, an jenem Abend in dem finstern Hause, dem Fuchsbau."

„O davon schweige mir. Wenn ich den Namen höre, so fröstelt es mich."

„Ja, es war allerdings zu der Zeit unangenehm, aber es hatte auch wieder seine schönen Seiten. Ich komme mir jetzt wahrhaftig oft wie ein gefangener Vogel vor. Und wenn ich so zuweilen in das Land hinaus schaue und dabei zufällig auf der Straße eine Orgel höre, so erfaßt mich oftmals eine solche Sehnsucht und Wehmuth, daß ich laut hinaus weinen könnte. Wahrhaftig, Henriette, ich weiß nicht, was ich an dir für einen Narren gefressen habe und

weßhalb ich Alles thun muß, was du von mir verlangst. Aber wenn du nicht da wärest, hätte ich schon lange meine Harfe wieder genommen und wäre hinaus gezogen in die freie Natur."

„Das verstehe ich nicht," entgegnete die Blonde mit einem traurigen Lächeln. „Hast du hier nicht Alles, was du wünschest? Die Damen, bei denen du arbeitest, mögen dich leiden, ja, sie lachen über deine lustige Laune, und wenn du oft singst, statt zu nähen, so beschenken sie dich noch obendrein. Dabei hast du ein gutes Einkommen und kannst etwas zurücklegen für deine Heirath, von der du zuweilen sprichst."

Nanette strich sich die Haare aus dem Gesicht, dehnte sich ein wenig auf ihrem Stuhle und erwiderte dann: „das alles hat der gefangene Vogel auch; er wohnt in einem hübschen Hause, er bekommt gutes Essen und Trinken und darf singen. Aber nur, so lange es seiner Herrin gefällt. Denn wenn er einmal recht anfängt zu schmettern und zu jubiliren, so hängt man ein Tuch über seinen Käfig, damit er aufhört. Was nun meine Heirath anbelangt, so ist das eine kuriose Geschichte. Du weißt, Schatz — ich sagte es dir ja damals — daß ich bei den Andern eine Verbindung hatte, natürlicher Weise ließ ich die fahren, als ich ein neues Leben anfing. Doch that es mir recht leid und ich kann's immer noch nicht vergessen. Der Leiblakai will mich allerdings heirathen, aber er ist so furchtbar zahm und geschniegelt; er kämmt sein Bischen Haar so glatt auf den Kopf und hat beständig ein wichtiges Gesicht. — So!" — Bei diesen Worten machte sie eine so komische Grimasse, daß die Andere eben laut auflachen mußte. „Gewiß, Henriette," fuhr das ehemalige Harfenmädchen fort, „glaub mir, du bist es allein, die mich zurückhält, und wenn du dich je einmal verändern würdest, so könnte ich mich allein damit trösten, daß ich alsdann wieder in das Land hinaus zöge und laut in Feld und Wald sänge:

Im Dörfchen, nicht weit ist's von hier,
Da lag ich einmal im Quartier.
Tralalalala — a! —
Da lag ich einmal im Quartier."

„Um Gotteswillen!" bat die Andere besorgt, „gleich wird das gnädige Fräulein kommen und sich nach dem Lärmen erkundigen. Mach' fort, mach' fort, wir haben noch viele Sterne aufzuheften."

„Bah! du drohst mir wie den kleinen Kindern. Das gnädige Fräulein ist gar nicht da, du weißt so gut wie ich, daß sie ausgefahren ist. Ich weiß auch wohin," fuhr sie schelmisch lachend fort.

„Und wohin denn?"

„Zu der Frau Majorin von S. Es ist dir bekannt, daß ich häufig da arbeite, und fast jedes Mal, wenn ich da bin, kommt auch dein gnädiges Fräulein. Und gleich darauf wie das Amen nach der Predigt —"

„Nun, was denn? Sprich nur weiter!"

„Gleich darauf fährt ein kleiner Wagen vor und der Herr Graf Fohrbach erscheinen. Oder wenn er nicht herauf kommt, so reitet er wenigstens am Hause vorbei. Aber das kennst du gerade so gut wie ich. Nicht wahr? — Sage mir doch," fuhr sie nach einigem Stillschweigen fort, als die Andere keine Antwort gab, „weißt du, ob bald die Hochzeit sein wird?"

„Ich weiß von gar nichts," erwiderte Henriette bestimmt.

„Nun, so will ich dir's sagen. Sie werden sich heirathen mit dem frühesten Frühjahr und eine große Reise machen. Siehst du, glückselige Creatur, da darfst du auch mit. Und ich — ich sollte hier bleiben in der finstern Stadt? Nein, liebe Henriette, das wirst du nicht von mir verlangen. Glaube mir," — dies sprach sie mit auffallend ernstem Tone — „so wehe es mir in dem Falle thut, dich zu verlieren, so freue ich mich doch auf den Zeitpunkt, wo ich meine Freiheit wieder erhalte."

„Hat es so eben nicht geklopft?" sagte Henriette aufblickend.

„Ich habe nichts gehört.“

„Doch, doch! es klopft wieder.“

„Richtig! wer kann da kommen? — Herein!“

„Du bist recht unvorsichtig,“ flüsterte die Kammerjungfer. „Du weißt ja, wir dürfen für Niemand zu Haus sein. Glücklicher Weise habe ich den Riegel vorgeschoben. Sieh, man bemüht sich vergeblich, die Thüre aufzumachen.“

Wirklich wurde von außen mehrmals an der Klinke gedreht, und als sich das Schloß nicht öffnete, von Neuem geklopft.

„Was machen wir?“ fragte Nanette. „Man hat uns jedenfalls draußen sprechen hören.“

„Glaubst du? Das wäre unangenehm.“

„Allerdings; deßhalb muß man wenigstens nachsehen, wer da ist.“

„Aber es könnte Jemand sein, der dem gnädigen Fräulein unangenehm wäre.“

„Wenn ich mich unter die Thüre stelle,“ entgegnete Nanette mit großer Bestimmtheit, „so kommt nur herein, wen ich gerade herein lasse. Ich wollte sehen, wer gegen meinen Willen eindringt.“ Damit erhob sie sich, warf den Kopf trotzig in die Höhe und sprach mit lautem Tone, als sich das Klopfen immer wiederholte: „nur Ruhe da draußen; man kommt schon.“ Sie hatte die Thüre erreicht, schob den Riegel zurück und öffnete sie ein klein wenig, um hinaus zu sehen. Doch wurde von außen so stark daran gedrückt, daß Nanette ihre ganze Kraft brauchte, um nicht weggedrängt zu werden. „Was soll denn das?“ rief sie zornig. „Wer untersteht sich —“

Doch kam sie nicht zur Beendigung dieses Satzes. Mit dem Ausdruck des größten Schreckens, als habe sie auf dem Gange ein Gespenst gesehen, fuhr das sonst so muthvolle Mädchen zurück. „Jesus Maria!“ rief sie, indem sie die Hände auf das Gesicht preßte,

dann schwankte sie erschrocken zurück bis zu ihrem Stuhle hin, auf den sie lautlos niedersank.

Die Thüre war offen stehen geblieben, und die Kammerjungfer, welche bei dem sonderbaren Benehmen ihrer Gefährtin ebenfalls erschrocken aufgesprungen war, sah auf dem halbdunkeln Gange draußen eine Gestalt, die in einen großen Mantel gehüllt war. Nur der Kopf derselben war frei, und als sie in die leuchtenden Augen schaute, stürmte eine schreckliche Erinnerung auch auf sie so heftig ein, daß sie sich am Tische halten mußte. — Großer Gott! ja, sie erkannte den Blick, die ganze Gestalt war ihr unvergeßlich, denn sie hatte sie oft in wilden Träumen vor sich gesehen. Das waren die Augen, die sie ernst aber nicht unfreundlich angeschaut, das war der Arm, der sie aufrecht erhalten, das waren die hohen glänzenden Stiefel, welche ihre heiße Wange berührt hatten und deren Kälte und Glätte sie wieder zum Bewußtsein erweckt.

Die Gestalt trat langsam in das Zimmer und wie sie das that, erhob sich das ehemalige Harfenmädchen mit dem Ausdruck des tiefsten Schreckens von ihrem Stuhle und ohne einen Blick von dem Eintretenden zu verwenden, zog sie sich langsam zum Fenster zurück.

Der im Mantel trat mit leichten Schritten bis in die Mitte des Zimmers vor und sagte in gefälligem Tone zu der Kammerjungfer: „bitte, die Zimmerthüre wieder zu schließen; ich wünschte ein paar Augenblicke mit dir zu reden."

Bei diesen Worten huschte Nanette eilfertig an der Wand des Zimmers hin gegen die Thüre zu, vielleicht um diesem Befehl Folge zu leisten, vielleicht aber auch, um aus der für sie so entsetzlichen Nähe zu entwischen. Etwas der Art mochte sich übrigens der Fremde auch denken, denn er wandte sich langsam um, folgte den Bewegungen des Mädchens mit den Augen, und als sie an der Thüre angekommen war, sagte er mit ruhiger Stimme: „nur schließen und den Riegel vorschieben. — So." Darauf machte er

eine Handbewegung, welche Nanette unwillkürlich zwang, ihren Platz am Fenster wieder einzunehmen. Als sie wieder da angekommen war und der Schein des Lichts auf ihr Gesicht fiel, sprach der Fremde lächelnd zu der Kammerjungfer: „so, so, du protegirst und hast die Gefährtin von damals nachgezogen? Dagegen kann man nichts einwenden, es gefällt mir sogar, nur hätte ich geglaubt, du würdest mir eine kleine Anzeige davon machen. Doch bist du überhaupt keine Freundin von Berichten und dieselben werden von Tag zu Tag mangelhafter.

Das Mädchen zuckte bei diesen Worten zusammen und blickte auf den Boden.

„Es ist auch Zeit, daß ich mich in deinem Gedächtniß wieder einmal auffrische; ich glaube, du hättest mich sonst ganz vergessen."

„Nie! nie!" hauchte das erschrockene Mädchen.

„Oder deine Verpflichtungen," fuhr der Andere lächelnd fort. „Ah!" sagte er nach einer Pause, während welcher er sich rings im Zimmer umgesehen, „du zeigst wenig Eifer für uns und man hat dich doch in eine Position gebracht, die angenehm zu nennen ist. Es ist aber das so der Welt Lauf, daß man Wohlthaten gern vergißt; aber Eines ersuche ich dich nicht zu vergessen, daß nämlich meine Hand über dir schwebt, daß ich dich halten kann oder dich tief hinab stürzen, zermalmen, in Nichts zurücksinken lassen, wie es mir gerade einfällt." Damit hatte er seine Rechte langsam ausgestreckt, sie geöffnet, und als er sie nun wieder zusammenzog, schauerte es den beiden Mädchen und es war ihnen gerade, als öffne sich zu ihren Füßen ein finsterer Abgrund, mit glattem schlüpferigem Rande, wo hinein zu stürzen es für sie nicht mehr als eines Lufthauch bedürfe.

„Doch genug," sprach der Fremde in gefälligerem Tone, „ich bin eigentlich nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen oder dir Mißtrauen zu bezeigen. Im Gegentheil, ich will dir mein Vertrauen

beweisen und dich sogar um eine kleine Gefälligkeit bitten, die du mir nicht abschlagen wirst."

„Ich stehe in Ihrer Hand," erwiderte Henriette, ohne aufzublicken. „Das weiß ich wohl und muß Ihren Befehlen Folge leisten. Sie können mich zwingen."

„Ich möchte aber diesmal, daß du es freiwillig thätest. Auch verlangt man nichts Schlimmes von dir."

„O wenn es mich beträfe, so würde ich mit tausend Freuden Ja sagen."

Der Mann im Mantel warf fast verächtlich die Lippen auf und versetzte achselzuckend: „deine Person betrifft es nicht, nur deinen Dienst."

Das arme Mädchen fuhr zusammen und warf einen schüchternen Blick auf ihre Gefährtin.

Der Fremde hatte diesen Blick wohl bemerkt, er ließ langsam das eine Ende des Mantels von der Schulter herabgleiten, legte die linke Hand leicht auf den Griff seiner Waffe, die er heute wie damals trug, und sagte, während er das ehemalige Harfenmädchen scharf anschaute: „nur unbesorgt: wir sind ganz unter uns. — Höre mich an."

„Ich höre," entgegnete Henriette mit gesenktem Kopfe.

„Heute Abend ist ein Maskenball hier im Schlosse. Der Hof wird gegen zehn Uhr da sein; um welche Zeit ein kleines Maskenspiel beginnt, welches von den hohen Herrschaften arrangirt wurde. Vorher aber wird sich die Frau Herzogin mit ihren Damen noch einen kleinen Spaß machen und vermummt erscheinen. Natürlicher Weise ist auch deine Herrin dabei. Dort liegt ein Theil ihres Costüms." Er zeigte auf den Schleier mit den silbernen Sternen. „Bei dem Maskenfeste aber ist Fräulein Eugenie von S. eine der Ecuyèren Ihrer Majestät. Ich sehe dort ihren Anzug, das dunkelblaue Oberkleid mit den weißen Achselbändern. — Ist's nicht so?"

„So ist es," brachte Henriette mühsam hervor.

„Nun wohl — höre mich an. So viel ich weiß, wirst du dich gegen zehn Uhr zum Umkleiden deiner Herrin in eine der Garderoben neben dem großen Saal begeben. Gut, daran wird nichts geändert. Ehe du aber den dunkelblauen Anzug dorthin bringst, wirst du die weißen Achselbänder von demselben lostrennen und dafür diese hier aufnähen." Bei den Worten zog er ein kleines Paketchen unter dem Mantel hervor, riß die Papiere ab und reichte dem auf's Höchste überraschten Mädchen zierlich gemachte Achselbänder, in Blau, Grün mit Silber. — „Das Ganze ist eine Ueberraschung für Fräulein von S.," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „du mußt nicht denken, daß hinter meinen Befehlen immer etwas Gefährliches stecke. Wie gesagt, nur ein Scherz, eine Ueberraschung. Du wirst also wohl begreifen, daß deine Herrin davon nichts ahnen darf und hast es denn auch so einzurichten, daß sie die neuen Achselbänder erst dann sieht, wenn sie vollkommen angezogen ist."

„Aber wie ist das möglich?" fragte das Mädchen, während es die Hände zusammenfaltete. Trotz der Versicherung des Unbekannten glaubte sie doch nicht, daß die Verwechslung der Farben so gar wenig zu bedeuten habe, und zitterte wenn sie daran dachte, daß aus diesem Tausch Schlimmes für ihre Herrin entstehen könnte.

„Wie es zu machen ist, daß Fräulein S. die Farben nicht früher entdeckt?" meinte der im Mantel lächelnd. „Auf die einfachste Art von der Welt. Um die Achselbänder zu schonen, umnähst du sie mit feinem Papier, welches du nur loszureißen hast, sobald Fräulein von S. vollständig angezogen ist. Hast du mich verstanden?"

„Ja," sagte das schmerzlich bewegte Mädchen.

„So höre noch Eins. Wenn du diese Sache gut besorgst, so wird es mich freuen und ich will dein Schuldner sein. Hüte dich aber, Jemanden, es sei, wer es wolle, davon zu sprechen, auf welche Art der Tausch der Achselbänder vor sich gegangen."

„Aber man wird mich darüber befragen, auf das Genaueste befragen."

„Daran zweifle ich nicht. Und du wirst antworten: diese Achselbänder seien heute Abend geschickt worden mit dem Befehl deiner eigenen Herrin, sie statt der weißen an das Costüm zu heften.“

Die Kammerjungfer schüttelte betrübt den Kopf. „Wenn dem so wäre,“ sprach sie, „so müßte ich doch mit dem gnädigen Fräulein darüber sprechen, wenn sie nach Hause käme und müßte ihr die neuen Achselbänder zeigen.“

„Allerdings,“ versetzte der Fremde, „das müßtest du als vorsichtige Dienerin thun. Aber du wirst heute Abend einmal unvorsichtig sein, vergeßlich. Erst wenn Fräulein von S. costümirt ist, fällt es dir ein, daß du andere Achselbänder aufgeheftet. Hast du mich verstanden?“

„O ich verstehe Alles.“

„Nun, so verstehe mich auch vollkommen und merke dir: es ist mein Wille, mein Befehl, daß es so geschieht, wie ich gesagt. Glaube nicht, daß dich diese Mauern schützen, wenn du meinem Befehl ungehorsam wärest. — Doch,“ setzte er mit weicher Stimme hinzu, „ich will dir keine Furcht einflößen, ich will mich an deine Dankbarkeit wenden, und von diesem Gefühle in deinem Herzen bin ich überzeugt, daß es dir helfen wird, meinen Wunsch zu erfüllen. Er faßte bei diesen Worten ihre Hand, mit welcher sie sich fast gewaltsam am Tische festhielt, und als sie bei dieser Berührung zusammenfuhr, sprach er mit einem angenehmen Lächeln: „der kleine Dienst, den du mir leisten wirst, soll dein letzter für mich sein. Damals sagte ich dir, es sei unwahrscheinlich, aber doch möglich, daß ich dich nochmals wiedersähe, heute dagegen versichere ich dich auf's Bestimmteste, daß wir uns nie mehr begegnen werden, wenn du meinen Wunsch pünktlich erfüllst. — Etwas Anderes wäre es freilich,“ fuhr er mit gänzlich verändertem Tone fort, „wenn du an mir zur Verrätherin werden wolltest. In dem Momente blicke um dich und schaudernd wirst du mich wiedersehen.“

„Ah!“ machte das geängstigte Mädchen und preßte schmerzlich

bewegt ihre beiden Hände vor das Gesicht. Als sie dieselben langsam wieder sinken ließ, war er verschwunden und sie sah an dem erschrockenen Blick ihrer Freundin, welche diese auf die nun wieder offene Thüre geheftet hielt, daß er das Zimmer verlassen. Henriette sank auf ihren Stuhl nieder, reichliche Thränen floßen über ihr Gesicht herab, wobei sie ausrief: „o ich wußte es wohl, daß dies glückliche, friedliche Leben von nicht langer Dauer sei. Sie wird mich von sich stoßen, ich bin verloren."

Draußen auf dem Corridor warf er den Mantel über die Schultern, so daß fast sein Gesicht von demselben verdeckt wurde, und dann verließ er, die hellerleuchteten Gänge und Treppen vermeidend, aus einer hinteren Thüre das Schloß. Auf der Straße angekommen, schien er einen Augenblick unschlüssig, wohin er sich wenden solle. Er machte ein paar Schritte gegen den Castellplatz zu, wandte aber gleich darauf wieder um, trat in eine der kleinen dunkeln Straßen, von denen mehrere in der Nähe des Schlosses mündeten und ging auf dieser fort, der oberen Stadt zu.

Bald erreichte er eine Straße, an deren Ende sich ein Springbrunnen befand, dorthin wandte er seine Schritte, und bei dem Brunnen angekommen, stellte er sich mit dem Rücken gegen denselben und blickte das gegenüber liegende Haus an; entweder war in keinem der Zimmer ein Licht oder man hatte dichte Vorhänge herabgelassen. „Ich weiß nicht, wie mir ist," sprach er zu sich selber und zog seine Uhr hervor, jetzt treibt es mich diesen Abend schon zum dritten Male vor dies Haus — unerklärlich. Gerne ginge ich einen Augenblick hinauf, doch ist mir mein Anzug hinderlich. Beil würde mich nicht geniren, aber die alte Frau und das Kind; und dann könnte auch sie wohl da sein." Er hielt das Zifferblatt der Uhr gegen die Gaslaterne. „Erst Sieben; ich könnte mich rasch umkleiden und dann einen Augenblick hinaufgehen. — Ah bah! Man muß sich von seinen Nerven nicht zwingen lassen. — Und doch war ich lange nicht so weich gestimmt, wie am heutigen Abend; ich glaube fast, meine Hand

zittert. Ja, ich fühle mich aufgeregt; hätte das Mädchen im Schlosse mich mit Bitten bestürmt, ich hätte die Achselbänder des Herzogs zu allen Teufeln fahren lassen."

Der im Mantel hatte Recht, als er so vor sich sprach, denn wer ihn früher hätte nächtlich durch die Straßen dahin gehen oder beobachtend vor dem Hause stehen sehen, würde wohl heute einen großen Unterschied haben wahrnehmen können. Er spähte nicht eifrig umher, wie er sonst wohl zu thun pflegte, er hemmte nicht den Schritt und wandte den Kopf bei dem leisesten Geräusch, sondern er ging ganz gegen seine Gewohnheit wie träumend einher, den Blick auf den Boden gesenkt, unachtsam, stolpernd. Sein Geist war offenbar beschäftigt und zerstreut, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er nicht gewahr wurde, wie sich während der Zeit, die er am Brunnen zubrachte, die Gestalt eines Menschen, welche im tiefsten Schatten des gegenüber liegenden Hauses versteckt stand, zuweilen gegen ihn vorbog und ihn während der ganzen Zeit, die er dort zubrachte, unabläßig und aufmerksam anschaute. Ja, als er sich hinweg begab, folgte ihm die Gestalt, wobei dieselbe immerfort die Schatten der Häuser benützte, um nicht von ihm gesehen zu werden. Doch, wie schon bemerkt, sie hätte sich diese Vorsicht sparen können, denn er ging die Straße hinab den Kopf gesenkt, nicht auf- noch rückwärts blickend.

Er wandte seine Schritte dem Fuchsbau zu und die Gestalt hinter ihm ließ ihn nicht aus den Augen. Sie war ihm gefolgt, den Kopf vorgestreckt, die Augen weit geöffnet. Auf einmal aber stutzte sie und blieb stehen; sie wandte den Kopf jetzt halb rechts, jetzt halb links und stürzte darauf mit ein paar raschen Schritten vorwärts, um hierauf abermals stehen zu bleiben. Als sie so zum zweiten Male stehen blieb, war das dicht vor der hohen Mauer eines Hauses, welches mit dem Fuchsbau zusammenhing. An dieser Mauer war der vor ihr Wandelnde verschwunden; der Teufel mochte wissen, wo er hingekommen war. Da befand sich weder Thüre noch Fenster, ja nicht einmal eine Spalte, wo eine Maus hätte durchkriechen können.

Der Verfolgte war verschwunden und der Verfolger stand kopfschüttelnd vor der hohen Mauer, ging erst zwanzig Schritte rechts, dann ebensoviele links, um vielleicht hier einen Eingang zu erspähen, umkreiste nach dieser vergeblichen Bemühung den ganzen Häusercomplex und eilte dann mit ziemlich raschen Schritten nach der obern Stadt zurück.

Siebenundsiebenzigstes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Der Andere war indessen durch den fast nur ihm allein bekannten sehr kunstreich versteckten Eingang in das Innere des Fuchsbaues gelangt, immer noch ohne Ahnung, daß ihn Jemand bis an die Mauern desselben verfolgt. Ein schmaler Gang nahm ihn auf, der spärlich erhellt war von einer einzigen Lampe, die in einer Nische brannte. Neben sie legte er seinen Mantel hin, stieg langsam eine Treppe hinauf, und trat wenige Augenblicke nachher in das uns bekannte Zimmer. Hier befand sich Niemand, überhaupt herrschte im ganzen Hause, wenigstens in diesem Theile desselben, die gewöhnliche tiefe Stille. Auf dem Tische brannten zwei Lichter, im Kamin loderte ein helles Feuer. Der Eingetretene legte seinen Hut auf den Tisch, fuhr sich mit der Hand über die Stirne, schränkte darauf die Arme über der Brust, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Ihn beschäftigte das Haus bei dem Brunnen in der oberen Stadt, er wußte selbst nicht warum. Er hätte so gern Herrn Veil

besucht und das Kind, und daß er es unterlassen, verursachte ihm jetzt ein unbehagliches Gefühl. Doch konnte er sich von diesem Gefühl keine Rechenschaft geben. Wie oft war er schon Nachts bei diesem Hause vorübergegangen, ohne es zu betreten; er hatte die dunkeln Fenster gesehen wie heute, er hatte gedacht: sie schlafen schon oder befinden sich in den hintern Zimmern; er war beruhigt fortgegangen, ja oftmals still vor sich hin lächelnd, wenn er sich den guten Beil vorgestellt, wie er jetzt mit der wichtigen Miene eines Hofmeisters die Kapitel aus Geographie und Geschichte seinem Zögling wiederholte, die er selbst am Morgen erst mühsam erlernt. Heute hatte er sich den Herrn Beil nicht in so behaglichem Zustande denken können. — „Bei Gott!" sprach er zu sich selber, „ein solches Gefühl hat mich noch selten getäuscht, es ist da etwas vorgefallen. Ich muß mir Gewißheit verschaffen." Er riß heftig an dem neben ihm befindlichen Glockenzug, und ein heller Klang ertönte augenblicklich darauf in dem Wirthszimmer.

Eine Weile darauf hörte man die eiligen Schritte eines Mannes, die Thüre wurde hastig geöffnet, und Herr Scharffer trat herein, ehrerbietig auf der Schwelle stehen bleibend. Er war etwas schnell gelaufen, sah echauffirt aus, und blies hastig den Athem von sich, so daß sein weit abstehender, schwarzer und struppiger Backenbart eine seltsame Bewegung machte.

Der Andere trat ihm rasch entgegen und sagte: „Mathias soll herkommen."

„Mathias?" fragte der Wirth erstaunt. „Der wird sobald nicht kommen können."

„Ah Teufel, wie konnte ich das vergessen, Meister Scharffer! Gewiß, ich habe heute Abend meine Gedanken nicht beisammen. Und doch beschäftigte ich mich fast den ganzen Tag mit Mathias. Wie geht es ihm?"

Der Wirth zuckte die Achseln, verzog seinen breiten Mund und entgegnete: „die Wahrheit zu sagen, Herr — schlecht. Gott

möge den verdammen, der den Stoß geführt; er ist tief, sehr tief gegangen. Er drang in die Seite ein und verletzte, wie der Chirurge sagte, die Lunge so schwer, daß — ja, ich kann's nicht verschweigen, sein Aufkommen sehr ungewiß ist."

Erschreckt trat der Andere einen halben Schritt zurück, faßte den Griff seines Dolches und biß sich heftig auf die Lippen.

„Er hat auch viel Blut verloren, ehe sie ihn herbrachten," fuhr Herr Scharffer fort. „Viel Blut; und das geht ihm beständig nach, denn er fällt von einer Ohnmacht in die andere, oder man könnte eher sagen, er kommt selten mehr zum Bewußtsein, denn er liegt die meiste Zeit schwer athmend da und mit geschlossenen Augen."

„So muß ich nach ihm sehen. Er ist doch gut verpflegt?"

„Wie können Sie zweifeln, Herr?" versetzte der Wirth im Tone eines leichten Vorwurfs. „Mathias, der uns Allen in's Herz gewachsen ist! Ich versichere Sie, Alle im Fuchsbau sind voll Jammer und Betrübniß."

„Führt mich hinauf. Ich muß ihn sehen."

„Sogleich, Herr. Aber ich vergaß zu melden, daß Josef draußen ist; er suchte Sie schon seit mehreren Tagen und kam nun vor wenig Augenblicken, sah aber sehr bleich und erschreckt aus und wollte gleich zu Ihnen herein. Ich bemerkte ihm, es sei noch kein Zeichen mit der Glocke gegeben worden und Sie auch demnach noch nicht im Hause Darauf biß er sich heftig auf die Nägel und lief, allerlei murmelnd in der Stube auf und ab. Sagen Sie mir doch, Herr," fuhr er mit einem lauernden Gesichtsausdruck fort, „trauen Sie dem Josef völlig?"

„Wie mir selbst. — Aber wozu die Frage?"

„Nun, er ist zuweilen in der Nähe der Polizeidirektion gesehen worden, und Sie wissen wohl selbst, Herr, daß wir mit den Lakaien im Allgemeinen Unglück haben."

„Seid unbesorgt, mit dem da nicht. Er soll sogleich herein kommen.

Ihr könnt in der Nähe bleiben; ich habe vielleicht Aufträge für Euch."

Der Wirth zog sich mit einer tiefen Verbeugung des Kopfes hinaus; gleich darauf trat Josef herein. Herr Scharffer hatte übrigens Recht, wenn er behauptete, der Jäger sähe unruhig und zerstört aus. Dem war wirklich so; sein Gesicht war noch blässer als gewöhnlich, und seine Augen hatten einen seltsamen Ausdruck.

Der junge Mann stand mitten im Zimmer, er hatte die eine Hand in die Hüfte gestemmt, mit der andern winkte er dem Eintretenden lächelnd zu, wobei er sagte: „ei, Josef, ich hätte nicht geglaubt, dich sobald wieder hier zu sehen. Du mußt mir Außergewöhnliches zu melden haben."

„So ist es auch," erwiderte Josef nach einem tiefen Athemzuge. „Ich erlaubte mir, Sie schon mehrmals aufzusuchen, Herr, aber Sie waren seit mehreren Tagen nicht mehr hier im Fuchsbau; und auch Mathias ließ sich niemals sehen."

„Ach ja, der arme Mathias," sagte der Andere.

„So ist es also wahr, Herr, was ich mir gedacht, als ich von jenem Einbruche und der Verwundung eines der Betheiligten sprechen gehört? Und Mathias ist — todt?"

„Nein, aber leider schwer verwundet. Doch sprich, was hast du mir zu sagen? Dein Aussehen gefällt mir nicht, Josef; du hast Schlimmes zu berichten."

„Sehr Schlimmes, Herr."

„Nur zu, nur zu, man muß auf Alles gefaßt sein. Erzähle ohne Vorrede; du weißt, ich liebe kurze Mittheilungen."

Josef verbeugte sich und holte mühsam Athem, als er sprach: „neulich war mein Herr mit einem Bekannten spät Abends allein in seinem Kabinet."

„Wann war das?"

„Vergangenen Freitag."

„Ah! — Und welcher seiner Bekannten blieb bei ihm?"

„Der Herr Maler Erichsen.“

„Richtig, richtig!“ murmelte der junge Mann. Er blickte auf den Boden und dachte: das war an jenem Abend, wo Erichsen seine Portraits des Herrn Dankwart vorzeigte. Den andern Morgen war er bei mir und verlangte die bewußte Schrift mit einem Abdruck meines Talisman. Hören wir, was dazwischen vorfiel. — Während er so nachdachte und zu Boden schaute, hatte das dunkle Auge des Jägers aufmerksamer als je zuvor abwechselnd auf seinen Zügen, namentlich aber auf seiner Gestalt geruht. Es schien, als stellte er Vergleichungen an, und je länger er das that, um so mehr verlängerten sich seine Züge, um so mehr nahmen sie den Ausdruck des Schreckens an. Er fuhr ordentlich zusammen, als nun der Andere sagte: „und was geschah an dem Abend, Josef?“

„Die beiden Herren,“ fuhr der Jäger mit bebender Stimme fort, „sprachen über — eine räthselhafte Person, die in der Gesellschaft umhergehe, die meisten vornehmen Häuser besuche, die sich das Ansehen eines unabhängigen, hochstehenden Mannes gäbe, die aber im Verborgenen — allerlei seltsame und sonderbare Geschichten treibe.“

Wäre der junge Mann nicht so vollkommen Meister seiner selbst gewesen, so hätte man auf seinem Gesicht eine Bewegung wahrnehmen müssen. Denn obgleich ihn die Worte des Jägers gänzlich unvorbereitet überfielen, wußte er doch, wen dieser meinte, und deßhalb waren die Worte desselben tief einschneidend wie die Schärfe einer Axt, die, mit sicherer Hand geführt, den Baum trifft. Doch verzog sich keine Miene; nur eine Sekunde lang zuckten seine Augenlider. Ja, etwas wie Verwunderung flog über sein Gesicht, als er entgegnete: „und wer ist diese räthselhafte Person?“

„Sie nannten den Herrn Baron von Brand.“

„Ah! den Baron von Brand! Unser guter Bekannter, durch dessen Vermittlung du deine Stelle erhieltst.“

„Derselbe, Herr.“

„Er kommt öfter zum Grafen Fohrbach?"

„O — sehr — oft."

„Natürlich sahst du ihn zuweilen?"

„Ja — Herr, häufig. Aber ich ging ihm aus dem Wege, ich wußte nicht, ob es ihm angenehm sei, mir zu begegnen."

„Daran thatst du sehr klug. Teufel! man muß das dem Baron mittheilen."

„Ich that es ja schon, Herr," rief der Jäger in gewaltiger Bewegung. „Ja, Herr, verzeihen Sie mir; ich kann nicht anders, ich muß Sie warnen, denn es ginge mir an's Leben, wenn Ihnen ein Unglück zustieße!" Bei diesen Worten war der Jäger vor dem Andern auf die Kniee gestürzt, ein paar Thränen liefen über seine bleichen Wangen herab, und obgleich der junge Mann einen Schritt zurückgetreten war, hatte Josef seine Hände ergriffen und hielt sie mit den seinigen krampfhaft zitternd fest.

„He, Josef!" entgegnete der junge Mann, indem er seine Hände loszumachen versuchte, „du spielst eine eigene Comödie. Laß' die Narrheiten, steh' auf." Er wollte in seinen Ton eine Härte legen, was ihm aber nicht vollkommen gelang. Ja, er brachte diese Worte nur mühsam, gepreßt hervor.

„Stoßen Sie mich nicht zurück, Herr," fuhr der Jäger leidenschaftlicher fort. „Sie sagten schon mehrmals, Sie schenken mir Ihr unbedingtes Vertrauen. O thun Sie es in Wahrheit; glauben Sie meinen Worten und treffen Sie schleunig Ihre Maßregeln."

„Gewiß, Josef, sei nicht kindisch, — steh auf! Was geht mich dein Baron von Brand an? Was er angerichtet hat, soll er verantworten. Und so will ich es gerade machen. — Aber steh' auf. Für deinen Eifer danke ich dir herzlich, danke ich dir wie ein Freund dem andern dankt." Bei diesen Worten zitterte seine Stimme, und als er den Jäger empor hob, fühlte dieser einen festen Händedruck. — „Doch du bist mit deinen Unglücksbotschaften noch nicht zu Ende. Sprich ...ter, ich bin auf Alles vorbereitet."

„O wenn es so wäre!“ seufzte Josef. „So eben kam mein Herr aus dem Schlosse; er hatte den Dienst; Sie wissen, Herr, daß man dort im Vorzimmer zuweilen Manches erfährt, was eigentlich verschwiegen bleiben sollte.“

„Ja, ich weiß das,“ sagte der Andere aufmerksam.

„Der Polizei-Direktor war vor der Tafel bei Seiner Majestät.“

„Nachmittags gegen fünf Uhr? — Eine außergewöhnliche Stunde.“

„So kam es dem Herrn Grafen auch vor; und ich glaube, es war Seiner Erlaucht auffallend genug; um darüber Erkundigungen einzuziehen.“

„Bei dem Kammerdiener oder bei dem Polizei-Präsidenten selbst? O wenn die Stillschweigen gelernt hätten! — Nun, es wird was Unbedeutendes gewesen sein.“

„Nein, Herr, es war etwas sehr Bedeutendes. — Sie kennen ein kleines Haus in der Schilderstraße; gegenüber steht ein Brunnen.“

„Ich kenne es nicht,“ entgegnete der Andere scheinbar unbefangen.

„Sie gingen oft dahin, Herr.“

„Ich? — Niemals!“

„Ah! verzeihen Sie, ich meinte den Herrn Baron von Brand.“

„Das ist etwas Anderes. — Aber weiter! weiter! Obgleich die Stimme des jungen Mannes wieder vollkommen ruhig geworden war, so athmete er doch fast hörbar, seine Augen glänzten und seine Finger irrten auf dem Griffe des Dolches hin und her.

„In dem Hause,“ fuhr Josef mit festem Blicke fort, „hat die Polizei heute Nachforschungen gehalten.“

„Die Polizei! — Und weßhalb? — Wer gab ihr das Recht dazu? — Was fand sie?“

Achselzuckend fuhr der Jäger fort: „ich weiß Ihnen nur die letzte Frage zu beantworten, Herr. Sie fanden in dem Hause eine alte Frau, einen kleinen Knaben, einen jungen Mann und — eine Dame.“

Bei jedem Worte, welches der Jäger aussprach, war der Andere sichtlich zusammengefahren, doch hatte er sich gewaltsam bezwungen, wobei er sich die Lippen fast blutig biß. Als aber Josef sagte: eine Dame, da behielt er seine mühsame Fassung nicht länger, er erbleichte auf eine furchtbare Art, seine Augen starrten weit aufgerissen, er faßte die Hand des Jägers mit zitternden Fingern und sprach fast lautlos: „du hast gesagt: auch eine Dame —?"

„Eine Dame, Herr — die Frau Baronin von W., Gemahlin des früheren General-Adjutanten."

Bei diesen Worten war es, als wollte der Andere in die Kniee sinken; während sich sein Körper in den fürchterlichsten Seelenleiden beugte, preßte er die Hände vor das Gesicht und rief in herzzerreißendem Tone: „meine Schwester! — o meine arme Schwester!"

Dieses Wort hatte Josef doch nicht erwartet. Ihn faßte ein jäher Schreck bei dem Anblick des Andern, es war ihm, als heben sich rings herum schwarze Schleier, als steigen wilde unheimliche Geister aus den Ecken des Zimmers. Der Luftzug, der durch den Kamin herabdrang, machte ihn schaudern. Er fühlte sich wie von Furchtbarem umgeben; es schien ihm, als bewegten sich die Fenstervorhänge und es dringe hie und da eine Faust durch die Scheiben und suche tappend die schweren Riegel zu erfassen, um die Flügel zu öffnen, und einer unheilvollen Macht Eingang zu gestatten. Dann aber erfaßte ihn wieder eine tiefe Wehmuth, als er die kräftige Gestalt des jungen Mannes vor sich erblickte, die noch ein Atom mehr hernieder in den Staub gestürzt hätte; als er bedachte, welch' gewaltiger Geist, welch' edles Herz und tiefes Gefühl in eben diesem kräftigen Körper wohnte, welchen Weg dieser da hätte gehen können, und wie er nun vor ihm stand, vielleicht schon von allen Seiten umgarnt, im nächsten Augenblicke vor der unerbittlichen Gerechtigkeit — die leider, leider diesmal gerecht zu nennen war. Josef war kein gewöhnlicher Mensch, sein Eintritt in diese Welt hatte ihm Hoffnungen ge-

stattet, die leider nie in Erfüllung gingen. Und an alles dies denkend, hatte er seine Hände gefaltet und langsam tropfte eine Thräne um die andere aus seinen Augen und verlor sich in dem dichten, schwarzen Barte.

Der Andere hatte sich unterdessen wieder gefaßt, doch als er die Hände langsam von seinem Gesichte entfernte, fielen seine Arme wie gelähmt herab. — Aber er lächelte. Doch dieses zuerst traurige und dann erschreckliche Lächeln schnitt dem Getreuen, der vor ihm stand, noch tiefer in die Seele, als vorhin der Ausbruch des wilden Schmerzes.

„Laß' es gut sein, Josef," fuhr der junge Mann fort. „Jeder Mensch hat seine Schwächen, hat eine Stelle, an der er verwundbar ist. Du hast sie mit deinen Worten getroffen und tief verletzt. — Aber das ist jetzt vorüber," setzte er schwer Athem holend hinzu. „Was hast du mir weiter zu sagen?"

„Herr Major von S. war bei meinem Herrn und Beide sprachen darüber, daß die Baronin von W. in dem erwähnten Hause festgehalten würde. Der Gemahl derselben, der sie lange beargwohnt, habe seine Zustimmung gegeben, und über alles dies drückten sich beide Herren ziemlich empört aus."

„Ah! sie nahmen die Polizei nicht in Schutz?"

„Der Polizei-Präsident soll von Seiner Majestät eine Bemerkung haben hinnehmen müssen, die sehr einer Nase ähnlich gesehen habe; er sei ziemlich zerknirscht in das Vorzimmer gekommen und habe über undankbaren Dienst und drückende Verhältnisse gesprochen."

„Das gibt mir einige Hoffnung," sagte der Andere mit leiser Stimme. „Du kannst mir einen Dienst erweisen, Josef. Suche in das Haus in der Schilderstraße zu dringen, erkundige dich, was man dort macht, und bringe mir eine Antwort hieher. Willst du?"

„Mit tausend Freuden," antwortete Josef. „Aber ich würde

einen vergeblichen Gang thun, Herr. Ich war schon droben bei dem Hause; ich versuchte es, hinein zu kommen, ich habe da einen Bekannten, aber man examinirte mich und schickte mich fort. Als ich eben weggegangen war, sah ich Sie, Herr. Sie stellten sich an den Brunnen und schauten an dem Hause hinauf."

„Das ist wahr. Aber ich habe dich nicht bemerkt."

„O Herr, verzeihen Sie mir," sprach Josef kopfschüttelnd, „Sie sahen überhaupt nicht so um sich her, wie gewöhnlich auf der Straße. Sonst hätten Sie an den gegenüber liegenden Häusern einen Menschen bemerken müssen, der Sie beobachtete."

„Der mich beobachtete?"

„Auf das Genaueste. Er hinderte mich, Sie anzureden, und ich konnte Ihnen nur von weitem folgen, denn der Andere schlich vor mir ziemlich dicht hinter Ihnen."

Der junge Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn und entgegnete: „ja, ich war in Gedanken. Aber was wollte Jener von mir? Folgte er mir bis hieher an den Fuchsbau?"

„Bis an die Mauer, wo Sie verschwanden. Das schien ihn höchlich zu wundern, denn er betrachtete die Steine aufmerksam, suchte auch rechts und links nach einer Thüre, und als er nichts fand, umschritt er das ganze Gebäude. Jetzt folgte ich ihm und hätte gern ein ernstes Wort mit ihm gesprochen, aber ich war ohne Waffen, und er, der Polizeisoldat, hatte seinen Säbel bei sich."

„So, er war von der Polizei? Das ist gerade nicht angenehm Was denkst du, Josef?"

„Wenn ich meine Gedanken frei aussprechen darf, so sage ich daß Ihnen Jener nicht ohne Absicht gefolgt ist, daß er davon ging einen Bericht zu machen, und daß vielleicht in diesem Augenblicke schon der Fuchsbau umstellt ist."

„Du könntest vielleicht Recht haben, Josef," erwiderte der junge Mann ruhig, indem er die linke Hand auf den Tisch setzte,

„und das wäre schlimm für dich, den man hier nicht finden darf. — Sieh mich nicht so sonderbar an, ich weiß wohl, daß es dir nicht an Muth fehlt und kenne auch deine Treue. Aber du kannst hier, bei Gott! Niemanden helfen, nur dich selbst zu Grunde richten. Also geh', ich will es." Er winkte mit der Hand, und als der Jäger dieselbe ergriff und fest drückte, erwiderte er diesen Druck und sagte dabei: „Gott sei mit dir, Josef."

Sobald dieser das Zimmer verlassen hatte, trat der Wirth ungerufen herein. Er war aufgeregt, erhitzt und stolperte in seinem Eifer fast über die Schwelle in das Gemach, so daß ihm der junge Mann entgegen rief: „hoho! Meister Scharffer, Ihr stürzt ja daher, als wenn Ihr gejagt würdet."

„Das wird auch also kommen," erwiderte der Wirth in seiner plumpen Manier. „Wissen Sie, Herr, daß drunten der Teufel los ist."

„Ah! Ihr seid der Mann, ihn zu bändigen," erwiderte der Andere lachend.

„Ja, da hat sich was zu bändigen. Es sind da eben sechs Kerl in die Schenkstube gedrungen, und als wir uns weigerten, ihnen Wein zu geben, meinten sie, das wollten sie doch einmal sehen, das sei hier ein Wirthshaus so gut wie ein anderes."

„Da hatten sie vollkommen Recht, Meister. Und statt daß Ihr davon stürztet und Aufsehen erregt, hättet Ihr bei Euren Gästen bleiben und sie angenehm unterhalten sollen."

„Da unterhalte sich Einer, wenn ihm das Herz vor Schrecken still steht. Drei von den Sechsen kenn' ich. Wenn die nicht bei der Polizei sind, so will ich auf einem Rasirmesser reiten. Einer von ihnen machte sich mit der alten Margareth zu schaffen und erkundigte sich freundlich, was das für Klingelschnüre seien, die neben ihrem Sitze herabhangen."

„Das ist allerdings verdächtig."

Der dicke Wirth hatte so hastig gesprochen, daß er ganz außer Athem gekommen war. Während er sich den Schweiß von der Stirn

wischte, that er einen tiefen Athemzug und fuhr dann fort: „auch kommt soeben der Johann nach Haus und meint, er habe drunten auf der Straße in der Nähe des Fuchsbaues Gesichter gesehen, die ihm gar nicht gefallen. Aber das ist noch nicht das Schlimmste, er brachte auch die Nachricht heim, daß der Sträuber eingesteckt worden sei.

„Der Sträuber?" fragte der Andere offenbar unangenehm überrascht und zog dabei seine Augenbrauen finster zusammen. „Der Sträuber? Das ist fatal."

„Auf dem Bahnhof," fuhr Meister Scharffer fort, „er hatte sich gerade ein Billet gelöst."

„Wohin?"

„Nach St."

„Beim Teufel! Das ist schlimm. Also wollte er über die Grenze. Da hat der Schuft etwas angestellt, was ihn zwingt, Stadt und Land zu verlassen." Bei diesen Worten ging der junge Mann nachdenkend mit raschen Schritten auf und ab und der Wirth schaute ihm mit einem höchst überraschten Gesichte zu, wobei er sich in dem schwarzen, buschigen Backenbarte kratzte. Er mochte wohl denken: jetzt ist es keine Zeit zum Prominiren, jetzt sollte der da handeln. Doch tröstete er sich gleich darauf: er wird schon wissen, was zu thun ist. Der Andere trat wieder an den Tisch zurück und sagte achselzuckend: „wohl möglich, daß sie wieder eine Hausaussuchung halten."

„Wie schon oft."

„Aber heut' ist das schlimmer."

„Warum? Wir haben nichts Verdächtiges im Hause."

„Jetzt vergeßt Ihr den Mathias," sagte der junge Mann mit sehr ernster Stimme.

„Alle Heiligen! das ist wahr," rief erbleichend der Wirth. „Wenn sie den finden mit seiner Wunde in der Seite, so sind wir verloren. O, wenn er nur schon todt wäre."

„Hol' Euch der Teufel, Meister!— Und warum das?"

„Sie wissen wohl, wir hätten dann ein gutes Versteck für ihn. Aber einen Lebenden kann man nicht da hinein postiren."

„Ehe ich das Haus verlasse, muß ich nach ihm sehen. Leuchtet mir hinauf."

„Lassen Sie das um Gotteswillen bleiben, Herr," bat der Wirth. „Nehmen Sie mir ein Wort nicht übel, wer weiß, ob man es nicht auf Sie selbst abgesehen hat. Verlassen Sie das Haus, so lange es noch Zeit ist, schonen Sie sich für uns. — Horch! was war das?"

Von unten herauf ließ sich ein dumpfes Krachen vernehmen. Beide lauschten und der junge Mann sagte: „man bricht eine Thüre auf. Wahrhaftig, das scheint ernstlich zu sein. Haben sie Lichter bei sich."

„Nein, darnach habe auch ich gleich gesehen."

„Wer ist von uns im Hause?"

„Der Johann, der Schnapper und zwei fremde Gesellen, die heute mit guter Recommandation ankamen. Als ich die sechs Andern eintreten sah, hieß ich sie auf ihr Zimmer gehen."

„Wo sind sie?"

„Auf Numero vier, über uns."

„Und Mathias?"

„Auf Numero zwei. Ah! ich vergaß, Friz ist bei dem als Krankenwärter."

Der junge Mann stand da hoch aufgerichtet, sein blitzendes Auge blickte starr in eine Ecke des Zimmers, er zog seinen schwarzen Schnurrbart zu beiden Seiten des Mundes herunter und dachte nach. — „Das ist ganz einfach," sagte er nach einer Pause, „die Hauptsache ist: Mathias muß weggeschafft werden, und das muß Johann und Friz besorgen. Beide sind stark, sie können ihn tragen. Freilich kann es ihn das Leben kosten," fuhr er fort, nachdem er die Augen einen Moment mit der Hand bedeckt hatte. „Aber was

ist da zu machen? Lieber todt, es wäre gräßlich, wenn er ihnen lebend in die Hände fiele. Und Mathias hat eine starke Natur, er wird's vielleicht ertragen."

„Aber wohin mit ihm?" fragte zweifelnd der Wirth. „O glauben Sie, Herr, die auf der Polizei sind auch klüger geworden. Sie werden ringsum das Haus besetzt haben."

„Natürlich," erwiderte der Andere mit einem verächtlichen Lächeln. „Aber wir lassen uns doch nicht überlisten, und wenn Ihr genau meine Befehle befolgt, so kommt der arme Mathias glücklich durch."

„Und Sie, Herr?"

„O, ich verschwinde wie gewöhnlich. — Ihr laßt den Mathias auf Numero Eins bringen; dort, wißt Ihr, hängen an der Wand alte Landkarten. Nehmt sie ab und schlagt durch die ganz dünne Wand, die sich dort befindet, ein Loch, nicht größer, als daß Johann und Friz mit ihrer Last durchkommen."

„Aber in dem Hause neben an haben wir keine Verbindungen, Herr. Das ist ein Pietist, ein scheinheiliger Satan, der gleich Lärm machen wird."

Ohne auf diese Worte zu achten, hatte der Andere seinen Rock aufgeknöpft und die Uhr hervorgezogen, von der er ein Pettschaft löste. Dann fuhr er ruhig fort: „auf das Geräusch des Wanddurchschlagens wird der Eigenthümer augenblicklich erscheinen. Johann soll ihm dies übergeben und er wird für den Mathias sorgen. Vergeßt mir aber nicht, daß die große Landkarte wieder an ihren Platz gehängt wird."

Meister Scharffer empfing das Pettschaft mit einem Blicke der Ehrfurcht, den er auf den jungen Mann warf. Er hatte den Nachbar immer gefürchtet, ja er hatte ihn gekannt als Jemand, der im Rufe der größten Rechtlichkeit stehe, der das Getreibe im Fuchsbau tief verabscheue und der bei allen Genossen im Verdacht stand, als

habe er die Polizei schon mehrmals zu einer Hausaussuchung veranlaßt. Und nun hatte er dort ebenfalls Verbindungen angeknüpft.

„Nur fort," sprach jetzt der junge Mann ungeduldig. „Sagt dem Johann und Friz, was sie zu thun haben, und dann begebt Euch an die Haupttreppe und schimpft als guter Wirth dort hinab über die Vagabunden, die Eure Thüren erbrechen. Hört nur, sie machen immer weiter. Aber jetzt hinauf, Meister Scharffer, befolgt auf's Pünktlichste meine Befehle. Ich werde Euch hier erwarten."

Der dicke Wirth schien Lust zu haben, sich ein wenig in seinem Haar zu raufen, und er hob schon die Hände an den Kopf empor, als er aus dem Zimmer eilte; doch ließ er sie wieder sinken, schüttelte vielmehr sein Haupt, als er sich auf der Schwelle nochmals umschaute und nun bemerkte, wie der junge Mann einen Stuhl an den Tisch zog und sich ruhig darauf setzte, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Während Meister Scharffer die Treppen hinauf sprang, bekreuzte er sich und dachte: „am Ende wäre es doch besser, wenn man sich der Polizei selbst überlieferte. Der da drunten im Zimmer ist offenbar der leibhaftige Teufel."

Die außerordentliche Ruhe aber, mit welcher der junge Mann handelte, war theilweise erzwungen, um auch dem Andern Muth einzuflößen, denn als dieser verschwunden war, sprang er auf und trat unruhig an die Thüre, um in das Haus hinabzulauschen. Obgleich nun das Zimmer, in welchem er sich befand, von der Schenkstube sehr weit entfernt war, so vernahm er doch einen wüsten Lärm von dorther und mitunter Töne, als ob man Möbel wegrückte, Kasten niederstellte, Thüren gewaltsam öffnete. — „Sonderbar!" sprach der Horcher zu sich selber, „sie treiben ihre Sache auf wunderbare Art. Statt sich rasch über das ganze Haus zu verbreiten, halten sie sich in einem Theile desselben auf, wo sie noch nie was gefunden haben. Ich glaube, wir haben die ganze Geschichte dem Herrn Blaffer zu verdanken. Wenn nur Mathias schon fort

wäre! — Ah! sie gehen dran, ihn wegzuschaffen." Er lauschte wieder aufmerksam und vernahm von droben das Gehen von Männern, deren schwerem Auftreten man es wohl anmerkte, daß sie eine gewichtige Last trugen. Zu gleicher Zeit hörte er, aber sehr gedämpft, ein Geräusch, wie wenn man Steine losbräche, und dann das leichte Krachen von Holzwerk. „Gott sei Dank!" sagte der junge Mann, „er wird bald drüben sein. Wenn er's nur aushält! Das Loch in der Wand kostet mich viel. Ich hatte diesen Ausweg für mich selbst aufgehoben. Aber was gilt ein Freund nicht! Und ein solcher war mir Mathias hier im Hause. Ich hätte ihm vielleicht folgen sollen, wer weiß, ob das nur eine Hausaussuchung ist und ob sie nicht vielleicht das Haus so umstellt haben, daß es mir auf meinem gewöhnlichen Wege schwer wird, zu entkommen. — Bah! man muß nicht das Schlimmste denken. — Doch — jetzt ist Mathias drüben." In diesem Augenblicke vernahm er nämlich die scheltende Stimme des Wirthes, der auf der Treppe stand, die in das untere Stockwerk führte und laut hinabschrie: „was für ein Lärmen wird in der Schenkstube getrieben? Glaubt ihr denn, man könne in dem Hause treiben, was man wolle? He, Marie, ruf' den Hausknecht." Nachdem er dies gesagt, kehrte er in das Zimmer zurück, wo der Andere unterdessen die beiden Lichter auf dem Tische ausgelöscht hatte, so daß es vollkommen finster gewesen wäre, wenn nicht eine Gaslampe auf dem Gange einige Helle in das Zimmer geworfen hätte.

„Mathias ist fort, aber jetzt bitte ich Sie um Gotteswillen, Herr, suchen Sie sich einen Ausweg. Als ich droben vom Fenster auf die Straße hinabschaute, habe ich verdächtige Gestalten bemerkt."

„Auf welcher Seite?"

„Auf der, wo Sie gewöhnlich das Haus verlassen."

„Das ist ungeschickt. So muß ich den Weg durch den Keller nehmen."

„Ich glaube auch, daß der sicherer ist," sagte angstvoll der Wirth.

„Nur müssen Sie dabei über die Haupttreppe hinab, bei der Schenkstube vorbei.“

„Ich weiß wohl, doch hat das nichts zu sagen. Margarethe wird auf ihrem Posten sein.“

„Gewiß; die läßt sich eher in Stücke reißen.“

„So will ich ihr ein Zeichen geben und dann vorwärts, Meister. Ihr steigt scheltend die Treppe hinab und ich folge Euch.“ Sowie er dies sagte, zog er an einer Klingelschnur, die neben der Thüre hing, und wenige Sekunden darauf verlöschte die Gaslampe draußen auf dem Gange. Von unten herauf aber erscholl ein lauter Aufschrei, die klägliche Stimme der alten Kellnerin und darauf polterte Meister Scharffer die Treppen hinab, fluchend und scheltend mit aller Kraft seiner Lunge.

Der Andere ging hinter ihm drein, er setzte die Füße so leicht auf, daß man von Beiden jedesmal nur einen einzigen Tritt hörte; sein Auge versuchte es, die Finsterniß, die auf dem ganzen Hause lag, zu durchdringen. Dabei blieb er dicht hinter dem dicken Wirthe, der, auf dem untern Treppenabsatz angekommen, gleich von kräftigen Armen gefaßt wurde. Doch ermangelte er nicht, dies durch lautes Geschrei seinem Hintermanne kund zu thun, der einen Augenblick unbeweglich stehen blieb, dann das Treppengeländer erfaßte, und sich nun mit solcher Gewalt die Treppe vollends hinab schwang, daß er zwei Männer, die dort Posto gefaßt hatten, so vollkommen unvermuthet überfiel, daß diese ihr Gleichgewicht verloren und schwerfällig die Treppe hinab kollerten, ihm nach, der schon mit leichtem Fuß die unterste Stufe erreicht hatte. Hier war der Fliehende nicht einen Augenblick zweifelhaft, welchen Weg er einzuschlagen habe. Eine Thüre, die er suchte, fand er unverzüglich, trat durch dieselbe in ein Gewölbe, glitt hier abermals einige Stufen hinab und erreichte nun einen weiten Keller, indem er fortschritt.

Dieser hatte nach der Straße einige halbkreisförmige Oeffnungen, die man übrigens kaum bemerken konnte, da die Nacht sehr

finster war. An einer dieser Oeffnungen hatte man in der Mauer mehrere Steine weggebrochen und so eine förmliche Leiter gebildet, auf der ein gewandter Mann ohne große Mühe emporsteigen konnte. Ehe er sich aber vollständig dort hinaufschwang, horchte er aufmerksam, und erst, als sich in der engen Gasse, in welcher diese Fenster mündeten, nicht das geringste Geräusch vernehmen ließ, stieg er vorsichtig aus dem Keller empor.

Glücklicherweise warfen die nahestehenden Häuser, sowie ein Mauervorsprung neben dem Fenster einen so tiefen Schatten auf die Stelle, wo er emporgestiegen war, daß ihn selbst ein Späher hier nicht hätte entdecken können. Auch brauchte er die Vorsicht, eine Zeitlang unbeweglich stehen zu bleiben, worauf er endlich mit zwei großen Schritten die andere Seite der Gasse erreichte. Hier blieb er abermals stehen und schaute nach dem Hause zurück, doch faßte er im nächsten Augenblicke unwillkürlich den Griff seines Dolches, denn mit seinem scharfen Auge bemerkte er an zwei Stellen der dunklen Mauer des Hauses, von dem er eben herkam eine Bewegung, gerade als seien dort ein paar Personen, die sich etwas von der Mauer entfernten. So bald er aber regungslos stehen blieb, sah er auch drüben nichts mehr. — Und doch! er hatte sich nicht getäuscht. Kaum hatte er einen Schritt gemacht, so bewegten sich auch dort die beiden dunkeln Flecke wieder, — zwei Gestalten, mit ihm im gleichen Maße fortschreitend. Das sind Aufpasser und Verfolger, dachte er sich. Was ist zu thun? Bei einem Ueberfall, den sie aber wahrscheinlich in der Nähe des Hauses nicht wagen, mich ihrer mit meinem Dolch entledigen; wenn sie mich aber verfolgen, sie, wenn es möglich ist, irre führen.

Das Letztere war aber ein schweres Unternehmen, denn wenn auch die beiden Gestalten nicht Willens schienen, die Entfernung zwischen sich und dem Andern zu kürzen, so ließen sie sie auch nicht vergrößern. Denn machte er längere und raschere Schritte, so thaten sie das Gleiche, blieb er stehen, so machten sie es ebenso. Letzteres

that er mehrmals und überlegte sich dabei, ob es nicht besser wäre, umzuwenden und seinen Verfolgern direkt auf den Leib zu gehen. Dies zu thun war er schon im Begriff, doch hatte er mittlerweile die enge Gasse verlassen und eine breite, lange Straße erreicht, die von mehreren Gaslampen hell beschienen war, und sah bei deren Licht dort zwei ähnliche verdächtige Gestalten, die ihm auf ein Zeichen seiner ersten Begleiter ebenfalls folgten. — Vier würden ein zu großes Aufsehen geben, dachte er bei sich. Also nichts von Gewalt; hier muß List entscheiden und Schnelligkeit. Behutsam warf er einen Blick um sich; die letzten seiner Verfolger waren wohl zwanzig Schritte entfernt, die ersten schlichen auf der andern Seite der Straße. Er beschleunigte seinen Gang und als er eine enge Seitengasse erreicht hatte, schoß er dort mit einem gewaltigen Satze hinein. Doch mußten die vordern seiner Verfolger diese Absicht errathen haben, denn Einer stürzte ihm so rasch nach, daß er ihn in der nächsten Sekunde dicht an seiner Seite laufen hörte. Die Andern blieben nicht weniger zurück und er hörte deutlich ihre lauten Schritte auf dem Pflaster der sonst menschenleeren Straßen im schnellsten Tempo.

Vor allen Dingen galt es, sich seines nächsten Verfolgers zu entledigen, und als er ein Mittel hiezu gefunden, mußte er selbst darüber lächeln. Er wandte seinen Lauf etwas nach der Mitte der Straße, gegen einen Gascandelaber, so zwar, daß sich dieser jetzt zwischen ihm und seinem Verfolger befand. In diesem Augenblicke faßte er die eiserne Stange desselben mit der Hand, schwang sich um sie herum und traf den Andern dabei mit der ganzen Wucht seines Körpers, daß dieser laut dröhnend zu Boden stürzte. Hierauf änderte er die Direktion seines Weges abermals und flog nun in raschen Sätzen über die dunklen Straßen dahin, einem Stadttheile zu, wo wenig Verkehr war und spärliche Gasflammen brannten und wo an große herrschaftliche Häuser viele Gärten stießen. Seine Verfolger blieben übrigens dicht hinter ihm und so stark und aus-

dauernd er auch war, so fühlte er doch nach und nach, wie ihm das Athmen schwerer wurde und wie es ihm große Mühe zu verursachen anfing, den beschleunigten Lauf fortzusetzen. Wohin sollte er sich wenden? Er hatte gehofft, seine Verfolger zu ermüden und ihnen auf diese Weise zu entgehen. — Vergebens. Wenn er auch zuweilen mehrere Schritte Vorsprung hatte, so strengten sich die Andern desto mehr an, in seine Nähe zu kommen, und sie hatten dies leichter, da sie sich theilen, ihm zuweilen den Weg abschneiden und so denselben für sich abkürzen konnten. Glücklicher Weise hatte Keiner von ihnen Schießwaffen bei sich, sie hätten es aber auch vielleicht nicht gewagt, davon Gebrauch zu machen, denn der da vorn, den sie verfolgten, mußte doch am Ende lebend in ihre Hand fallen. Nachlassen wollte Keiner und jetzt am allerwenigsten, wo die Häscher deutlich sahen, daß der Flüchtling da vorn seinen Lauf nicht mehr so rasch fortsetzte wie bisher. Ja, er schien ungewiß zu sein, welchen Weg er nehmen soll. Er schaute um sich, gewiß in der Absicht, den Ort zu erkennen, wo er sich befände. — Stand er dort nicht stille? Ja, er hatte sich an die Mauer gelehnt, gewiß konnte er nicht weiter und wollte sich ergeben. Mit erneuerter Kraft, das Ende ihres Laufes vor sich sehend, stürzten die Polizeibeamten vorwärts. Jetzt hatten sie die Stelle erreicht, wo sich Jener befand. Schon streckte der Vorderste den Arm nach ihm aus, als er sah, daß der Flüchtling verschwunden war, an einer Mauer verschwunden war, viel zu hoch, um darüber hinwegspringen zu können, aber in der Nähe eines Gartenpavillons, den sie jedoch bei näherer Untersuchung fest verschlossen fanden und welcher obendrein zu dem Garten des Polizeipräsidenten gehörte.

Achtundsiebenzigstes Kapitel.

Auf der Polizeidirektion.

Während die vier Polizei-Beamten ganz ermattet und sehr verblüfft vor dem Gartenpavillon standen, befand sich der Flüchtling in demselben in Sicherheit. Er blieb dicht an der Thüre stehen, und hütete sich vor dem geringsten Geräusch, ja er bezwang so viel als möglich seine keuchende Brust, damit das Athemholen drüben nicht gehört würde. Ringsum war es stille, und er von seinen Verfolgern nur durch eine dünne Bretterwand geschieden; er fühlte sich jetzt wie der Schiffer auf stürmischem Meer. Näher als vorhin und auch jetzt noch war er dem Verderben nie gewesen. Die Nervenaufregung, das Bewußtsein, handeln zu müssen, hatten ihn bis jetzt nicht dazu kommen lassen, seine Lage zu übersehen, — seine Lage, vor Allem aber die seiner unglücklichen Schwester. Jetzt aber, wo sein Körper ermattet war, wo die Gefahr hinter ihm zu liegen schien, wo er aber immer noch wie angefesselt stehen mußte, jagten seine Gedanken in tollen und wilden Bildern durch sein Gehirn. Und was sie ihm Schreckliches zeigten, das waren leider keine Gebilde der Phantasie, das war Alles wahr, nur zu wahr. Sein mächtiger Geist breitete in rascher Aufeinanderfolge Alles Gehörte und Gesehene vor sich aus, er überlegte, verglich, verwarf und kam zu dem entsetzlichen Resultat, daß der Boden, auf dem er bisher gelebt, anfange unter seinen Füßen zu wanken, daß er auf schlüpfrigem Bergrande stehe, schon hinabgleitend, ohne daß sich seinem suchenden Auge ein sicherer Anhaltspunkt, eine rettende Stütze gezeigt hätte. — Als er mit seinen Gedanken so weit gekommen war, daß er seine Lage klar erkannte, preßte ein wilder Schmerz sein Herz zusammen und er mußte gewaltsam einen Schrei der Verzweiflung unterdrücken, der sich nun in ein momentan schreckliches Gefühl verwandelte, und jede Muskel seines kräftigen Körpers erzittern machte. Das war

der Augenblick, wo er, um Allem mit einem Male ein rasches Ende zu machen, an die Thüre zu klopfen, versucht war, um sich seinen Verfolgern zu übergeben. Doch warf er in der nächsten Sekunde trotzig den Kopf in die Höhe und sprach zu sich selber: „verdammt, daß ich mich auf dieser Feigheit ertappe, ein, wenn gleich verlorenes Spiel wegzuwerfen, da man nicht den Muth hat, es zu Ende zu führen. — Ah! wie konnte mir eine solche Idee kommen. Nein, ich werde meine Zügel fest in der Hand behalten, ich werde die Räder meines Lebenswagens vor dem Sturz in diesen Abgrund zu bewahren wissen, wenn mir auch drüben ein anderer nicht minder gefährlicher winkt. War es doch von jeher mein Grundsatz, das Angefangene zu beendigen. Also auch diese Partie bis zum letzten Stiche, bis zu meinem großen Schlemm. Dann die Karten fein säuberlich geordnet und zusammengelegt, das Conto bezahlt und — gute Nacht!"

Die Vier draußen hatten sich hinter ihren langen Ohren gekratzt, und Einer meinte, es sei doch wahr, was man vom Fuchsbau sage, daß dort der Teufel los sei. „Alles in Allem genommen, so mag der Henker wissen, was wir verfolgt, vielleicht eine Art Geist oder einen Schatten." Dagegen nun protestirte ein Anderer heftig und sagte zu seinen Kameraden, daß das kein Schatten gewesen sei, habe er bei dem Gascandelaber drunten wohl gespürt; so sei er in seinem ganzen Leben noch nicht umgerannt worden. Brummend meinte er, dafür wären sie eigentlich nicht bezahlt, und wenn das noch einmal vorkäme, so könne Polizeidiener sein, wer Lust habe. Ein Dritter sprach, er glaube, da helfe Alles nichts mehr; möge es nun Schatten oder Mensch gewesen sein, er sei nun einmal unter sehr verdächtigen Umständen verschwunden am Gartenpavillon des Polizei-Präsidenten, und er halte dafür, die ganze Sache dem Commissär zu melden und dessen Urtheil zu hören. Der Vierte aber war der Klügste von Allen; er rieth, so lange über die Geschichte reinen Mund zu halten, bis sie den Garten untersucht hätten. Und

zu dem Zweck sollten zwei hier bleiben, und zwei vorn zum Hause hinein gehen, um, wohlverstanden, in aller Heimlichkeit nach dem Entflohenen zu fahnden. Fände man nichts, so bliebe die Sache auf sich beruhen und werde nicht weiter gemeldet. Dieser Vorschlag wurde angenommen und Zwei machten sich alsbald auf den ziemlich langen Weg nach der Polizeidirektion, zu welchem Zweck sie ein paar Stadttheile umwandern mußten.

Dies Gespräch hatte die Gedanken des Andern unterbrochen, und zwang ihn, alsbald auf seine Rettung zu denken. Was sollte er thun? Das einzige Mittel, zu entkommen, schien ihm durch den langen Garten in das Haus des Polizei-Präsidenten zu gehen, denn abgesehen von der hohen Mauer, die zu beiden Seiten hinlief, war es ihm heute Abend zu gefährlich, sich der Nachbarschaft anzuvertrauen. Aber wie sollte er aus dem Hause des Polizei-Präsidenten auf die Straße gelangen? Er mußte da an der Wachtstube vorbei, die sich im Erdgeschoß befand, und wäre da einem unangenehmen, gefährlichen Verhöre nicht entgangen. Der Himmel war wolkenlos, ein heller Streifen, der sich im Osten langsam ausbreitete, zeigte den Aufgang des Mondes an; die Luft war kalt, ein scharfer Wind sauste durch die dürren Zweige der Bäume, der Boden war hart gefroren. Glücklicher Weise sprachen die beiden Polizeidiener draußen so laut, daß es dem Flüchtling möglich war, sich während ihrer Unterredung langsam aus dem Pavillon zu entfernen. Einmal aus ihrer Hörweite, beschleunigte er seinen Schritt und erreichte den gepflasterten Hof, welcher an die hintere Seite des Hauses stieß. Die Wagenremise war geöffnet, beim Schein einer Laterne spannte der Kutscher seine Pferde ein und unterhielt sich mit einem der Soldaten, welche zur Wache des Hauses gehörten. „Und so eine Geschichte dauert lang?“ fragte der Soldat. — „Heute Abend wenigstens bis zwei Uhr,“ versetzte der Kutscher. „Ich sage dir, so ein Maskenball bei Hof, der läßt nicht mit sich spassen.“

Er, der in diesem Augenblicke mit geräuschlosen Schritten über den Hof ging, hatte bei all' dem Schrecklichen, was er erlebt, die täglichen Angelegenheiten vollkommen vergessen. Als der Kutscher von dem Maskenballe bei Hof sprach, erinnerte er sich des heutigen Abends, und eine kecke, wenn gleich gefahrvolle Idee zu seiner Rettung blitzte in seinem Kopfe auf. Es war das ein Gedanke, den er seiner Seltsamkeit wegen augenblicklich fest hielt und auszuführen beschloß. Er zog seine Uhr und nachdem er einen Blick darauf geworfen, murmelte er: „erst Acht; die Zeit könnte nicht besser sein." Jetzt hatte er das Haus erreicht, jetzt die breite Treppe, die in den ersten Stock führte, zur Wohnung des Polizei-Präsidenten. Auf derselben war Alles hell erleuchtet, und beim Schein des glänzenden Gaslichtes untersuchte er mit prüfendem Auge den Zustand seiner Toilette. Dank dem festgefrornen Boden war an den glänzenden Reitstiefeln kein Stäubchen zu sehen, ebenso untadelhaft war sein enganliegendes Beinkleid; nur die Blouse von dunkelblauem Wollenstoffe hatte sich bei dem scharfen Laufen etwas verschoben. Doch war dem leicht abzuhelfen. Er zog den ledernen Gürtel, den er um den Leib trug, fester an, das Oberkleid herab, brachte seine Halsbinde, so gut sich das ohne Spiegel thun ließ, in Ordnung, und somit war sein Anzug bis auf das Haar wieder hergestellt. Das muß schon sorgfältiger behandelt werden, doch gab es auch hiefür ein leichtes Auskunftsmittel. Der junge Mann wußte in dem Hause genau Bescheid, er stieg festen Fußes die Treppe hinauf und trat oben, statt nach dem Empfangszimmer zu gehen, in einen kleinen Corridor, öffnete dort eine Thüre und wollte eintreten.

Hier befand sich ein junges Mädchen, das bei dem Anblick der fremden Gestalt, die so plötzlich auf der Schwelle erschien, laut aufschrie und flüchten wollte. „Bleiben Sie ruhig, Louise," sagte der Eintretende lachend. „Ah! bei Gott! meine Maske ist gut, da sogar Sie mich nicht erkennen."

Das Wort „Maske“ schien die Kammerjungfer, welche in den letzten Tagen viel von dergleichen gehört, einigermaßen zu beruhigen. Doch hielt sie immer noch die Klinke zur Thüre des Nebenzimmers in der Hand, als sie entgegnete; „ja, die Maske ist so gut, daß ich den Träger derselben nicht zu erkennen vermag. Und wenn er sich nicht augenblicklich nennt, so werde ich Lärm machen.“

„Coeur de rose!“ lachte der junge Mann. „Wie sind Sie heute Abend so wild! So will ich mich denn also nennen, und mich zu gleicher Zeit noch besser in Ihrem Gedächtnisse auffrischen.“ Bei diesen Worten hatte er die Hand unter die Blouse gesteckt, sie wieder hervorgezogen, und als er darauf dem erstaunten Mädchen ein paar Dukaten in die Hand gleiten ließ, sagte er flüsternd: „Baron Brand wünscht die Frau Präsidentin zu überraschen, vorher aber einen Augenblick Ihre schöne Gebieterin zu sehen.“

Die Kammerjungfer war wie umgewandelt. „Sie sind aber in der That ein gefährlicher Herr,“ sprach sie lachend. „Habe ich doch in meinem ganzen Leben nicht gesehen, daß Jemand eine andere Figur so täuschend darstellen könnte. Fräulein Auguste ist fertig; ich werde Sie melden.“

Damit verschwand das Mädchen, um gleich darauf zurückzukehren und dem Wartenden zu sagen, daß sein Besuch willkommen sei. Ehe der Baron übrigens das Zimmer verließ, brachte er vor dem kleinen Spiegel desselben seine Haare sowie seinen Bart in Ordnung, und als er darauf den uns bekannten Salon betrat, erschien die Tochter des Präsidenten zu gleicher Zeit von der andern Seite, doch blieb sie beim Anblick der fremdartigen, seltsamen Gestalt zögernd auf der Schwelle stehen, und erst, als sich ihr der Baron in seiner eleganten und liebenswürdigen Weise näherte, ihre Hand ergriff, sie feurig küßte und dazu wie mit einem Anflug von Empfindlichkeit sagte: „ah! auch Sie erkennen mich nicht einmal! auch Ihnen, schöne Auguste, ist mein Bild so wenig gegenwärtig,“ lachte das reizende Mädchen laut auf und rief einmal über das

andere Mal: „prächtig! suberb! magnifique! — Baron, ich kann Ihnen nicht verschweigen, Sie haben sich da einen gefährlichen Nebenbuhler erschaffen."

„Diese Aeußerung könnte mich unglücklich machen, Auguste," sagte zärtlich der Baron. „Und darauf können Sie sich verlassen, schöne Unbeständige, daß der Nebenbuhler nach dem heutigen Abend verschwinden und nie mehr zum Vorschein kommen soll."

„Also eifersüchtig auf sich selbst!" lachte das schöne Mädchen.

„Ja, auf mich selbst," entgegnete er feurig. „Auf Jeden, der es wagt, Sie anzusehen, auf das Licht, das in Ihrem schönen Auge glänzt, auf die Luft, die Sie einathmen, auf diesen goldenen Reif, der das Glück hat, Ihren reizenden Arm zu umschließen." Dabei küßte er ihn vielmal, das heißt den Arm, nicht den Reif. „Und eifersüchtig bin ich," fuhr er mit einem leisen Seufzer fort, „auf die Blume in Ihrem Haar, ach! und auf die Spitzen, jene feinen, neidischen Gewebe, welche beseligt sind, Ihnen so nahe sein zu dürfen."

„Welche Wortverschwendung!" versetzte Auguste heiter und fröhlich. „Aber jetzt seien Sie vernünftig, Baron. Ja, wenn Sie sich einen Augenblick zu mir hersetzen und verständig sein wollen, so will ich Ihnen dagegen gestehen, daß es mich recht, — nein, das will ich gerade nicht sagen, — aber daß es mich freut, Sie noch vor dem Balle zu sehen. Aber setzen Sie sich!"

Der Baron that wie ihm befohlen, und obgleich die beiden Fauteuils ziemlich weit von einander standen, so wußte er doch durch eine kühne Schwenkung seinen dem ihrigen näher zu bringen. „Daß ich ehrlich bin, müssen Sie mir zugestehen, Auguste. So mein Costum preisgeben! Wie hätte ich Sie intriguiren können!" Er beugte sich zu ihr hinüber, und während er seinen Arm so auf die Lehne des Fauteuils stützte, daß er mit seinen Fingerspitzen bald den kühlen, glatten Goldreif, bald ihren warmen, vollen Arm

berühren könnte, blickte er ihr von unten herauf so forschend in die Augen, daß sie die ihrigen niederschlug.

Nach einer Weile sagte sie: „Ich hätte Sie doch erkannt, Baron. Freilich, Ihr Costüm ist schön, Ihr Gesicht gänzlich fremd, aber Ihr Wesen, Ihre Art zu sprechen, können Sie nicht verläugnen.“

„Coeur de rose!“ erwiderte er lachend, „da irren Sie sich.“

„Gewiß nicht,“ versetzte das schöne Mädchen. „Sie haben etwas Weiches — etwas Gutes, wenn Sie wollen, — in Ihrer Sprache, in Ihrem Auftreten, in Ihrer Art zu sein, und das ist im Widerspruch mit Ihrem wilden Costüm, ja mit dem Blitz, der jetzt aus Ihren Augen flammt.“

Bei diesen Worten erhob sich der junge Mann langsam aus seinem Stuhl, und als er aufrecht dastand, schien er gegen früher um ein paar Zoll gewachsen zu sein. Seine Haltung war eine ganz andere; er legte die linke Hand leicht und graziös auf den Griff seines Dolches und sagte mit jener ernsten, klingenden Stimme, die uns bekannt ist, mit jenem Tone, der die wildesten Gesellen erzittern machte: „So hören Sie mich denn, Auguste. Ich bin in der Verkleidung nicht ohne Absicht zu Ihnen gekommen, — zu dir, deren Herz mir gehört. Verhältnisse, die ich dir unmöglich jetzt auseinander setzen kann, erlauben mir nicht, dich auf dem gewöhnlichen und schicklichen Wege die Meine nennen zu können. — Auguste,“ fuhr er mit wildem und doch zärtlichem Ausdrucke fort, „meine Auguste, du mußt Vater und Mutter verlassen und mußt mit mir fliehen, noch heute Nacht fliehen; ich habe alle Vorbereitungen getroffen, am Schlosse halten Wagen und Pferde, im Gewühl des Balles wird es uns leicht, zu verschwinden. Willst du, meine Auguste? Willst du? Ein kurzes Wort, Ja oder Nein.“

Das auf's Höchste überraschte Mädchen hatte die nun auch in ihrem Wesen so ganz fremde und verwandelte Gestalt staunend angeschaut und hatte zitternd seine Worte gehört; aber sie zitterte nicht, weil sie dachte, es sei jetzt der Augenblick der Vereinigung gekommen

mit dem Manne, dem sie gestanden, daß sie ihn liebe, dem sie feurige Küsse erlaubt, dem sie einen Schlüssel anvertraut, von dem er einen großen Mißbrauch hätte machen können, sondern sie bebte, weil sie seinen Worten völlig glaubte, und aus denselben eine Absicht hervortreten sah, die mit der ihrigen durchaus nicht harmonirte, an die sie nimmermehr gedacht, der sie nie ihre Zustimmung geben würde. Dem Baron Brand hatte sie erlaubt, daß er sie liebe, aber vor aller Welt liebe; sie wußte, daß er reich war, daß er schöne Equipagen hatte, in allen Gesellschaften gern gesehen war; sie wäre hier in der Residenz gerne vor den Altar getreten; wie hätte man sie beneidet, wie hätte man der Baronin Brand gehuldigt! Dies schöne, glänzende Gewebe hatte er mit seinen Worten gänzlich zerstört, sie sah die goldenen Fäden davon flattern, und hatte leider nicht Verstand genug, sie zu erhaschen und ihn selbst mit kluger Hand damit zu umgarnen.

Er lauschte gespannt auf ihre Antwort, und als er bemerkte, daß, nachdem er geendet, ihre Züge kalt, ernst und förmlich wurden, flog fast unmerklich ein triumphirendes Lächeln über sein Gesicht.

„Herr Baron," sagte sie, „wenn es auch möglich wäre, daß Sie vorhin im Scherze sprachen, so sind das doch Worte, die ich nicht hören darf, und Sie werden mir erlauben, daß ich Mama rufe." Bei diesen Worten wandte sie sich gegen die Mitte des Salons, doch sprang ihr der Baron mit einem zierlichen Schritte nach, indem er lachend ausrief: „Coeur de rose!" schönste Auguste, sehen Sie wohl, daß es mir gelungen, mein ganzes Wesen zu ändern. Ah! Sie haben meinen Worten geglaubt. Sehen Sie, wie ich Sie gefangen."

Welcher von Beiden ist nun er selbst? dachte sie, mehr und mehr überrascht. Gewiß, ich that ihm Unrecht, und ich habe mich in der That fangen lassen.

„Wie ist es so süß," sagte schwärmerisch der Baron, den

Zorn eines geliebten Gegenstandes zu erregen. Hat man doch alsdann das Recht, Verzeihung zu erbitten, was ich hiemit kniefällig thue." Damit warf er sich ihr zu Füßen, faßte ihre Hände, doch blieb es nicht allein bei dem Küssen derselben.

„Halb zog er sie, halb sank sie hin"

sagt bei einem nicht ganz unähnlichen Falle der Dichter. Doch können wir nicht hinzusetzen: „Und ward nicht mehr gesehen," müssen vielmehr der Wahrheit gemäß sagen, daß in diesem Augenblick die Präsidentin die Thür öffnete und überrascht auf der Schwelle stehen blieb, als sie den fremden, wild aussehenden Mann auf so seltsame Art bei ihrer Tochter traf. Als kluge Frau, die sie immer war, hustete sie bedeutsam, bei welchem Ton Auguste zusammen schrak, aber, von den Armen des jungen Mannes festgehalten, sich nicht sogleich befreien konnte.

Doch wandte sie ihren Kopf, der wieder frei geworden war, der Mutter zu und rief: „Herr Baron von Brand, für den heutigen Abend als Räuber maskirt, ist in der That so abscheulich, Mama, daß ich bei Ihnen Schutz suchen muß." Während sie das aber sagte, fühlte er einen leichten Druck ihrer Hand, die eben gesprochenen Worte Lüge strafend.

„Aber das sind schreckliche Geschichten," versetzte nun überrascht die Präsidentin, die ebenfalls nicht im Stande war, die so bekannten Züge des Barons zu entdecken.

„Coeur de rose!" lachte dieser, „ich bin verrathen, gnädige Frau. Ich kann nicht mehr zurück."

Auguste schien zu erröthen, und die Präsidentin hustete während eines sanften Lächelns.

Es entstand eine kleine Pause, dann sprach das junge Mädchen mit lispelnder Stimme: „Ach, Mama, er ist wirklich zu abscheulich, der Baron; er hat mich auf eine so hinterlistige Art auf die Probe gestellt."

„Die Sie aber siegreich wie Wenige bestanden," erwiderte der

Baron nicht ohne einen Anflug von Ironie. — „Aber finden Sie meine Maskerade nicht vortrefflich?“ fuhr er fort, sich an die Präsidentin wendend. „Nicht wahr, ich bin vollkommen unkenntlich? Doch verzeihen Sie, Gnädigste, vor allen Dingen muß ich mich entschuldigen, daß ich es gewagt, Sie zu überraschen; meine Gedanken sind eigentlich zu häufig in Ihrem Hause und schleppen mich zuweilen willenlos mit.“

„Nicht wahr,“ sagte Auguste etwas schüchtern, „es ist eigentlich lieb von dem Baron, daß er sich uns vorher zu erkennen gab. Er hätte uns schön in Verlegenheit bringen können.“

„Doch jetzt wollen wir Andere intriguiren!“ lachte er lustig. „Sie müssen mir schon erlauben, daß ich mich heute Abend zuweilen an Ihrer Seite sehen lasse. Ja, ich hätte noch einen kühneren Wunsch, aber ich wage es nicht, ihn auszusprechen.“

„Immer zu, Baron,“ entgegnete gnädig die Mutter. „Sie sind heute Abend ein gefährlicher Mensch, dem man nichts abschlagen darf.“

„Auch nicht einen Platz in Ihrem Wagen?“

„Ah, Baron; das ist viel. Was wird die Welt sagen? Wie soll ich mich da heraus reden? Sie wissen ohnedies,“ setzte sie mit leiser Stimme gegen ihn hinzu, „daß man Sie gerne mit dem Departement der Polizei in Berührung bringen möchte.“

„O ja, ich weiß das,“ sprach er seufzend.

„Und ich muß doch den Leuten eine Aufklärung geben können, warum ich in Begleitung eines so furchtbaren Räubers erscheine.“

„Begreiflicher Weise. Aber wenn es die schöne Auguste erlaubt, so stellen Sie den furchtbaren Räuber als — den Bräutigam Ihrer Tochter vor.“

„Ah, Baron, Sie erschrecken mich!“ rief das Mädchen aus und schlug die Augen nieder, doch blitzten dieselben vor Freude und Genugthuung.

„Und welchen Namen trägt der Räuber?“ fragte lächelnd die Mutter.

„Nun ich dächte, meinen Namen kennten Sie vollkommen. Doch da kommt so eben der Herr Präsident; bitte, gnädige Frau, fangen Sie Ihre Vorstellungen an.“

Wirklich erschien der Präsident in diesem Augenblicke im Salon, blieb aber ebenfalls auf's Höchste überrascht an der Thüre stehen, als er den fremden Mann bei seinen Damen stehen sah. Seine Nase wollte sich unmuthig erheben, doch dachte er noch zur rechten Zeit an den Carneval und fing sie deßhalb sanft wieder ein. Seine Ueberraschung verminderte sich übrigens nicht, als nun die Präsidentin den jungen Fremden als Bräutigam der Tochter vorstellte. Glücklicher Weise aber sprach Auguste den Namen aus, worauf ein momentanes Lächeln die etwas bekümmerten Züge des Präsidenten überflog; er war aber klug genug, die Sache vorderhand als Scherz zu behandeln mit dem aufrichtigen Wunsche im Hintergrunde, daß sie sich recht bald in Ernst verkehren möge, denn er wünschte sich einen vornehmen und reichen Schwiegersohn. Aufmerksam betrachtete er den Baron, dann sagte er: „Sie haben da ein eigenthümliches Costüm; liegt demselben eine Idee zu Grunde?“

„Eine besondere nicht,“ entgegnete scheinbar sehr lustig der junge Mann. „Es ist eine Phantasie, eine Grille.“

„Ein eleganter Räuber,“ bemerkte stolz die Präsidentin.

„So etwas schwebte mir auch vor,“ erwiderte der Baron laut lachend. „Und ich dachte dadurch unserem verehrten Herrn Präsidenten eine kleine Aufmerksamkeit zu erzeigen. Wie man in der Stadt hört, sind Sie ja mitten in Räubergeschichten darin und soll man merkwürdigen Sachen auf die Spur gekommen sein.“

Der Präsident klopfte an seine Nase und versetzte mit großer Wichtigkeit: „allerdings; aber wir müssen klug vorgehen, denn wir haben es mit der Quintessenz von Schelmen und Schlauheit zu thun. Ich leite selbst die ganze Geschichte.“

„Die armen Räuber!" sagte der Baron sehr schmeichelhaft für den Chef der Polizei.

„Aber, Kinder, es ist Zeit," sprach der Präsident. „Gleich neun Uhr; der Wagen ist vorgefahren, — Baron, wo haben Sie den Ihrigen?"

„Ah! Herr Präsident," entgegnete dieser lachend, „ich wollte Ihre Damen überraschen und zu solchem Zwecke fährt man nicht im Wagen."

„Der Baron hat einen Platz bei uns acceptirt," sagte bestimmt die Mutter. Sie hätte um keinen Preis den Räuber, künftigen Schwiegersohn und Baron aus der Hand gelassen.

Er selbst hatte keinen andern Ausweg und mußte unter mehreren Uebeln das Kleinste wählen. Seine vier Verfolger trieben sich sicherlich in der Nähe der Polizeidirektion herum, wahrscheinlich war das ganze Stadtviertel von ihnen besetzt. Also die einzige Möglichkeit, zu entrinnen, war, wenn er unter dem mächtigen Schutze des Präsidenten selbst das Haus verließ und so an's andere Ende der Stadt, in's Schloß, kam. Hier wurde es ihm leicht, im Gedränge zu verschwinden, den Wagen eines Bekannten zu finden und nach Hause zu fahren, um sich umzukleiden.

Der Bediente meldete, daß vorgefahren sei, die Damen hüllten sich in ihre Mäntel, und der Baron rief mit sehr gut gespielter Ueberraschung: „ah! jetzt beginnt schon die Strafe für meinen Leichtsinn. Ich vergaß, mir einen Paletot bringen zu lassen; sehen Sie, gnädige Frau, so muß ich Sie dennoch verlassen und zuerst nach Hause eilen." Mit leiser Stimme setzte er, gegen das Mädchen gewendet, hinzu: „ich fühlte keine Kälte, als ich hieher eilte, meine geliebte Auguste."

„Das ist kein Grund, Baron," entgegnete die Mutter. „Ich darf Ihnen einen Mantel meines Mannes anbieten."

„Ja, Baron, wenn Sie mit einem Dienstmantel vorlieb nehmen

wollen," sagte lächelnd der Präsident. „Wir alte Herren sind nicht so mit Ueberflüssigem versehen, wie ihr jungen Leute."

Natürlicher Weise bat der Baron noch einige Mal, sich nicht zu derangiren, ließ sich aber doch endlich zu dem Dienstmantel herbei, der ihm denn auch eilig von dem Bedienten umgehängt wurde. Es war ein langgedientes Kleidungsstück von braunem Tuch mit hellblauem Kragen — ganz Ordonnanz.

So stieg man die Treppen hinab, bei der Wachtstube vorbei, an deren Thüre einige Polizeisoldaten standen, welche ziemlich betrübte und verdrießliche Gesichter machten. Nachdem der Schlag des Wagens geschlossen war, sagte der Bediente zu dem Kutscher: „Nach dem Schlosse!" und als die Pferde anzogen, that der Baron von Brand einen tiefen Athemzug.

Neunundsiebenzigstes Kapitel.

Maskenball bei Hof.

An einem Abend wie der heutige glänzte das königliche Schloß innen und außen von Lichtern. Da brannten alle Gascandelaber rings umher und umgaben die gewaltigen Gebäudemassen mit einem hellen, weißen, blitzenden Kranz; der große Platz vor dem Schloß, ja die angrenzenden Straßen waren mit Pechpfannen besetzt, deren dunkelrothe Gluth wild und trotzig gegen die zierlichen Gasflammen erschien. Die lodernden Flammen warfen einen hellen Schein auf den weiten Platz, wo eine unzählige Menge von Irrlichtern ihr Wesen zu treiben schienen. Das waren die Laternen der vielen Wagen, die von allen Richtungen her kamen, sich kreuzten, hier geradeaus fuhren, dort einen Bogen beschrieben. Eine große Menschenmenge umlagerte den Haupteingang des Schlosses, um von

den anfahrenden Masken so viel zu sehen, als die neidischen Verhüllungen, Mäntel, Shawls, Paletots erlaubten. Neugierig drängten sich diese Zuschauer vor und wagten sich oftmals so dicht heran, daß die aufgestellten Posten, Kuirassiere hoch zu Roß, kaum im Stande waren, die Eingänge frei zu halten, denn wenn auch Alles vor dem stampfenden Pferde oder sobald man nur den strahlenden Kuiraß und die glänzende Pallaschklinge erblickte, augenblicklich zurückwich, so drängten doch die Hinteren immer wieder vor, und es war hier eine fortwährende lebendige Ebbe und Fluth.

Dies hinderte übrigens die Wagen nicht, wenn gleich im langsamsten Tempo, anzufahren und sich ihres Inhalts zu entledigen. Freilich war die Reihe sehr lang; wer daher spät von Hause weggefahren, sich an's Ende derselben anschließen mußte, — im Falle er nämlich nicht zu den Bevorzugten gehörte, — konnte lange warten, bis er die Treppen erreichte. Zu diesen Bevorzugten gehörte der Wagen des Polizeipräsidenten, der, von einem der Kuirassiere begleitet, sogleich an den Eingang gelangte. Beide Damen und Herren stiegen aus, und als sie das Vestibul erreicht hatten, wo sich in der Nähe des Tanzsaals die großen Garderoben befanden, drangen ihnen schon die rauschenden Klänge einer Polonaise entgegen.

„Geschwind, geschwind!" rief die Präsidentin, „die Polonaise beginnt, man darf das nicht versäumen, wenn man einen Ueberblick über das Ganze erhalten will."

Der Baron, welcher gehofft hatte, sogleich beim Eintritt in den Saal verschwinden zu können, sah sich genöthigt, der Tochter seinen Arm zu geben, während die Mutter von einem schon lange auf diesen wichtigen Moment harrenden jüngern Polizeirath gekapert und in die Reihe weggeführt wurde. Der Präsident faßte ängstlich seine Nase und war schon im nächsten Augenblicke in den Strudel der Masken hineingerissen.

Ein gewöhnlicher Maskenball ist von einem solchen bei Hofe wenig verschieden. Hier sind nur die Räume prächtiger, die Be-

leuchtung glänzender, der Eingeladenen mehr und dabei in den einzelnen Sälen, wo sich Alles zusammendrängt, eine unerträgliche Hitze, ein fabelhafter Staub und ein Gemisch von Parfums der verschiedensten Art. Im Uebrigen gleicht ein Maskenball dem andern auf's Haar. Hier wie dort sieht man prächtige Costüme, geschmackvolle Anzüge, neben andern, die recht übel gewählt, ja mitunter sehr fade erscheinen. Auch die Conversation bleibt sich im Ganzen ziemlich gleich. Geistreiche Bemerkungen wechseln ab mit den dummsten Phrasen, und das bekannte: „Maske, ich kenne dich!" ist ebenso hier wie dort, nur hier gewöhnlich in's Französische übersetzt, zu Hause.

Einen Vorzug haben übrigens die gewöhnlichen Bälle, daß sich nämlich sämmtliche Anwesende gleichförmig über das ganze Lokal vertheilen, wogegen hier die Säle und Zimmer, in denen sich gerade die allerhöchsten Herrschaften aufhalten, förmlich belagert sind, von einer Menschenmasse besetzt, die Kopf an Kopf steht, in der Jeder sich vordrängt, um gleich darauf wieder sanft zurückgedrückt zu werden, wo Jeder den Hals so lang als möglich emporstreckt und das süßeste Lächeln auf seinem Gesichte hervorruft, um gleich gerüstet zu sein, sobald ein gnädiger Blick herüberdringt.

Die Polonaise bewegte sich durch das ganze Appartement in einer fast endlosen Linie und hatte zuletzt den kleinen Thronsaal zu passiren, wo sich der allerhöchste Hof befand und auf diese Art alle anwesenden Masken Revue passiren ließ. Die Musik spielte ein so langsames Tempo, daß man nur so dahin zu schlendern brauchte, wodurch es auch den Herrschaften möglich war, sich jeden Einzelnen genau zu betrachten, und Diesen oder Jenen mit einem gnädigen Worte zu beglücken.

Vergeblich hatte der Baron Brand den Versuch gemacht, die junge Dame, welche er führte, zu überreden, mit ihm in eins der leereren Zimmer zu treten, um, wie er sagte, die langweilige Polonaise mit süßem Geplauder zu vertauschen; — es war ihm un-

angenehm, ja ihm bangte ordentlich davor, durch den Thronsaal zu gehen. Auguste dagegen hätte um Vieles ihren Platz nicht verlassen. Sie hörte gern das Flüstern um sich her und vernahm es mit Stolz, wenn man sich über ihren seltsam, aber elegant costümirten Begleiter in allerlei Muthmaßungen erging. Der Baron mußte vorwärts und da es nun einmal nicht zu ändern war, so hob er den Kopf leicht empor und schritt dahin, als sei ihm Alles daran gelegen, die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zu ziehen.

Der ganze Hof war versammelt; Ihre Majestät im geschmackvollen Costüme einer reichen Burgfrau saß da, von Ihrem ritterlichen Gefolge umgeben. Aus diesen hervor machten sich besonders vier schöne Stallmeisterinnen bemerkbar, welche sie zunächst umstanden. Eine derselben war Eugenie v. S., und sobald der Baron den Saal betrat, konnte er es begreiflicher Weise nicht unterlassen, mit seinem scharfen Auge sogleich dieses reizende Mädchen aufzusuchen. Da stand sie, die prächtige, schlanke Gestalt, zunächst am Sessel Ihrer Majestät, auf dessen Lehne sie eine Hand aufgestützt hatte. Sie trug das eng anliegende dunkelblaue Reitkleid, welches ihre schönen Körperformen wunderbar hervorhob. — Weßhalb es ihn schmerzlich berührte, wußte der Baron selbst nicht, aber als er von ihrer Schulter die bekannten Achselbänder in Blau, Grün mit Silber herabflattern sah, verursachte ihm das ein widriges Gefühl. Dazu war das Gesicht des schönen Mädchens mit einer erschrecklichen Blässe bedeckt und ihre Augen geröthet, als habe sie geweint; ja zuweilen zuckten ihre bleichen Lippen und es war, als müsse sie sich alle Gewalt anthun, um ihre Thränen zurückzuhalten. — Wo aber war der Herzog? — Richtig, dort stand er hinter ihr und hatte dieselben Farben, welche Eugenie trug, an seinem Anzuge nicht gespart. Zuweilen beugte er sich angelegentlich und auffallend zu ihr hinüber und flüsterte ihr lächelnd einige Worte zu, welche sie ja nicht unfreundlich erwidern durfte. Doch sah das Lächeln,

welches alsdann über ihr Gesicht flog, so eisig, ja unheimlich aus, daß es den Baron ordentlich davor schauderte. Er verwünschte den Dienst, den er dem Herzog geleistet und hätte sich vielleicht noch größere Vorwürfe darüber gemacht, wenn seine Gedanken heute Abend nicht mit Wichtigerem beschäftigt gewesen wären. — Warum hatte er dem Herzog dergleichen Dienste geleistet? Um ihn seinerseits ebenfalls gebrauchen zu können und eine innige Verbindung mit ihm anzuknüpfen, die ihm später vielleicht von Nutzen sein konnte. Und dieses später — o es kam vielleicht nie, denn der Baron fühlte schmerzlich, daß der Zeiger seiner Lebensuhr wahrscheinlich eine Stunde anzeigte, so spät, daß sie mit dem Schlage derselben gänzlich abgelaufen sei. Und doch — wenn es eben möglich war, sollte dem Herzog nichts geschenkt sein. Unter diesen Gedanken durchschritt er den Saal, stolz, mit hoch erhobenem Kopfe, die erstaunten Blicke zurückgebend, die sich gegen ihn richteten. Es mußte etwas Eigenthümliches in seiner Erscheinung liegen, denn wo er vorbei kam, bewegten sich flüsternd die Lippen gegen den Nachbar und selbst Eugenie erhob ihren Blick und heftete die dunkeln, schwermüthigen Augen eine Sekunde lang fest auf ihn. Vor Etwas bangte übrigens dem Baron, vor dem Anblick des jungen Grafen Fohrbach, den er lieb gewonnen und der auch ihm stets mit gleicher Freundlichkeit entgegen gekommen war. Wahrhaftig, ihn reute die Geschichte mit den Achselbändern und er hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn er sie hätte ungeschehen machen können. — Ach! wie so Vieles. — Dort stand der Graf in einem sehr geschmackvollen Anzuge von violettem Sammet mit Silberstickerei; dort stand er, und als er ihn, den Baron erblickte, schien etwas Furchtbares in seinem Herzen vorzugehen. Seine Hände ballten sich zusammen, sein Auge flammte einen Moment, dann aber spiegelte sich etwas wie Bestürzung und Schrecken in demselben. Daß diese Aufregung des jungen Mannes ihm gelte, fühlte der Baron wohl, doch war sie ihm unerklärlich, denn erstens erkannte er ihn gewiß nicht und dann konnt-

er ja auch keine Ahnung davon haben, daß er, der Baron Brand, bei jener Geschichte mit Eugenie und dem Herzog die Hand im Spiele habe. Daß aber Graf Fohrbach bei seinem Anblick auf's Höchste erschreckt geschienen, ja, daß sein Auge zornig gefunkelt, war nicht zu läugnen; hatte er doch deutlich dessen Bewegung gesehen, als wenn er vorstürzen wolle und hatte bemerkt, daß ihn der alte Leibarzt ironisch lachend bei dem Arm ergriff und zurückzog. Auch folgte er ihm mit den Blicken, und als der Baron schon das Ende des Thronsaales erreicht hatte und nochmals rückwärts schaute, sah er den Grafen noch immer mit vorgestrecktem Halse und starren Augen.

Die Polonaise ging nun bald darauf zu Ende, der Baron brachte seine Tänzerin nach mühsamem Umhersuchen endlich glücklich zu ihrer Mutter und wollte sich nun so schnell als möglich zurückziehen. Doch ließ ihn die Präsidentin nicht so wohlfeilen Kaufes davon; er mußte sich den Polizeirath vorstellen lassen und die kluge Frau benützte hiezu den Augenblick, als er gerade Arm in Arm mit der Tochter vor sie hintrat. Es war diese Vorstellung gewissermaßen eine Lehre für den Polizeirath, denn vor einem Jahre hatte man ihm zu verstehen gegeben, daß eine Verbindung mit dem Hause des Präsidenten für ihn, der von sehr guter Familie war, vielleicht nicht unerreichbar sei. Er hatte aber bereits eine thörichte Liebe in seinem Herzen und zu wenig Weltklugheit, um einer künftigen Carrière selbst ein so kleines Opfer zu bringen.

Der Baron hatte übrigens nachgerade an der Comödie genug, in die er sich so leichtsinnig hinein gewagt, und blickte rings auf das Gewühl, um eine Direktion zu finden, bei welcher er sich am leichtesten zurückziehen könne. Doch sagte ihm die Präsidentin: „sehen Sie, wie ich alterirt bin, Baron. Haben Sie denn schon von der unglückseligen Geschichte mit der Baronin v. W. gehört? Gerechter Gott! man hat es mir schon von mehreren Seiten gesagt und denkt ich, als Frau des Präsidenten, müsse darum wissen; hatte aber

keine Ahnung davon. Mein Mann spricht niemals über so etwas. Haben Sie es denn gewußt?"

Baron Brand zuckte mit den Achseln und entgegnete: „ich erfuhr es ebenfalls vorhin. Das ist freilich eine traurige Geschichte. Und man weiß nichts Näheres?"

„Man sagt dies und das; Gott! wenn nur der Präsident käme. Wer weiß, wo der Mann wieder am Spieltische sitzt. Ich sollte doch eigentlich den Leuten gegenüber etwas Genaueres wissen."

Der Polizeirath, der sich vorhin zurückgezogen, näherte sich jetzt eilig wieder und sagte: „der Herr Herzog sucht den Herrn Polizeipräsidenten. Dort kommen Seine Durchlaucht."

Nach diesen Worten trat er mit einem tiefen Bückling zurück, um dem Herzoge Platz zu machen, der nun zu der Gruppe trat, sich vor Mutter und Tochter etwas verneigte und den ihm Fremden, der neben der Tochter stand, von der Seite anblickte. Der Baron, der an der Präsentation von vorhin genug hatte, wandte sich an den Herzog und sagte ihm lächelnd: „Gnädigster Herr, ich erlaube mir, Ihnen einen guten Abend zu wünschen."

„Ah! die Stimme sollte ich kennen," erwiderte der Herzog, wobei er den Andern forschend betrachtete. „Wären Sie es wirklich, Baron Brand?"

„In eigener Person; Coeur de Rose! ich muß mir wahrhaftig auf meine Vermummung etwas einbilden."

„Ich mache Ihnen mein Compliment," entgegnete Seine Durchlaucht; suchte Sie auch schon eine gute Weile, Sie und den Herrn Polizeipräsidenten. Wissen Sie, ich kann Sie nun einmal von dem Departement nicht trennen. — Gnädige Frau," wandte er sich an die Präsidentin, „Sie müssen diesem gefährlichen Menschen den Zutritt in Ihr Haus nicht so sehr erleichtern."

Die Mutter lächelte sanft und erwiderte: „es gibt Verhältnisse, Euer Durchlaucht, unter deren Schutz man viel gestatten kann."

„Ah! es gibt Verhältnisse!" rief lachend der Herzog. „Was

Teufel! Baron, hat man Sie endlich erwischt, — Sie Heuchler und Verräther! — Fräulein Auguste, darf ich Ihnen meine Gratulation machen?"

Das Mädchen knixte und blickte sehr schüchtern zu Boden. Mama erhob ihren Kopf sehr würdevoll, wobei sie den Fächer spielen ließ, und Herr von Brand stand wie auf Nadeln.

Glücklicher Weise erinnerte sich der Herzog, weßhalb er eigentlich gekommen, und sprach zur Präsidentin: „haben Sie keine Idee, wo ich Ihren Herrn Gemahl treffen kann? Ich muß ihn dringend sprechen."

Abermals trat der Polizeirath, und diesmal noch schüchterner, zu der Gruppe und meldete gehorsamst, sein hoher Chef sei im runden gelben Salon und eben im Begriff, eine Whistpartie zu finden.

Zum Glück flüsterte in diesem Augenblicke Auguste ihrer Mutter etwas zu, weßhalb es dem Baron möglich wurde, dem Herzog zuzuraunen: „nehmen Sie mich mit."

„Dank Ihnen," wandte sich dieser an den Rath und sagte dann zu den Damen: „Sie werden entschuldigen, daß ich Ihnen den Baron auf einige Minuten entführe. Kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Beide entfernten sich und es gelang ihnen ohne Mühe, durch das Gedränge zu kommen, denn überall wurde dem Herzog auf das Ehrerbietigste Platz gemacht. Dieser schob seinen Arm unter den des Herrn von Brand, und als sie in eine Gallerie kamen, wo sich nur wenige Gäste ergingen, sagte er: „Baron, ich bin ungeheuer in Ihrer Schuld. Sie haben die Sache mit den Achselbändern vortrefflich arrangirt. Wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, wie Sie das angefangen. Ich zweifelte daran und war nicht weniger überrascht als Graf Fohrbach, dessen Gesicht Sie hätten sehen sollen. Ah! das war komisch; haben Sie ihn nicht zufällig erblickt?"

„Nein," erwiderte der Andere mit großer Ruhe. „Aber ich bemerkte, daß Fräulein Eugenie sehr blaß und angegriffen aussah."

„Das ist mir recht," bemerkte der Herzog eifrig. „Glauben Sie mir, dieser Farbenwechsel kann gute Früchte tragen."

„Meinen Sie?"

„Oho! es war das auffallend genug. Der ganze Hof erkannte augenblicklich meine Farben; ich sah viele lächelnde Gesichter. Das hat sie ungeheuer compromittirt."

„Das thäte mir wahrhaftig leid."

„Teufel auch! — Bei solchem Kriege gelten alle Mittel," sprach der Herzog, und fuhr seufzend fort: „ich bin in das Mädchen rasend verliebt, und es ist nicht blos façon de parler, wenn ich wiederholt versichere, daß ich Ihnen mit meinem ganzen Einfluß zu Gebote stehe."

„Davon hoffe ich baldigst Gebrauch zu machen," erwiderte der Baron. „Sie suchen den Polizeipräsidenten?"

„Soll ich vielleicht bei dem für Sie sprechen?" fragte lachend Seine Durchlaucht. „Apropos, ist denn wirklich wahr, was Madame uns vorhin gesagt?"

Der Baron zuckte die Achseln und warf leicht hin: „man kann sich nie genug in Acht nehmen. — Aber wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte: was suchen Sie bei der Polizei, gnädigster Herr?"

„Haben Sie denn noch nicht von der scandalösen Geschichte gehört?"

„Von welcher?" fragte so unbefangen wie möglich der Baron.

„Nun, mit der Baronin W. Der ganze Hof, die Gesellschaft sind empört darüber. Ich suche den Präsidenten im Namen Ihrer Majestät."

„Sie sehen mich ganz erstaunt; ich weiß von nichts."

„Sie wissen so gut wie ich, daß der alte General beständige Differenzen mit seiner Frau hatte. Der Währwolf! Eine so schöne, liebenswürdige Frau! Weiß der Teufel, was sie für eine Geschichte

gehabt hat, denn unter uns gesagt: in dem Punkt ist es nicht ganz richtig. Genug, da ist ein Haus in der Schilderstraße, das hat sie zuweilen incognito besucht. Nun hat aber auch, weßhalb weiß ich noch nicht, die Polizei auf eben dies Haus ein Auge. Denken Sie, Baron, man besetzt das Haus mit dem Befehl, Alles was sich dort befände, festzuhalten und arretirt zu gleicher Zeit die unglückliche Frau, die sich zufälliger Weise in einem Zimmer des ersten Stocks befindet —"

„Man arretirt sie?" rief der Andere erschreckt.

„Das heißt, man verbietet ihr bis auf Weiteres, das Haus zu verlassen. Nun mag der Teufel wissen, weßhalb zu gleicher Zeit die alte Excellenz von der Geschichte gehört hat. Genug, der General schlägt einen unerhörten Scandal auf und bringt die Sache direkt vor Seine Majestät."

„Das ist ja eine furchtbare Geschichte! — Und was soll der Polizeipräsident thun?"

„Einfach der armen Frau gestatten, daß sie das Haus verläßt."

„Und wem gehört das Haus?"

„Das wissen die Götter. Es soll sehr elegant möblirt sein. Entre nous, die Sache hat schon ihren Haken. Aber Sie, der hinter Alles kommt, sollten das auch ergründen. Nicht wahr?"

„Wenn man mir den Auftrag dazu gäbe," entgegnete ruhig der Baron.

„Nun, den gibt man Ihnen mit tausend Freuden," sagte eifrig Seine Durchlaucht.

„Aber wer, gnädigster Herr?"

„Nun, meinetwegen Ihre Majestät; ich will das verantworten."

„Meinen tiefsten Respekt vor Ihrer Majestät," meinte lächelnd der Baron, „aber um jetzt da was vorzunehmen, müßte man einen Befehl des Präsidenten haben, mit der Gefangenen verkehren zu dürfen."

„Den würde Ihnen der künftige Schwiegerpapa gewiß nicht abschlagen."

„Scherz bei Seite, gnädiger Herr! Da kann ich nichts machen. Aber wenn Sie im Auftrage Ihrer Majestät dem Präsidenten scharf zu Leibe gehen, so wird es Ihnen leicht, ihm einen Befehl auszupressen, der mir erlaubt, das Haus in der Schilderstraße zu besuchen."

„Und darf ich Sie ihm nennen?"

„Versteht sich von selbst; machen Sie von meinem Namen jeden beliebigen Gebrauch."

„Diese Unterredung hatten beide Herren im Durchschreiten der langen Gallerie gehalten, waren aber dabei jeden Augenblick stehen geblieben und hatten jetzt das Ende derselben erreicht. In dem Moment, als sie dieselbe verlassen wollten, fast unter der Ausgangsthüre, stießen sie auf den Grafen Fohrbach, der am Arme des Herrn von Steinfeld eilig eintrat. Beim Anblick des Herzogs und des Barons trat der Graf mit einem seltsamen Ausdruck im Gesichte auf die Seite und schien einige Sekunden unschlüssig, ob er näher treten oder sich entfernen solle. Augenscheinlich hatte der Graf den Herrn von Brand aufgesucht, hielt es aber bei der Anwesenheit Seiner Durchlaucht nicht für geeignet, ihn anzureden. Letzterer lächelte auf eine eigenthümliche Art und es war das ein Lächeln, welches eine tiefe Röthe auf dem Gesichte des Adjutanten hervorrief, was übrigens der Baron, der sich hastig von dem Arme des Herzogs losgemacht hatte, nicht zu bemerken schien, und wie von einer plötzlichen, sehr wichtigen Idee getrieben, auf den Herrn von Steinfeld zutrat, der aber befremdet einen halben Schritt zurücktrat.

Es war diese Begegnung übrigens für alle vier ein peinlicher Moment, welchem der Herzog dadurch entging, daß er eine leichte Verbeugung machte und seinem Begleiter sagte: „erwarten Sie mich in der Nähe, Baron, ich hoffe Ihnen das bewußte Papier sogleich zu überbringen."

Graf Fohrbach blickte dem Herzog nach, bis derselbe im Nebenzimmer verschwunden war. Dann wandte er sich an den Baron, der wohl vorhersehend, was jetzt kommen würde, ruhig stehen geblieben war.

„Wir haben Sie aufgesucht, Herr von Brand,“ sagte der Adjutant nach einer Pause in einem Tone, dem man deutlich anhörte, daß sich der Sprecher zwang, ihn so ruhig als möglich zu halten.

„Beide Herren haben mich aufgesucht?“ erwiderte der Baron auf die verbindlichste Art von der Welt. „Also führt Sie eine gemeinsame Angelegenheit zu mir? Und es trifft sich das für mich sehr angenehm, denn ich war ebenfalls im Begriff, beide Herren aufzusuchen. — Gewiß, Graf Fohrbach; beide Herren.“ Die Haltung, welche der Baron bei den letzten Worten angenommen hatte, sowie die Art, wie er seine Worte betonte, waren so gänzlich verschieden von seiner sonstigen Weise, daß sie offenbar ihren Eindruck auf die Andern nicht verfehlten.

„Es ist hier eigentlich nicht der Ort zu Erklärungen,“ sagte Herr von Steinfeld, „und müssen wir Sie bitten, uns in eins der leeren Nebenzimmer zu folgen.“

„Auch zu dem, was ich mitzutheilen habe,“ erwiderte der Baron beipflichtend, „sind die Säle eigentlich nicht passend und würde ich den beiden Herren folgen, wohin es ihnen beliebte, doch vernahmen Sie selbst den Befehl Seiner Durchlaucht, welcher mich hier an diesen Platz fesselt.“

„Und die Befehle des Herrn Herzogs werden pünktlich befolgt,“ erwiderte Graf Fohrbach ironisch.

Doch schien der Baron das nicht verstehen zu wollen, denn er fuhr ruhig fort: „sollten Sie es aber vorziehen, in einer spätern Stunde über mich zu verfügen, so füge ich mich, wo es immer sei, Ihren Wünschen.“

„Ich würde es als eine Gefälligkeit ansehen, wenn Sie jetzt einen Augenblick für uns hätten,“ sagte der Graf. „Du bist

ebenfalls frei," wandte er sich an Herrn von Steinfeld, „wer weiß, wozu man später commandirt wird. Es ist hier nebenan ein kleines Kabinet, wo wir vor allen Lauschern sicher sind."

Der Baron Brand verbeugte sich und einer Handbewegung des Adjutanten folgend, die ihn nöthigte, voran zu gehen, verließ er die Gallerie und betrat das bezeichnete Kabinet. Die Andern folgten ihm.

In diesem Kabinete war man freilich von den Lauschern sicher. Es bildete eine Ecke des Schlosses und hatte auf diese Art keine Seitenzimmer. Die Wände desselben waren mit dunkelrothen Seidentapeten bedeckt, wodurch es, nur von zwei Wachskerzen erhellt, bei dieser Farbe ziemlich dunkel war. In dem Kamine von polirtem Stahl brannte ein mächtiger Holzstoß und in kleinen Fauteuils vor demselben ließen sich der Graf, sowie Herr von Steinfeld nieder. Der Baron dagegen zog es vor, stehen zu bleiben und lehnte sich mit dem Rücken so gegen dem Kamingesims, daß weder der Schein des Feuers in demselben, noch der der Wachskerzen auf sein Gesicht fiel. Rings umher war alles so still, daß es der von ferne sehr gedämpft herüber dringenden Töne der Musik bedurfte, um sich zu erinnern, daß man in der unmittelbaren Nähe eines Ballfestes sei.

Es dauerte übrigens längere Zeit, ehe Einer von den Dreien das Wort ergriff. So sehr es den Grafen gedrängt, den Baron aufzufinden, den er mit Recht im Verdacht hatte, bei der Geschichte der Achselbänder mitgewirkt zu haben, — denn er erinnerte sich wohl jenes Berichtes, den er damals im Schlosse angehört, — so versank er doch jetzt, vor den spielenden Flammen sitzend, momentan in tiefe Gedanken, aus denen ihn Herr von Steinfeld nicht weckte, da er mehr Zeuge als Selbsthandelnder war, ebensowenig der Baron, der die Arme über einander geschlagen hatte und angelegentlich die Tapete betrachtete, die jetzt fast schwarz erschien, und gleich darauf, wenn die Flamme aus dem Holzstoße stärker empor-

loderte, wie glühend roth angestrahlt wurde. Dieser hatte so seine eigenen Gedanken, — wilde schreckliche Gedanken, wie vor ein paar Stunden in dem Garten der Polizeidirektion; nur war jetzt mehr Klarheit hinein gekommen, er wußte, was er wollte, und nachdem er noch eine Weile schwer mit sich gekämpft, sah er es deutlich vor sich, das Ende seines vielbewegten, seltsamen Lebens. Er fuhr aus seinen Träumereien empor und wandte sich mit den Worten an die beiden Herren: „Sie wollten mir Mittheilungen machen? — Erlauben sie mir, daß ich das Wort ergreife, und wenn ich zu Ende bin, werden Sie wohl eingestehen, daß ich vielleicht die meisten Ihrer Fragen ohne sie zu kennen beantwortet.“ — —

Achtzigstes Kapitel.

Gnade und Ungnade.

Der Chef des Polizeidepartements — er war wie die meisten alten Herrn in schwarzem Frack, über dessen Rücken etwas wie eine schwarzseidene Schürze flatterte, einen Domino vorstellend, — bedauerte unendlich, daß die berühmte Geschichte mit der Diebsbande nicht schon ein paar Monate eclatirt wäre, wegen der sehr leeren linken Seite seines Frackes im traurigen Gegensatz zu den andern Departementschefs, die bei den großen Gelegenheiten wie ein wandelndes Stück Firmament aussahen. Er war sich aber seiner Wichtigkeit, namentlich im gegenwärtigen Augenblicke, vollkommen bewußt, und seine Nase, nachdem er sie gehätschelt und sanft geklopft, erhielt die Freiheit, hoch über Veränderlich auf schön Wetter zu steigen, um als getreuer Barometer dem Publikum anzuzeigen, daß ihr Herr außerordentlich mit sich zufrieden sei.

So war er durch die Zimmer stolzirt, und wenn es auch sonst nicht gerade zu seinen Gewohnheiten gehörte, sich vorzudrängen,

so that er doch heute Abend etwas dergleichen und wandelte zu dem Zweck den innern Appartements zu, wo der allerhöchste Hof seinen kleinen Cercle hielt, unter einander plauderte oder mit Vertrauten sprach. Man mochte hier im Allgemeinen den Präsidenten wohl leiden. Die Herren schätzten ihn, weil selbst der geordnetste Mann wohl einmal in den Fall kommen konnte, von seiner mächtigen Hülfe Gebrauch machen zu müssen, und die Damen, weil er ein kleines Original war, pikante Geschichten zu erzählen wußte und während des Winters ein paar recht hübsche Bälle gab.

Der Hof war gruppirt, wie es sich von selbst versteht, die glänzenden Sonnen waren von den leuchtenden Planeten umgeben, diese wieder umtanzt von den Monden, denen sie ihr Licht verliehen, und umringt von dem zahllosen Heer des gemeinen Gestirnes. Zuweilen schoß auch ein Komet durch den strahlenden Kranz in Gestalt eines bescheidenen Assessors oder unternehmenden Lieutenants, ein schüchterner Komet, der nun aus Alteration, sich in den höchsten Cirkel verirrt zu haben, ohne sich aufzuhalten, bis an's Ende sämmtlicher Säle sauste und sich erst da, wo ihn Niemand mehr bemerkte, erschreckt umwandte.

Der Präsident betrat diesen Salon, gewiß nicht in der Absicht, dort zu bleiben, sondern nur um hier durch in den gelben Saal zu einer Partie Whist zu gelangen. Er hätte freilich auch noch einen andern Weg dorthin nehmen können, aber die kleinen Strahlen höchster Gunst, die bei solchen Gelegenheiten selten verfehlten, ihn zu beglücken, thaten seinem alten Herzen so wohl. Die Frau Herzogin besonders war ihm ziemlich gewogen und ermangelte nie, einen huldreichen Spaß mit ihm zu machen; ja, Ihre Majestät hatten, am Whisttische sitzend, schon die außerordentliche Gnade gehabt, ihm einen Blick in Höchstihre Karten zu gestatten, und selbst Seine Majestät bemerkte seinen Chef der Polizei nicht ungern und hatten immer etwas Angenehmes für ihn in Bereitschaft, war es nun ein spaßhaftes Wort oder eine huldreiche Handbewegung. Der

Präsident verließ den allerhöchsten Kreis nie, ohne solchergestalt reichlich bedacht worden zu sein.

So empfänglich für alles Gute, betrat er auch heute diesen Saal und zufällig durch eine Thüre, welche ihn vis à vis Ihrer Majestät brachte, die ihn einen Augenblick fixirten, die Augen zusammen zogen, und sich dann, ohne die tiefe Verbeugung des Chefs der Polizei zu bemerken, nach der andern Seite wandten, wobei Ihre Majestät zu der Frau Herzogin sagten, daß sich die neue blaue Seidentapete doch vortrefflich ausnähme. Der Präsident, etwas erstaunt, tänzelte zierlich bei den Herrschaften vorbei, und als er in den Gesichtskreis der Frau Herzogin trat, brachte er auch hier pflichtmäßig seine Verbeugung gegen Hochdieselbe an. Diese wandte sich nun gerade nicht herum, doch dankte sie mit einer Neigung des Kopfes so kalt, so steif und förmlich, daß der Präsident unwillkürlich hinter sich schielte, ob sich dort nicht zufällig ein neu erschaffener Kammerherr zeige oder die Frau eines alten Beamten von sehr jungem Adel, denen dieser Gruß gegolten. Aber hinter ihm war nichts als ein großer Spiegel, der seine eigene Gestalt und sein bestürztes Gesicht wie neckend zurückwarf.

Daß der Präsident nicht falsch gesehen, bemerkte er als Mann, der den Hof kennt, an den Gesichtern der Cavaliere, durch welche er hindurch schritt, und von denen die meisten sonst für ihn voll Aufmerksamkeiten waren. Heute erging es ihm wie dem Herrn von Dankwart, denn wenn er rechts und links seine Hände ausgestreckt hätte, wäre Niemand da gewesen, um sie zu ergreifen und zu schütteln. Wo er selbst ein freundliches Wort sprach, da wich man augenscheinlich zurück und hatte nur ein verlegenes Grinsen statt aller Antwort. Die Nase des Präsidenten sank auf Veränderlich herab; er spürte schlechtes Wetter, und an dem Benehmen der Excellenzen in dem gelben Salon, die ihn sonst gerne zu ihrer Spielpartie zogen, fand er seine Vermuthungen bestätigt. Alle Tische waren bereits besetzt, und wo sich allenfalls noch ein Platz zeigte,

da wurde fast Angesichts des Präsidenten ein Nebenstehender gepreßt, um den leeren Platz einzunehmen.

Es ist wundersam, wie in der Welt oft des Einen Schaden dem Andern zum Nutzen wird. So ging es bei der eben erwähnten Veranlassung — dem Pressen eines Mitspielers nämlich — dem Herrn von Dankwart. Vergeblich hatte dieser längere Zeit in dem Dunstkreis der höchsten Herrschaften herum geschwänzelt, — es wollte keines, selbst nicht einmal eines der Gestirne dritten Ranges, eine Anziehungskraft auf ihn ausüben. Seine gefälligsten und geistreichsten Bemerkungen waren nur für den leeren Raum gesprochen, und als ihm endlich eine etwas kecke Annäherung an die Frau Herzogin ein pikantes Wort eingetragen hatte, sah er sich veranlaßt, den Kreis der Sonnen und Planeten zu verlassen und als unglückliche Sternschnuppe in's Nebenzimmer abzublitzen. Zum Glück für ihn fiel er hier an den Tisch Seiner Excellenz des Oberststallmeisters, der mit dem Hoftheater-Intendanten auf den dritten Mann wartete, und nun beim Anblick des Präsidenten in der Noth zum Herrn von Dankwart griff, als kluger Mann denkend, daß man immer unter zwei Uebeln das kleinste wählen müsse.

Der Präsident wußte nicht, was er von allem dem zu halten habe; er schien seine Nase befragen zu wollen, indem er sie faßte und tief herabzog, aber dieselbe blieb stumm und antwortete nur durch ein stilles Seufzen. Er wandelte nach und nach bei sämmtlichen Spieltischen vorbei, bald hier bald dort eine Bemerkung in das Gespräch werfend, doch waren die Antworten, die er erhielt, ebenfalls kalt und förmlich, ja mancher schaute sich um, ob wohl Jemand bemerke, daß der arme Präsident neben ihm stehe. So kam er auch an die andere Thür des gelben Salons, wo er mit Herzog Alfred, der ihm hastig entgegen kam, zusammentraf. — „Ah!“ rief dieser mit lauter Stimme, „Sie habe ich lange gesucht.“

Dem Chef der Polizei war es bei diesen Worten zu Muth, als ginge ihm in finsterer Nacht ein Stern auf. „Gott sei Dank!“

seufzte er in sich hinein, „endlich doch einmal ein Wesen, das menschlich denkt. Unter Larven die einzig fühlende Brust.“ Das Aussehen des Herzogs war leutselig und freundlich wie immer, und dazu sprach er mit so hörbarer Stimme, daß fast sämmtliche Spielende ihre Köpfe herumdrehten.

„Haben Sie einen Augenblick für mich übrig,“ fuhr Seine Durchlaucht fort, „so wäre es mir angenehm, wenn Eure Excellenz einen Gang mit mir durch die Zimmer machten.“

Auf's Höchste geschmeichelt, verbeugte sich der Präsident, und Beide traten in das anstoßende Gemach.

„Aber, Präsident,“ sagte der Herzog, als sie allein waren, „was machen Sie um Gotteswillen für Geschichten!“

„Daß man mich im Verdacht hat, als mache ich seltsame Geschichten, habe ich schon bemerkt,“ entgegnete der Chef der Polizei in kläglichem Tone. „Aber ich kann Euer Durchlaucht versichern, daß ich so wenig weiß, wessen man mich beschuldigt, als wenn ich ein neugeborenes Kind wäre.“

„Der Teufel auch! Da haben Sie ein schlechtes Gedächtniß oder sind wirklich wie ein unschuldiges Kind. Meinen Sie, es könnte Ihrer Majestät und der Frau Herzogin gleichgültig sein, wenn Sie so mir nichts dir nichts einer Dame Hausarrest geben, die mit den Herrschaften so häufig en petit comité war?“

„Ah!“ machte verblüfft der Präsident, denn ihm flammte ein kolossales Licht auf. Doch sagte er schüchtern: „ich kann Euer Durchlaucht versichern, daß ich vorher Rücksprache mit dem Gemahl dieser Dame genommen.“

„In dessen Falle Sie gegangen sind!“ sprach ungeduldig der Herzog. „Kennen Sie den alten Fuchs so wenig? Er hat einen Scandal herbeigesucht, um sich mit Anstand von seiner Frau trennen zu können; er gab Ihnen freilich seine Zustimmung, aber eine Viertelstunde nachher verklagte er Sie bei Seiner Majestät als — roh und gewaltthätig.“

„Welche Immoralität! — Und bei Seiner Majestät sagen Sie?"

„Bei Seiner Majestät, und Dieselben sollen sich geäußert haben, das sei ein Akt der Rücksichtslosigkeit, wie ihm selten etwas Aehnliches vorgekommen."

„Ich bin verloren," sprach der Präsident mit schmerzlicher Stimme und schielte unter seiner Nase hinweg, die betrübt herabgesunken war auf den so leeren Fleck an der linken Seite seines Frackes.

„Aber was dachten Sie eigentlich bei der Geschichte? Es heißt, Sie seien einer Spitzbubenbande auf der Spur; aber ich bitte, wie können Sie dergleichen mit jener armen Frau zusammen bringen! Ah! Präsident, ich kenne Sie gar nicht mehr."

„Gott soll mich bewahren, daß ich die Baronin verdächtigen wollte. Aber das Haus ist verdächtig, und da man sie da fand, war man quasi genöthigt, sie festzuhalten."

„Ich habe Sie nie als einen so furchtbaren Wütherich gekannt."

„Und dann kann ich auch Euer Durchlaucht versichern, daß der alte General die Verhaftung nicht nur gut geheißen, sondern auch seine Frau im höchsten Grade mir verdächtigt hat."

„Hol' ihn der Teufel! Aber wie gesagt, Präsident, wir müssen einlenken. Wissen Sie, man wird von Oben herab nie befehlend in Ihre Geschäfte eingreifen, aber man erwartet dagegen, daß Sie etwas thun, um allerhöchste Wünsche, deren Ueberbringer ich bin, zu erfüllen."

Der Präsident überlegte zaudernd.

„Ich möchte um Alles in der Welt nicht melden, daß sich Euer Excellenz lange bedacht," sprach ernst der Herzog. „Und thun Sie gleich, was Sie thun wollen: ich möchte gern so bald wie möglich anzeigen, daß Alles in Ordnung sei."

„Daß ich den Arrest aufgehoben, der auf den Bewohnern jenes Hauses liegt?"

„Natürlich vor allen Dingen, daß Sie die Baronin freigegeben. Mit dem andern Volke können Sie machen, was Sie wollen."

Der Präsident schüttelte leicht den Kopf und erwiderte: „so wie Euer Durchlaucht meinen, geht das nicht. Vielleicht kennen Sie das große Wort: Gleichheit vor dem Gesetze. Ich muß entweder Alle behalten oder Alle freigeben, und in letzterem Falle erklären, die Polizei habe sich geirrt. — Das wäre schrecklich."

„So thun Sie einmal das Schreckliche; für die unglückliche Frau wird es auch besser sein, wenn man sagen kann, es sei ein Irrthum vorgefallen. — Ah! dies schöne Weib!" setzte er leise mit einem Seufzer hinzu, „wie wurde sie zu solch' unvorsichtigen Geschichten getrieben! Ich wollte nur, ich hätte mich ihrer angenommen."

Der Präsident hatte mit sich selbst gekämpft, endlich aber rief er aus: „in Gottes Namen! Wenn ich nur einen meiner Räthe im Gewühl finde, den ich hinschicken kann."

„Das bedarf's gar nicht," sagte freudig der Herzog. „Geben Sie mir zwei Zeilen, der Baron Brand hat sich angeboten, die Sache heute Abend noch zu arrangiren. Kommen Sie, da ist Papier und Feder."

Mit einem unterdrückten Seufzer setzte der Präsident einige Zeilen auf, unterschrieb und hielt sie dem Herzog hin. Ehe er sich aber das Papier aus seiner Hand nehmen ließ, sagte er: „bevor der Baron Brand, der mir, natürlich in einem andern Costüm, als Unterhändler ganz recht ist, die Geschichte besorgt, möchte ich demselben noch ein paar Instructionen geben."

„Aber, Präsident, keine Contre-Ordre!" meinte der Herzog lachend.

„Wo denken Sie hin?" erwiderte der Präsident, und fuhr nach einer kleinen Pause, während welcher er das Papier in der Hand auf und ab bewegte, fort: „ein Dienst ist des andern werth, Euer Durchlaucht. Hier haben Sie den Befehl, aber dafür führen Sie mich durch das gelbe Spielzimmer und den Salon, wo die Herrschaften sind, in freundlichem Gespräch."

„Arm in Arm mit dir!" sagte laut lachend der Herzog, indem

er das Papier nahm, „so fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken."

Und dann gingen die Beiden dahin, wirklich Arm in Arm, bei den erstaunten Spielern vorbei, in den kleinen Salon, wo die Frau Herzogin, ihrem Sohne freundlich zunickend, meinte: es freue sie recht besonders, endlich auch den Polizeipräsidenten zu sehen. Ihre Majestät saß am Spieltische und ließen in diesem Augenblick eine Karte fallen, welche der Chef der Polizei aufzuheben das Glück hatte, und sich dann berauscht in den gelben Saal zurückzog, wo ihm alsbald mehrere Stroh- oder todte Männer angeboten wurden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In dem rothen Kabinet hatte unterdessen der Baron von Brand, unbeweglich an dem Kamingesims lehnend, seinen beiden Zuhörern eine furchtbare Geschichte erzählt, — die Geschichte seines Lebens. Er hatte dabei nichts verschwiegen, nichts beschönigt, er hatte sich selbst gezeichnet mit seinen schönen und herrlichen Eigenschaften, mit seinen Fehlern und Lastern. Herr von Steinfeld, der vor dem Feuer saß, hatte seine Arme auf die Knie gestützt und ließ das Gesicht in beiden Händen ruhen.

„Jetzt wissen Sie Alles," schloß Herr von Brand. Und nach einem tiefen Seufzer, der seiner Brust entstieg, fuhr er sich mit der Rechten über das Gesicht.

Graf Fohrbach hatte sich während dessen langsam erhoben, war dem Erzähler näher getreten, hatte in tiefer Bewegung seine beiden Hände erfaßt und schüttelte sie herzlich.

„Es ist mir um Vieles leichter," fuhr dieser fort, „da es mir vergönnt war, die Geschichte meines Lebens in die Herzen zweier Ehrenmänner niederzulegen, die nun gewiß Manches klar sehen werden und Manches gelinder beurtheilen. Jetzt habe ich nur noch die Bitte, meine Lage in's Auge zu fassen, sie ernstlich und prüfend von allen Seiten zu beschauen und mir Ihre Meinung zu sagen."

„Schrecklich! schrecklich!“ murmelte Herr von Steinfeld.

„Daß meines Bleibens hier nicht sein kann, versteht sich von selbst. Mich hält ja auch nichts zurück, als das Schicksal meiner armen unglücklichen Schwester, das, wie ich hoffe, in gute Hände gelegt sein wird.“

Hugo von Steinfeld schaute einen Augenblick in die Höhe, nickte stumm mit dem Kopfe und versank dann wieder in seine Träumereien.

„Was meine andern Verbindungen anbelangt, so sind dieselben theilweise schon gelöst. Für einige von Denen, die mir anhänglich waren, habe ich bereits gesorgt; für die Uebrigen werde ich es noch thun. Dann bin ich fertig mit der Welt.“

„Ah! Sie wollen doch nicht —?“ rief der Graf erschreckt aus.

„Dem natürlichen Lauf der Dinge vorgreifen?“ versetzte lächelnd der Baron. „O gewiß nicht; das würde ja einen Schatten auf meinen Namen werfen und den theuren Freunden, die ich hier zurücklasse, unangenehm sein. — O nein, denken Sie das nicht; ich will nur ein wenig der Lenker meines eigenen Schicksals sein, und wenn mich dasselbe zwingt, diese Welt zu verlassen, so wird es auf die alleranständigste und unbefangenste Weise geschehen.“

„Baron, Sie sprechen in Räthseln.“

„Die Ihnen baldigst klar werden sollen, das verspreche ich Ihnen. Doch keine vorzeitige Trauer, Herr von Steinfeld, nicht dies erschreckte Auge, Graf Fohrbach; denken Sie, es habe Ihnen Jemand, ein vielleicht nicht uninteressantes Kapitel eines Romanes vorgelesen. Grübeln Sie nicht weiter darüber nach, schlagen Sie für heute das Buch zu; Sie sollen in einiger Zeit den Schluß des Romans erfahren und er wird Sie nicht unbefriedigt lassen. — Aber, coeur de rose!“ fuhr er nach einer Pause, nachdem er auf die Uhr gesehen, in dem uns bekannten leichten und gezierten Tone fort, „wir haben hier fast eine Stunde verplaudert und ich glaube, es ist unsere Pflicht, uns jetzt wieder dem Balle zu widmen.“

Damit trat er von dem Kamine weg, dehnte sich ein wenig und wollte in den Saal zurück.

„Noch Eins!" bat Graf Fohrbach, ihn zurückhaltend. „Wäre es von mir indiscret, zu fragen, ob Sie bei der Geschichte mit den Achselbändern die Hand im Spiele gehabt? O, wenn es Ihnen möglich ist, so sagen Sie es mir; mein ganzes Lebensglück hängt daran."

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte lächelnd der Baron, „noch eine Stunde vor dem Balle waren die Achselbänder weiß, und ich möchte Zehn gegen Eins wetten, daß sie wieder so erscheinen, ehe der Ball zu Ende geht."

„Darnach will ich schauen!" rief entzückt der junge Mann, drückte dem Andern die Hand und eilte davon.

In diesem Augenblicke trat der Herzog von der entgegengesetzten Seite in die Gallerie und als er den Bekannten erschaute, zeigte er ihm schon von Weitem ein Papier. Näher kommend, sagte er: „das hat einige Mühe gekostet, aber es ist ganz so, wie wir es gewollt. Sie können heute noch davon Gebrauch machen. — Aber was geschieht nachher mit der armen Frau? Sie wird nicht in das Haus ihres Gemahls zurückkehren wollen. Was meinen Sie: soll ich sie unter meinen Schutz nehmen?"

„Mir wäre der von der Frau Herzogin schon lieber," versetzte lächelnd der Baron. „Wollen sich Euer Durchlaucht erinnern, daß es mir gelang, Ihnen einige kleine Dienste zu leisten und daß Sie versprachen, mir Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen."

„Allerdings und ich nehme mein Wort nicht zurück."

„Nun wohlan, Sie haben die beste Gelegenheit dazu. Wenden Sie Ihren Einfluß dazu an, der Baronin von W. ein anständiges Asyl zu verschaffen — bei der Frau Herzogin, am liebsten aber bei Ihrer Majestät selbst."

„Das wird schwer angehen, bester Baron."

„Aber es wird doch gehen, Durchlaucht," erwiderte der Andere bestimmt. „Sehen Sie, ich gebe Ihnen Ihre Antworten von früher

zurück, und wenn Sie so sprachen, so that ich mein Uebermögliches und die Sache ging."

„Ja, das wissen wir," versetzte lachend der Herzog. „Und ich will denn gerade so thun, auf die Gefahr hin, meinen guten Ruf zu verlieren."

„Ihr herzogliches Wort darauf, Durchlaucht?"

„Mein Wort. — Und gleich will ich die Sache in's Werk zu setzen versuchen; man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist." Damit eilte er nach dem Tanzsaale zurück.

Der Andere trat wieder in das rothe Kabinet, wo Hugo von Steinfeld noch immer zusammengekauert vor dem Kaminfeuer saß. Der Baron berührte leise seine Schulter und als er in die Höhe fuhr, zeigte ihm derselbe das erhaltene Papier und sagte mit sanfter Stimme: „dies hier gibt mir das Recht, der Frau von W. noch heute Abend ihre Freiheit anzukündigen."

„Und dann?" fragte der Andere, wobei ein lebhafter Blitz seinen Augen entfuhr.

„Dann wird Ihre Majestät der Unglücklichen ein Asyl bei sich vergönnen, bis —"

„Ah! Baron, ich zittere!" rief Herr von Steinfeld. — „Bis —"

„Bis ihre Scheidung ausgesprochen ist, was nicht lange dauern kann, da beide Parteien vollkommen einverstanden sind und ihre Wünsche von Oben herab gewiß protegirt werden. Und dann —" setzte der Baron mit einem eigenthümlichen Blick hinzu —

„Dann können wir Alle, Alle vielleicht noch glücklich werden," rief stürmisch der junge Mann. „O meine Elise, o mein armes, kleines Kind!"

Die Augen des Barons funkelten auf eine sonderbare Art, als der Andere so sprach; er drückte ihm die Hand und sagte: „wenn es Ihnen recht ist, so begleiten Sie mich nachher."

„Ah! wie danke ich Ihnen, Baron. Gehen wir sogleich."

„In einer Viertelstunde," erwiderte der Baron mit ruhigem

Tone. „Kommen Sie, ich muß vorher noch einen nothwendigen Gang durch die Appartements machen.“

Im großen Saal war unterdessen beharrlich getanzt, im kleinen Salon anhaltend geplaudert, und im gelben Zimmer ziemlich stark gespielt worden. Herr von Dankwart, der, wie wir wissen, so glücklich gewesen war, zum Spiel der beiden Excellenzen gezogen zu werden, hatte sich dort behauptet und würde diesen Platz, so nah bei den fürstlichen Personen, um Alles in der Welt nicht verlassen haben. Doch spielte er dabei ziemlich zerstreut, was ihm schon hie und da eine kleine Rüge eingetragen hatte.

„Das ist zu stark!“ rief jetzt der Hofmarschall mit einem zornigen Blick auf den kleinen Mann; „Sie sind wirklich über alle Maßen zerstreut, da haben Sie wahrhaftig meinen Buben gestochen.“

„Allerdings,“ fügte lächelnd der Oberststallmeister, der mit dem Blinden spielte, bei. „Herr von Dankwart ist in der That mit seinen Gedanken anderswo. Was beschäftigt denn so Ihren Geist?“

„Er wird in Gedanken bei den vortrefflichen Abbildungen sein, die ein berühmter Künstler von ihm gemacht,“ sagte plötzlich eine klangvolle Stimme hinter den Schultern des kleinen Herrn.

Worauf dieser rasch herumfuhr und mit zornigem Blicke einen Mann hinter sich stehen sah, der ein einfaches, aber auffallendes Costüm trug, und obgleich nicht maskirt, ihm doch unbekannt war.

Der Fremde lächelte, als er diese Worte gesprochen hatte, dann stützte er die Rechte an die Seite und die Linke auf den weißen Griff eines Tscherkessendolches, den er am Gürtel trug.

„Hm! hm!“ machte der Hofmarschall ein klein wenig verlegen, und Seine Excellenz der Oberststallmeister biß sich mit einem halb unterdrückten Lächeln auf die Lippen.

„Ein Maskenscherz,“ sagte nun Herr von Dankwart mit einem sehr erkünstelten Lachen.

„Durchaus kein Maskenscherz,“ fuhr der Fremde fort. „Es sind

in Wahrheit sechs Portraits, jedes so sprechend ähnlich, wie ich nie etwas gesehen."

„Also Sie haben sie gesehen?" fragte lauernd der kleine Mann.

„Es kann sie jedermann sehen, der den Eigenthümer besucht."

„Und wer ist dieser Eigenthümer?" rief Herr von Dankwart mehr und mehr aufgeregt.

„Ich habe keine Ursache, das zu verschweigen," entgegnete der Andere ruhig. „Baron von Brand macht kein Geheimniß daraus, diese sechs werthvollen Abbildungen zu besitzen."

„Aber was ist denn das mit den sechs Abbildungen?" fragte boshafter Weise der Hofmarschall.

„Eine Schändlichkeit! eine Niederträchtigkeit!" brauste endlich Herr von Dankwart auf, „die man höheren Orts nicht ungeahndet lassen wird. Wissen Sie, meine Herren, ein elender Maler, ein Sudler, den ich mit mehreren schlechten Bildern abzuweisen für nothwendig hielt, hat sich nun dafür gerächt, daß er niederträchtige Carrikaturen auf mich gemacht. Nun, ich theile dies Loos mit den bedeutendsten Männern aller Zeitalter, bin auch nicht kleindenkend genug, jenen unbedeutenden Pfuscher darüber zu fassen. Aber mit dem Herrn von Brand, der sich, wie ich schon seit einigen Tagen gehört, ein boshaftes Vergnügen daraus macht, die schlechten Blätter bald Diesem, bald Jenem zu zeigen, werde ich ein ernstes Wort reden."

„Darauf ist Herr von Brand gefaßt und sehr begierig, dies ernste Wort zu vernehmen."

Der kleine Mann maß den ihm zur Seite Stehenden, der übrigens in sehr ruhigem Tone sprach, von Oben bis Unten, und sagte dann nach einer Weile: „und wer sind Sie, der sich hier unberufen eindringt?"

„Nicht unberufener als mancher Andere," erwiderte der Fremde. „Uebrigens bin ich einer Ihrer Verehrer, Herr von Dankwart. Ich staune Sie an, denn Sie haben Großes geleistet."

Der Angeredete beantwortete dieses zweifelhafte Compliment mit verächtlicher Miene und einem Achselzucken.

„Ja, Sie haben Großes gethan; Sie haben es in der kurzen Zeit Ihres Hierseins verstanden, sich durch Ihr anmaßendes Betragen, durch Ihren unergründlichen Hochmuth, durch Ihre beispiellose Grobheit bei Hoch und Niedrig verhaßt zu machen. Und das ist keine Kleinigkeit bei der allgemeinen Liebe und Achtung, welche Ihre Herrin genießt, von deren Glanze, wenn auch unverdienter Weise, etwas auf Sie überging.“

Obgleich diese Worte mit großem Ausdruck gesprochen wurden, so hatte der Fremde seine Stimme doch dabei gedämpft, so daß sie nur von den Mitspielenden verstanden wurde. Doch sprang Herr von Dankwart bleich vor Zorn von seinem Stuhle auf, und sagte mit zitternder Stimme: „Ihren Namen, Herr, ich muß Ihren Namen wissen! Danken Sie es diesem Orte, daß ich nicht anders mit Ihnen verfahre. Aber wenn Ihre Unverschämtheit nicht von Feigheit begleitet ist, so werden Sie mir Ihren Namen sagen.“

„Coeur de rose!“ lachte nun plötzlich der Fremde mit ganz anderer Stimme, „Sie und ich haben meinen Namen vorhin schon ausgesprochen, und der Baron von Brand wird Ihnen gern den Gefallen thun, ihn nochmals vor diesen beiden Herren zu nennen.“

Die Excellenzen hoben erstaunt die Augen empor, und wenn sie auch die Stimme des Barons erkannten, und deßhalb wußten, daß er es sei, war es ihnen doch nicht möglich, auch nur einen Zug des ihnen wohlbekannten Gesichtes zu entdecken.

„Eine vortreffliche Maske!“ rief der Oberststallmeister.

Und der Hofmarschall setzte argwöhnisch hinzu: „Ja, recht vortrefflich; Herr von Brand versteht das meisterhaft, zweierlei Gesichter zu zeigen.“

Herr von Dankwart that einen tiefen Athemzug, dann sagte er: „ah! also Herr Baron von Brand. — Nun gut, — das Uebrige

wird sich finden. „Darauf setzte er sich wieder zur Spielpartie nieder, doch zitterten die Karten auffallend in seiner Hand.

Der Baron zog sich lächelnd zurück, als er aber das Zimmer verlassen hatte, wurden seine Züge furchtbar ernst und er murmelte: „das wäre in Ordnung! Eine gräßlichere Strafe kann sich Niemand selbst vorschreiben.“

Graf Fohrbach hatte unterdessen nach den bewußten Achselschnüren gespäht, und — o Wonne! — wie der Baron vorhergesagt, flatterten jetzt weiße von den Schultern des schönen Mädchens herab. Eugenie hatte den ersten freien Augenblick benützt, um die verhaßten Farben von sich zu werfen. Wie glänzten die Blicke des jungen Mannes, und wie verschwand bei diesen Blicken die Bläße von ihren Wangen. Und da er als geschickter Offizier natürlicher Weise gut zu manövriren wußte, so gelang es ihm, die junge Stallmeisterin von dem übrigen Gefolge abzuschneiden und sie in einem halbdunkeln Durchgange zu treffen, wo er es wagen durfte, ihr feierlich die Hand zu küssen. Eugenie aber flüsterte ihm mit einem leichten Erröthen zu: „meine Schleifen haben das größte Recht, weiß zu sein; denn ich hoffe, daß unser Leben nun klar vor uns liegt. Mit der Frau Herzogin sprach ich vor dem Balle, sie hat nichts gegen unsere Verbindung einzuwenden.“

„Also bist du mein!“ jauchzte der überglückliche Adjutant. Und wenn nicht in diesem Augenblicke ein dicker Hoffourier, gefolgt von mehreren Lakaien, an dem Durchgange erschienen wäre, so hätte er das erschreckte Mädchen in seine Arme gedrückt.

Ehe der Baron von Brand den Saal verließ, zeigte er sich nochmals bei der Präsidentin und ihrer Tochter, und nahm die zärtlichen Vorwürfe, die er hier erhielt, ruhig in Empfang; doch besänftigte er die Damen dadurch, daß er sich noch ein paarmal rechts und links präsentiren ließ; obgleich er aber jede Gratulation nur mit einer Verbeugung erwiderte, so war für Alle sein Verhältniß zur Tochter des Präsidenten doch eine ausgemachte

Sache, und der Baron von Brand wurde förmlich als Bräutigam betrachtet.

Einundachtzigstes Kapitel.

Gesellschaftliches.

Wieder einmal war es Nachmittags zwei Uhr längst vorüber, und wieder einmal stand das Kaffeegeschirr auf dem Tisch, an dem die Commerzienräthin saß, gänzlich unberührt. Wenn dies vorkam, so konnte man es als ein untrügliches Zeichen ansehen, daß irgend eine Störung vorgefallen war. Aus den leblosen Gegenständen des Hauses ließ sich auf diese Art eher etwas errathen, als aus der lebenden Hauptperson, — der Commerzienräthin selbst. Denn diese saß in ihrer Sophaecke starr und aufrecht wie immer, mit unbeweglichen Gesichtszügen und für jeden Uneingeweihten war durchaus keine Aufregung, von welcher Art auch immer, an ihr zu merken. Wer sie aber genauer kannte, der sah wohl, daß sie die Augen häufig schloß und öffnete, auch abwechselnd mit ihrem gewöhnlichen Husten zuweilen heftig schluckte. Mit der rechten Hand hielt sie, wie sie immer zu thun pflegte, ihr Schnupftuch, die Linke bedeckte einige Papiere, die vor ihr auf dem Tisch lagen.

Marianne stand am Fenster, den Kopf gesenkt, die Hände gefaltet und ihre Blicke waren auf den Boden geheftet. Der Commerzienrath zeigte im Gegensatz zu den Damen mehr Leben. Er hatte die Hände unter seine Frackschöße gesteckt und brachte die rechte gelegentlich vor, um mit derselben in der Luft umher zu fahren, seine Reden bekräftigend und begleitend. Ueberhaupt sprach er heute energischer als sonst, hütete sich aber wohlweislich, dabei seine Frau anzusehen, denn er wußte wohl, daß ihn einer jener scharfen Blicke aus den grauen Augen leicht aus der Fassung zu bringen

im Stande war; er wandte sich daher auch nur an Marianne, selbst wenn er etwas sagte, was nur an die Commerzienräthin gerichtet sein konnte.

„Summa Summarum denn," sprach er mit großer Entschiedenheit, „versteht ihr die Sachen nicht und könnt euch nicht denken, wie lähmend es für alle Geschäfte ist, eine Hand entbehren zu müssen und einen Kopf, der schon seit Jahren Alles überwachte, und, wenn auch allerdings unter meiner Leitung, fast das Ganze besorgte. Glaubt mir nur, ein solcher Theilnehmer eines Geschäfts, wie Alfons, war wie ein Generalhauptbuch, man brauchte nur irgendwo anzuklopfen und man hatte augenblicklich die Antwort. Das fehlt mir," fuhr er achselzuckend fort; „ich werde auch alt, kann mich an Manches nicht mehr erinnern, weßhalb Vieles nur so so besorgt wird, mit Einem Wort, darunter leidet der Credit des Hauses."

Die Räthin warf ihrem Mann einen bedeutsam fragenden Blick zu, da er ihn aber nicht sah, so hustete sie auffallend, was er verstand und deßhalb augenblicklich hinzu setzte:

„Natürlicher Weise meine ich blos den Credit, den die Geschäftsführung bedingt, das pünktliche und augenblickliche Besorgen aller Aufträge, welches sonst bei uns Mode war und worein wir unsern Stolz setzten. — Mögt ihr es nehmen, wie ihr es wollt: ich habe schon zweimal an Alfons geschrieben und ihn ersucht, zurück zu kommen — Ah! man vernachlässigt eine immense Firma wie die unsrige nicht wegen so Bagatellen."

Die Räthin trommelte leise auf dem Papiere unter ihrer Hand und Marianne fragte schmerzlich: „Bagatellen, Papa? Das sind aber doch eigentlich keine Bagatellen."

„Nun, nun, ich meine in geschäftlicher Beziehung," verbesserte sich der alte Herr, „habe ich da Unrecht? Was Teufel genirt es die großen Banken, ob mein Schwiegersohn einmal einen dummen Streich der Art gemacht hat. Nicht so viel." Dabei hatte er

den Muth, über seine Handfläche zu blasen. „Und meine Wechsel sind gesucht wie keine andern.“

Jetzt endlich sprach die Räthin; zuvor aber hustete sie leicht, dann sagte sie: „was dein geschäftliches Leben anbelangt, so magst du vielleicht Recht haben, in unser gesellschaftliches dagegen hat diese Geschichte einen schweren Riß gethan. Und das kommt daher, weil unser Haus von jeher voranleuchtend war, was Sitte und Anstand anbelangt, eine glatte, glänzende, polirte Fläche, und deßhalb sieht man auf ihr jedes Stäubchen.“

„Und dieser Riß in gesellschaftlicher Beziehung,“ lachte krampfhaft der alte Herr, „macht dich so bodenlos unglücklich? Es könnte zum Lachen sein, wenn es nicht zum Weinen wäre, — einer Gesellschaft, die, um mich deines Bildes zu bedienen, auf der glatten, polirten Fläche das geringste Stäubchen entdeckt und nun sich Mühe gibt, dieselbe mit dem Essig der bösen Reden und dem Scheidewasser der Verläumdung total mit Rost zu überziehen. Und hat man das nicht gethan?“ fuhr er hitziger fort. „Ist man bei dem stehen geblieben, was man, leider Gottes! von den unseligen Geschichten unseres Hauses erfahren? Hat man nicht versucht, uns Allen etwas aufzubringen? Mit Arthur anzufangen, der freilich nur ein Maler ist und bei dem es schon leicht wurde, einen Haken zu finden; aber auch über deine arme Tochter Marianne hat man die Achseln gezuckt; in den Kaffeeklatschgesellschaften ist dies arme sanfte Weib als eine Xantippe hingestellt worden, die ihrem Manne das Leben verleidet und ihn so zu dem Scandal getrieben. O diese Gesellschaft!“ rief er abermals und fuchtelte mit der rechten Hand in der Luft umher. „Hat sie vielleicht meinen Doktor geschont, diesen braven Kerl, der nie ein Wasser getrübt? Haben sie ihm nicht nachgesagt, er sei eine liederliche Pflanze. — Ja, ja,“ fuhr er fort, als er bemerkte, wie ihn Marianne erstaunt anblickte, „Eduard hat ein paar arme Familien zu seinen Kunden, deren Kinder er zu Weihnachten mit Spielwaaren beschenkt; das hat man sich achselzuckend und hohnlachend

in der gehässigsten Weise mitgetheilt. Aber weiter. O ich sehe so ein gallsichtiges Gesicht vor mir, so eine Person, wie sie die Achseln zuckt und sagt: wissen Sie, Frau Hofräthin, natürlich so ein Arzt, der hat alle Gelegenheit; aber zu bunt soll er es doch getrieben haben, der Herr Doktor Erichsen. — Hol sie Alle der — Und haben sie dich," wandte er sich im vollsprudelnden Strom seiner Rede an die Räthin, „haben sie dich im Frieden gelassen, mein Schatz? Gott bewahre! Du warst die Mutter dieser sauberen Familie und es ist dir lange gelungen, alle diese Unanständigkeiten zuzudecken." Hier schöpfte er tief Athem, setzte seine beiden Arme in die Seite und fuhr dann nach einer Pause fort: „aber Eins hat mich amusirt, daß sie nämlich über mich gesagt, ich sei nicht so schlimm, sei von jeher ein lustiger, alter Herr gewesen und wenigstens kein Heuchler."

„Aber um Gotteswillen! Papa, woher weißt du alle diese schrecklichen Geschichten? Das kann dir doch Niemand in's Gesicht gesagt haben."

„Freilich hat man mir's in's Gesicht gesagt, aber weißt du, darin hat man eine eigene Manier; es kommt so eine schleichende Canaille, nicht um dir zu sagen: Herr Commerzienrath, Der und Der hat das über Sie gesagt; fassen Sie ihn; o nein! sondern er spricht mit niedergeschlagenen Augen von der verderbten Welt, von der Sucht, Jeden zu verläumden, sieht dich dabei achselzuckend an, seufzt, kurz, geberdet sich so auffallend, daß du deutlich siehst, er habe was auf dem Herzen. Du fragst ihn; er läßt dich lange bitten. Endlich mißt er dir das Gift tropfenweise zu, indem er spricht: man sagt so allerlei, man will das und das wissen, man glaubt dies, man glaubt das, und schlägt dir so eine Ohrfeige nach der andern hin mit lauter „Man's," die ungreifbar sind. — Gott soll mich bewahren, sagt er auf dein Drängen, daß ich Personen nenne, ich will in keine Geschichten hinein kommen; aber daß man allgemein spricht, was ich Ihnen vorhin erzählt, das können Sie mir auf

mein Wort glauben. So geht er fort, nachdem er dir einen Dolch in's Herz gestoßen; und an der Ecke schaut er sich um, ob du noch nicht wankest oder hinfallest. Und wegen solchem Volke sollen wir uns grämen?" fragte er schließlich mit einem Tone so entschieden, wie man ihn eigentlich nicht an dem alten Herrn gewöhnt war. „Ich nicht!"

Die Commerzienräthin hatte aufmerksam zugelauscht, obgleich sie sich ihrem Gesichte nach ebenso gut mit etwas ganz Anderem hätte beschäftigen können. Sie hustete leicht und erwiderte: „es ist das wahr, was du eben gesprochen."

„Nun, Gott sei gelobt, daß du es endlich einsiehst."

„Hat mir doch die Wasser," fuhr die Räthin fort, ohne auf die Worte ihres Gemahls zu achten, „gerade in Betreff Eduards einen wahrhaft impertinenten Brief geschrieben."

„Du hast da überhaupt schöne Correspondenzen," schaltete der alte Herr händereibend ein.

Und Marianne setzte mit leiser Stimme hinzu: „Madame Wasser ist ganz auf die Seite meiner Schwägerin Bertha getreten."

„Um sie auszuhorchen und viel Böses über uns zu hören, denn —" rief der alte Herr. Doch machte ihn ein Blick seiner Frau verstummen.

Diese hatte ihre Nase drohend erhoben, als sie sich so unterbrochen sah, und sagte dann, nachdem sie leise auf die Briefe getrommelt: „die Wasser schreibt mir, es sei doch ein Bischen stark von Eduard gewesen, das bewußte Kind der Person in sein eigenes Haus zu bringen. Was man über dieses Kind denke, habe er schon daraus entnehmen können, daß sämmtliche Dienstboten des Hauses, — vortreffliche Dienstboten, wie die Wasser sagt, — darauf hin augenblicklich gekündigt hätten."

Der Commerzienrath lachte krampfhaft hinaus, er hatte dazu den Moment benützt, als die Räthin schwieg und einen der vor ihr liegenden Briefe entfaltete.

— „Ich habe es von jeher für meine Pflicht gehalten," las die Räthin aus diesem Briefe, „Ihnen nur die Wahrheit zu sagen; deßhalb erlaube ich mir auch, Ihnen ein paar Worte zu bemerken, was die Einladung anbelangt, welche Sie für die nächste Woche an die Meinigen ergehen ließen. Nehmen Sie mir nicht übel, hochverehrteste Frau Räthin, ich kann Sie für dieses Mal nicht acceptiren, denn es ist mir zu schmerzlich, dort Leute zu sehen, die hinter Ihrem Rücken die Nase rümpfen, die Ihnen freundlich in's Gesicht sind und unter sich die gehässigsten Dinge über Ihr Haus aussagen; ja recht gehässige Dinge. — Und was das Schlimmste ist, beste Frau Räthin, man kann ihnen noch nicht einmal in Allem widersprechen. Sie wissen, wie schätzenswerth es mir stets war, in Ihrem Hause so gut und freundlich aufgenommen worden zu sein. Aber — doch erlassen Sie mir das Uebrige; o könnten Sie sehen, wie sehr es mich angegriffen hat, Ihnen die vorliegenden Zeilen zu schreiben. Im Uebrigen bin ich wie immer mit alter Freundschaft

Ihre

Albertine Wasser,

verwittwete Tutelarräthin."

„Ein vortrefflicher Brief das," meinte der Commerzienrath. „Aber da du einmal bei der Correspondenz bist, so laß uns auch hören, was deine theure Freundin Louise schreibt."

Die Bitte des Gemahls wäre eigentlich überflüssig gewesen, denn Madame Erichsen hatte schon unaufgefordert das andere Billet eröffnet und las:

„Liebe Lotte! Du hast uns auf nächste Woche zu einer Soirée eingeladen und wie ich höre, sollen viele Leute kommen. Nimm mir nicht übel, aber ich würde das an deiner Stelle nicht thun. Die traurigen Geschichten deines Hauses sind noch zu neu und die Leute sagen, das entwickle sich noch immer mehr. Wie ich denke,

liebe Lotte, weißt du, aber wir Beide können nun einmal die Welt nicht anders machen. Ich schreibe dir eilig, damit du deine Einladungen noch nicht machst. Wenn die Menschen nur nicht so böse wären! Aber glaube mir, Viele haben die Probe der lebenden Bilder und die Geschichte mit der Doktorin F. noch lange nicht vergessen. Daß ich am allerwenigsten auf Stadtgeklatsch etwas gebe, brauche ich dir wohl nicht zu sagen; auch wundert mich gar nichts mehr, denn die Menschen sind zu bösartig, und wenn ich auch gewiß nicht dazu beigetragen habe und beitragen werde, dergleichen Klatschereien zu verbreiten, so kann ich dir noch nicht verschweigen, daß in der That das Gerede geht, du beabsichtigest, um der ganzen Gesellschaft zu zeigen, daß du dich um ihre Meinung gar nicht kümmerst, uns deine neue Schwiegertochter zu präsentiren, die sogenannte Braut des Herrn Arthur. Soll ich dir nochmals wiederholen, daß dergleichen Verläumdungen auf mich nicht den geringsten Eindruck machen? Ich halte das für überflüssig; denn du weißt, wie sehr ich bin und bleibe

deine treue Freundin Louise.

Die Hand der alten Dame zitterte leicht, während sie die Briefe zusammenfaltete und vor sich hinlegte.

„Und das schreiben deine bewährtesten Freundinnen, Mama?“ fragte schmerzlich Marianne.

„Es ist doch ein wahres Sprichwort,“ bemerkte zornig der alte Herr, „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden. Und die sogenannten Feinde unseres Hauses, eigentlich nur die Feinde von Mama,“ setzte er mit Nachdruck hinzu, „wie haben sie sich benommen, seit diese traurigen Geschichten ruchbar wurden! Ich will nur an den Doktor und namentlich an die Doktorin F. erinnern. — Gesteh es mir, Charlotte,“ wandte er sich an seine Frau, „die neuliche Unterredung mit der Letzteren, die liebevollen Worte, die sie zu dir sprach, haben selbst dich ergriffen und gerührt.“

„Warum selbst mich?" fragte strenge die Räthin, ohne dabei einen Zug ihres Gesichtes zu verändern.

„Ah! selbst dich, — das kann man in dem Falle doch wohl sagen," meinte behutsam der alte Herr. „Du hattest doch ein Vorurtheil gegen die Doktorin."

— „Ja, ich hatte es," erwiderte nach einer Pause die Räthin. Und als sie nach diesen Worten in ihr Sacktuch hinein hustete, klang dieser Husten viel weicher, auflösender als sonst.

„Nun, wenn ich recht verstanden habe," entgegnete etwas heiterer Herr Erichsen, „so war das ein gutes Wort, das Mama eben aussprach."

„Und Mama hat so Recht darin," sagte liebevoll Marianne, indem sie sich dem Sopha näherte. „Glauben Sie mir, die Doktorin F. ist eine herrliche, vortreffliche Frau."

Die Räthin schaute ihre Tochter mit einem einigermaßen argwöhnischen Blicke an.

„Und höheren Orts sehr gelitten," fügte wichtig der Commerzienrath bei. „Ich weiß bestimmt, daß sie zuweilen in die kleinen Cirkel der Frau Herzogin kommt."

Die Räthin schaute ihren Mann an.

„Und mir ist das sehr angenehm," fuhr Marianne fort, „denn ich bin überzeugt, die Doktorin wird denen die Geschichten unseres Hauses auf wahre und gute Art aus einander setzen."

Der Blick der Räthin, den sie jetzt auf ihre Tochter warf, war nicht mehr argwöhnisch, ja man hätte glauben können, sie nicke mit dem Kopfe, doch war dies, wenn es wirklich geschehen, so undeutlich, daß man es nicht recht behaupten konnte.

„Was übrigens die höhere Gesellschaft anbelangt," sagte der Commerzienrath, indem er sich in die Brust warf, „so kennt man dort das Haus Erichsen, und wenn wir gewollt hätten, würde es uns ein Kleines gewesen sein, uns dort hinein zu lanciren, zum furchtbaren Aerger deiner Freundin Wasser und deiner treuen Louise.

— Wie steht Arthur mit all den Leuten?" fuhr er nach einer Pause eifriger fort. „Vortrefflich! und selbst wenn er jenen sonderbaren Streich ausgeführt hätte —"

Die Räthin schaute ernst auf ihren Mann.

„Nun ja, ich sage, wenn er ihn ausgeführt hätte, so hätte ihm das bei den vernünftigen Leuten da oben nicht den geringsten Schaden gethan."

Der Blick der Räthin wurde fragender.

„Weißt du, Charlotte, man kann über Alles sprechen. Die Sache ist, wie ich höre, vorüber. Nun gut, Arthur erzählte mir neulich, daß ihm einer seiner Bekannten, Graf Fohrbach, Adjutant Seiner Majestät und Sohn Seiner Excellenz des Herrn Kriegsministers, der im Begriff steht, eine der Hofdamen Ihrer Majestät zu heirathen, das schöne Fräulein von S. — eine alte Familie — gesagt, Arthur soll sich nur auf ihn, den Grafen verlassen, — er wolle — im Falle — daß Arthur —" Hier stockte der Commerzienrath, denn der Blick seiner Frau war außerordentlich scharf geworden.

„Und was denn?" fragte sie ungeduldig.

„Nun, sich verheirathen mit —"

„Nun denn, mit —?"

„Du weißt ja schon, Charlotte, mit jener Tänzerin. Man setzt ja nur den möglichen Fall, und in dem Falle würde sich die Gräfin Fohrbach ein Vergnügen daraus machen, die Madame Erichsen bei sich zu sehen."

Die Räthin schüttelte den Kopf und sagte in bestimmtem Tone: „unmöglich."

„Natürlich, für deine treuen Freundinnen wäre so etwas unmöglich, namentlich für solche, die selbst mit einem verdächtigen Herkommen zu kämpfen haben und die von jeher den weitesten Mantel der christlichen Liebe bedurft, um ihre Blößen zu bedecken. Aber man spricht ja vergeblich darüber; die Sache ist vorbei."

„Der arme Arthur!“ seufzte Marianne.

„Arthur ist eine noble Seele,“ fuhr der alte Herr mit einem Anflug von Rührung fort, „Arthur ist selbstständig. Er konnte sagen: das ist einmal mein Glück und ich will glücklich sein.“

„Und ungehorsam gegen seine Eltern,“ versetzte streng die Räthin.

„Allerdings, aber ich bin fest überzeugt, jenes arme Mädchen — sie hätte nichts gegen unsern Willen gethan.“

Hier lächelte die Räthin zum ersten Mal während der Unterredung, aber es war ein unangenehmes Lächeln, ein spöttisches Lächeln.

„Gewiß, Mama,“ sagte Marianne in festem Tone, „sie würde das nicht gethan haben. Das Mädchen hat einen festen, herrlichen Charakter.“

„Und wer hat euch das gesagt?“ fragte mißtrauisch die Räthin.

Vater und Tochter wechselten schnell einen Blick, worauf Letztere fortfuhr: „Eduard sprach mit uns darüber; er kam zufällig als Arzt in das Haus.“

„Wie so — zufällig?“ fragte noch immer argwöhnisch die Räthin.

„Ganz zufällig?“ nahm Herr Erichsen das Wort. „Du erinnerst dich doch der Geschichte mit dem Kinde, welches Eduard zu sich in's Haus nahm und das zu so schlimmem Gerede Veranlassung gab. Nun, man kann den armen Wurm doch nicht auf die Straße werfen und da erbot sich denn Arthur, es in jene Familie zu thun.“

Die Räthin trommelte leise auf den Tisch und sagte dann: „das sind saubere Geschichten. Nun, sie werden Herrn Arthur schön empfangen haben.“

„Sehr schön,“ erwiderte ernst Marianne; „liebevoll nahmen sie das verwaiste Kind auf, obgleich sie selbst nicht viel haben, und Mamsell Clara behandelte es ganz wie ihre eigenen Geschwister.

— So sagt nämlich Eduard," setzte sie hastig hinzu, als sie bemerkte, daß ihr die Mutter einen sonderbaren Blick zuwarf.

„Und Eduard sieht öfters nach dem Kind," fuhr der Commerzienrath fort, „aber in letzter Zeit auch nach ihr selber, — nach der Tänzerin nämlich. Und er meint, das Mädchen leide furchtbar, und er hat mir neulich unwillig gesagt, — ja, ich kann es dir nicht verschweigen, Charlotte, wenn gleich — auch dein Unmuth —" Hier schien sich der Fluß seiner Rede vor dem strengen Angesicht seiner Gattin abermals im Sand verlaufen zu wollen. Doch munterte ihn ein Blick Mariannens auf und er fuhr muthig fort: „Eduard sagt also, es sei — eine Schande, daß man ein so liebliches und gutes Geschöpf so unglücklich und langsam dahin welken sehen müsse."

Die grauen Augen der Räthin schauten bald den alten Herrn, bald Marianne an; doch war der Blick derselben nicht mehr ganz so scharf und kalt wie bisher. Auch wurde der Husten immer auflösender, und wenn man sich so ausdrücken durfte, trommelten ihre Finger nicht mehr in Dur, sondern in Moll. Nach einer Pause sprach sie jedoch: ihr schmiedet da ein artiges Complott gegen mich; Arthur wird euch sehr dankbar dafür sein."

„Ich habe gedacht," erwiderte Marianne, „daß Sie so sprechen würden, Mama. Aber bei Allem, was mir und Ihnen heilig ist, schwöre ich Ihnen zu, daß Arthur mit uns nie über diesen Gegenstand geredet. Ja er vermeidet es, die Sache zu berühren, und gab mir schon einige Mal zur Antwort: „laß' das ruhen, es ist vorüber."

„Das ist brav von Arthur," meinte die Räthin mit sanfterer Stimme, „daß er so den Willen seiner Mutter respektirt. — Aber was will denn Eduard, daß er sich der Sache so annimmt?"

„Der handelt auch nicht ganz aus eigenem Antriebe und noch weniger im Auftrage Arthur's. Du weißt, welche große Stücke der Leibarzt des Königs auf deinen Sohn hält; nun, der hat ihn neulich wegen der Geschichte vorgenommen."

„Ei sieh doch!“ sagte erstaunt die Räthin. „Wenn der mit seinem ewigen Spott sich jener Demoiselle ernstlich annimmt, da möchte freilich etwas Absonderliches dahinter sein.“

„Das habe ich mir auch gedacht,“ fuhr der alte Herr trocken fort, „aber ich kann dir sagen, Charlotte, daß der alte Leibarzt jenes Mädchen schätzt und liebt. Er hat sie am Todtenbette eines kleinen Schwesterchens von ihr kennen gelernt und sprach darüber wahrhaft enthusiastisch. Das sei ein reiches und edles Herz, meint er, ein Gefühl, warm und rein, wie er selten welches gefunden, kurz ein Geschöpf, über das man die Hände wehklagend zum Himmel erheben möchte, daß die Verhältnisse es hinderten, glücklich zu sein und glücklich zu machen.“

„Nun,“ versetzte die Räthin mit etwas schärferem Tone, „dazu könnte ja bei dem Leibarzte Rath werden; er hat ja selbst zwei Söhne; vielleicht ließe sich da was arrangiren.“

Marianne warf ihrem Vater einen wahrhaft trostlosen Blick zu und auch dieser zuckte die Achseln, Beide, wie sie glaubten, ungesehen von der Mama. Doch hatten deren graue Augen blitzschnell nach rechts und links geguckt, starrten aber jetzt wieder gerade vor sich hin, als sie sagte: „es ist bedauerlich, daß meine Angehörigen, die mich umgeben, so leicht durch den äußern Schein zu bestimmen sind. Bei dieser Sache ist es wahrhaftig ein Glück, daß Arthur so respektabel ist und sich meinen Wünschen, meinen vernünftigen Gründen ohne Weiteres fügt.“

„Was mir eigentlich unbegreiflich ist,“ fuhr dem alten Herrn heraus, „denn wer das Mädchen einmal gesehen, versteht nicht, wie man es selbst dem Willen der Eltern zulieb so leicht aufgeben kann. Mir ist das, namentlich bei dem Charakter Arthur's, gänzlich unverständlich.“

Die Räthin sah lächelnd vor sich nieder.

„Aber Arthur leidet ebenfalls sehr,“ meinte Marianne; „das sieht man ihm deutlich an. Er hat sich in letzter Zeit sehr verändert;

glauben Sie mir, Mama, wenn er auch Ihren Befehlen folgt, so wird ihm sein Gehorsam Zeitlebens nachgehen, und wer weiß, ob er nicht später einmal bedauert, gehorsam gewesen zu sein."

Die Räthin hatte leise auf ihre Briefe getrommelt, sich dann mit dem Schnupftuche die Stirne abgewischt und entgegnete nun nach einem ziemlich langen Stillschweigen: „ja, Arthur ist recht gehorsam gewesen, und es ist das, wie schon gesagt, sehr respektabel von ihm. Er vertraut seiner Mutter, von der er weiß, daß sie fest an ihren Grundsätzen hängt, der Leidenschaft nicht leicht Gehör gibt und vor allen Dingen selbst prüft, ehe sie einen einmal gefaßten Beschluß zu ändern pflegt."

Die letzteren Worte waren mit einem ganz andern Ausdruck gesprochen worden, fast warm und gefühlvoll, so zwar, daß der Commerzienrath seine Tochter erstaunt anblickte, worauf diese einen tiefen Athemzug that, sich niederbückte und, während sie sanft die Hand auf den Arm ihrer Mutter legte, diese auf die Stirn küßte. Die Commerzienräthin raffte ihre Briefschaften zusammen, erhob sich von dem Sopha, wobei sie lächelnd sagte: „die Sitzung ist aufgehoben, aber ich will euch nicht verschweigen, daß es mir leichter um's Herz ist, als vor einer Stunde, wo ich mit diesen beiden Briefen in's Zimmer trat. Da war ringsum für mich Alles schwarz bezogen, jetzt hat sich's etwas aufgeklärt und es ist als schimmerte ein kleiner Lichtstrahl in mein Herz. — Komm', Marianne."

Damit gingen die beiden Damen fort, der Commerzienrath blieb allein zurück und verhalf sich nachträglich noch zu einer Tasse wenn gleich schon ziemlich kalten Kaffees. Dabei aber schien er plötzlich guten Humors geworden zu sein und es war rührend und komisch zugleich, wie er nach genossenem Kaffee zum Zimmer hinaus tänzelte.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Die Familie Wundel.

Der Brief, den Herr Blaffer an jenem denkwürdigen Abend dem Herrn Staiger geschrieben hatte, war der Post übergeben worden und glücklich an seine Adresse gelangt. Der alte Mann hatte bedenklich den Kopf geschüttelt, nachdem er ihn gelesen, aus tiefster Brust dazu geseufzt und bei sich überlegt, ob er seine Tochter Clara davon in Kenntniß setzen solle oder nicht. Doch sah er wohl ein, daß sich ein solch trauriger Umschwung in ihren Verhältnissen vor der Tochter nicht lange würde verheimlichen lassen, denn leider kannte er für den Augenblick keine anderen Quellen, welche im Stande gewesen wären, ihm die verkümmerte Einnahme zu ersetzen. Er lächelte, wenn er an all' die schönen Träume dachte, denen er sich in den letzten Wochen so leichtsinniger Weise hingegeben.

Clara las den Brief des Buchhändlers, ohne eine große Bewegung zu verrathen, doch zitterte ihre Hand, als sie ihn wieder zusammenfaltete und dem Vater zurückgab. „Und was meinst du?“ fragte sie mit tonloser Stimme. „Sollte das wohl von ihm kommen?“

Herr Staiger hätte hierauf um Alles in der Welt kein Ja geantwortet; er fühlte wohl, daß das ein neuer Dochstoß für das unglückliche Mädchen gewesen wäre. Er entgegnete also: „O nein, meine gute Clara; wer weiß wie das zusammen hängt; mich hat Herr Blaffer nie leiden können, und wenn Herr Arthur mit uns nicht zerfallen wäre, so hätte mir der Andere meine Arbeit vielleicht doch genommen.“ — So sagte er, dachte aber anders; er ahnte vielmehr einen Zusammenhang, ohne sich klar zu werden, worin dieser eigentlich bestehe. Ja es gab Augenblicke, wo er Arthur für schuldiger hielt, als dieser in der That war.

Leider machte sich die entzogene Arbeit und das hiedurch ver-

minderte Einkommen nur zu bald in der Haushaltung der armen Leute fühlbar. Obendrein hatten sich die Ausgaben des Herrn Staiger wegen des kleinen Mädchens noch vermehrt, und dabei wollte er sich nicht dazu verstehen, für die Unterhaltung desselben das Geringste anzunehmen, obgleich Doktor Erichsen, der, wie wir wissen, zuweilen in das Haus gekommen, ihm das dringend angeboten hatte. „Das war früher nicht ausgemacht,“ hatte ihm der alte Mann geantwortet; „ich nahm das Kind gerne auf, weil es arm und hülflos in der Welt dastand; auch sind die Kosten für dasselbe ja nicht der Rede werth. Und dann,“ hatte er mit sehr erzwungenem Lächeln hinzugesetzt, „sind wir nicht so arm, als der Herr Doktor wohl glauben, und es ist uns wahrhaftig ein Vergnügen, auch etwas Gutes zu thun.“

Eigenthümlich war es, daß Clara das fremde Kind außerordentlich lieb gewonnen hatte. Ihr war es wie ein Geschenk Arthurs, und wenn sie so neben ihm saß, ihm sein Kleidchen geordnet oder seine Haare geglättet, so versank sie oft in Träumereien und dachte: „Ich erziehe mir hiemit einen lebendigen Zeugen meiner Unschuld. Das Kind wird größer und älter werden, es wird fühlen und begreifen, wie ich Arthur geliebt und noch liebe, denn ich habe ja keine Ursache, das hier vor den Meinigen zu verschweigen, es wird auch schon noch sehen, was hier bei uns geschieht, wie hier so gar nichts Heimliches und Unrechtes vorfällt, wird mich kennen lernen, daß ich ja nie im Stande gewesen bin, treulos zu werden und wird dann — vielleicht wohl erst nach langen, langen Jahren,“ fügte sie mit trübem Lächeln bei, „im Stande sein, ihm das alles zu sagen und ihm so die Augen zu öffnen — über das Unrecht, das er an mir begangen.“ —

Wohl hätte ihm Clara das alles selbst sagen können, denn wenn Arthur seit jenem Vorfalle auch nicht mehr in ihr Haus kam, so fühlte sie wohl, daß er ihren Weg zum Oefteren durchkreuzte. Wenn sie in den Theaterwagen stieg oder denselben an der Thüre ihres Hauses

verließ, so begann ihr Herz heftiger zu schlagen, der Athem stockte ihr zuweilen plötzlich und sie vermied es alsdann, rechts oder links zu schauen. Sie wußte auch ganz genau, daß es nur des geringsten Zeichens von ihrer Seite bedürfe, nur ein Stehenbleiben, einen Blick um sich her, um ihn augenblicklich heran zu ziehen. Doch das wollte sie gerade vermeiden. Sie war zu stolz, sie fühlte sich zu sehr verletzt, um nach dem, was er ihr Alles gesagt, eine Erörterung herbeizurufen, — herbeizuwünschen wohl. Aber diesen Wunsch hatte sie nur, wenn sie allein war, wenn sie trotz des dunkeln Zimmers ihr Gesicht noch hinter ihren Händen verbarg, damit Niemand sehen möge, wie ihre Lippen schmerzlich zuckten, wie die Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen herabfloßen.

Die kleine Schwester Clara's war schon verständig genug, um weder diese noch den Vater zu befragen, warum sie ihr Leben so plötzlich geändert habe. Sie dachte sich, es müsse eine Ursache haben, daß namentlich die Küche des Hauses noch unendlich einfacher, als dies früher geschehen, besorgt wurde. Das Bübchen dagegen konnte dies gar nicht begreifen und verlangte fast jeden Tag Aufklärungen, warum denn beinahe gar kein Fleisch mehr käme, und immer Kartoffeln mit Suppe abwechselten. „Ihr seid alle sehr dumm," sagte es, „daß ihr es nicht besser haben wollt, und morgen verlange ich einen Kalbsbraten, übermorgen Kuchen und dann so fort."

Vater Staiger konnte seine Klagen in diesen Fällen nur beschwichtigen, wenn er ihm irgend ein Märchen erzählte, das einigermaßen seinem Zustande ähnlich war. Er hatte auch recht viele Zeit zum Märchenerzählen, denn wenn er auch durch die Recommandation eines alten Bekannten eine kleine Arbeit erhalten hatte, so war diese doch nicht der Art, daß sie seinen Geist in Anspruch nahm. Es waren nämlich ein paar Abschriften, die er zu besorgen hatte, und bei deren Anfertigung ihm volle Muße blieb, seinem kleinen Sohn auf alle möglichen Fragen zu antworten.

Da die Jahreszeit schon vorgerückt und es nicht mehr so kalt

war, so hatte Herr Staiger seinen Tisch näher an's Fenster gebracht und so konnte er auch Abends länger schreiben, ohne ein Licht anzünden zu müssen. Ihm gegenüber saß Clara, mit einer Stickerei beschäftigt, einer Stickerei, die sie in besseren Tagen angefangen, und die sie nicht lassen konnte, langsam zu vollenden. Marie hatte sich des kleinen Kindes angenommen und zeigte ihm Bilder in einem großen, halb zerrissenen Buche, — ein Amusement, welches das Bübchen durchaus nicht mehr befriedigte. „Das ist Alles dummes Zeug," sagte er mit großer Bestimmtheit, und das brauche ich nicht mehr anzusehen, denn ich weiß es genau. Auch ist Alles nicht wahr, was in dem Buche steht, und es gibt keine Riesen, die kleine Buben auffressen. Ich habe noch nie einen lebendigen gesehen."

„Das glaube ich wohl," entgegnete lächelnd Herr Staiger, „diese Riesen lassen sich auch nur sehen, wenn die Kinder über alle Beschreibung unartig sind. Und ich hoffe, so arg schlimm bist du doch nicht."

„O er ist schon schlimm genug," bemerkte die kleine Schwester, „denn er hat gestern meiner Puppe das linke Bein ausgerissen und hat ihr auch den Kopf abgeschlagen."

„Das ist aber sehr häßlich von dir, Karl," sprach Clara. „Jetzt hast du alle deine eigenen Sachen entzwei gemacht, und nun verdirbst auch die von Marie."

„Die Puppe war nicht mehr schön," erwiderte der Knabe, „und wollte auch nicht Seiltanzen."

„Kannst denn du Seiltanzen?" fragte der Vater.

„O ja, wenn ich will, — aber ich will nicht. Und es ist auch nicht wahr, wenn Clara sagt, ich mache alle meine Spielsachen entzwei; das Schönste habe ich doch noch." Bei diesen Worten griff er in die Tasche seiner Höschen und zog den Rest einer Mundharmonika hervor, auf welcher er auch sogleich zu blasen anfing und die kläglichsten Töne hervorbrachte. Glücklicher Weise liebte

er sehr das Piano, und wenn er einen Ton so lange anhielt, bis fast gar nichts mehr davon zu hören war, so blickte er zu gleicher Zeit wie in tiefe Gedanken versunken nachsinnend vor sich hin, als wolle er den Ton verfolgen, der sich scheinbar in weite, weite Fernen verlor. Plötzlich aber verstärkte er ihn, brach dann schrillend ab und sagte: „Clara, ich habe Hunger."

„Das ist man bei dir gewohnt," antwortete die ältere Schwester trübe lächelnd. „Du bist ein kleiner Fresser, der an nichts Anderes denkt. Jetzt sind es kaum ein paar Stunden, daß wir zu Mittag gegessen haben; wie kannst du schon wieder Hunger haben?"

„Weil ich keinen Kaffee mehr bekomme wie früher," erwiderte finster das Bübchen; „da hat man doch auch den Nachmittag was zu thun gehabt."

„Ich denke mir," meinte der Vater, „du hättest gern alle Stunden mit Essen und Trinken abgewechselt."

„Das hätte ich auch," entgegnete Karl, „und immer was Besseres."

„Und wenn du nun das Allerbeste gehabt hättest, was es gibt, dann —?"

„Dann," wiederholte der Knabe, ohne zu verstehen, was der Vater eigentlich sagen wollte, denn von einem Culminationspunkt hatte er noch keine Idee.

„Dann wäre es dir ergangen wie den beiden Fischersleuten, die im Wassertopfe wohnten."

„Und den kostbaren Zauberfisch fingen," rief Marie.

„Ganz richtig," versetzte Herr Staiger, indem er seine Feder niederlegte und gedankenvoll an die Decke blickte. „Die wollten auch immer etwas Besseres, zuerst Geld, dann ein Haus, dann Fürst werden, dann König, und zuletzt Pabst. Das erhielten sie und wurden sie auch Alles nach und nach, als aber die Frau des Fischers endlich der liebe Gott selbst werden wollte — pumps dich! da hatten sie nichts mehr und mußten wieder in ihrem Wassertopfe wohnen und

trockenes Brod essen. — Das ist ein verständiges Märchen," fuhr der alte Mann träumerisch fort, „und wir Alle haben etwas von den Fischersleuten in uns. Heute begnügen wir uns mit einer einfachen Mahlzeit, morgen ist uns die bessere nicht mehr gut genug, denn wir wünschen alsdann dazu auch ein stattliches Zimmer, endlich ein Haus und obendrein noch gar einen Titel."

„Ich glaube nicht, daß ich so wäre," sagte Clara. „O ich hätte eine Grenze gewußt, bei der angekommen ich vollkommen glücklich und zufrieden gewesen wäre."

Der alte Mann blickte seine Tochter bewegt an, dann entgegnete er: „ich verstehe dich wohl, mein armes Kind, aber wenn auch damit für jetzt der Horizont deiner Wünsche abgeschlossen wäre, so glaube mir zu deinem Troste, daß, wenn du alles das erreicht hättest, doch die Zeit gekommen wäre, wo neue Wünsche dein Herz bewegt hätten."

Clara wollte etwas erwidern, doch wandte sie ihren Kopf plötzlich gegen die Kammer vor dem Wohnzimmer, wo man deutlich vernahm, daß dort die Thüre geöffnet wurde und sich Schritte näherten. Darauf klopfte es ziemlich laut und vernehmlich, so daß sich die kleine Marie beeilte, „Herein!" zu rufen.

Die Thüre öffnete sich und es erschienen zwei Personen auf der Schwelle, eine Dame und ein Herr, von denen sich die Erstere lachend der Tänzerin näherte, und ehe diese aufstehen konnte, freundlich ihre Hände ergriff. Es war Mademoiselle Therese, die lustig und strahlend hereintrat und sich augenblicklich auf den Stuhl niederließ, den ihr Herr Staiger hinstellte, ohne sich dabei viel um ihren Begleiter zu bekümmern, der, den Hut in der Hand, ziemlich schüchtern an der Thüre stehen geblieben war. Es war das ein Mann, vielleicht in die Vierzig, ziemlich dürr, mit einem ernsten, eingefallenen Gesichte, hoch empor gezogenen Augenbrauen und etwas herabhängender Unterlippe. Sein Haar war einfach zurückgekämmt, und da er hiebei den Kopf etwas geneigt trug, so gab ihm das ein demüthiges Aussehen,

welches noch unterstützt wurde durch die etwas gebeugte Haltung des Körpers und verlegene Art, mit welcher er seinen Hut in beiden Händen so hielt, daß sich seine Blicke in denselben hinein, man möchte fast sagen: verkriechen konnten; auf Momente erhob er die Augen und dann fuhr aus ihnen ein eigenthümlicher Blitz über die Tänzerin. Dieser Herr trug einen braunen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft, so daß man nichts sah als eine weiße Halsbinde, wodurch übrigens die fahle Gesichtsfarbe ein wenig aufgefrischt wurde.

Therese hatte sich nach Clara's und ihres Vaters, sowie auch nach dem Befinden der Kinder erkundigt, auch gesagt, sie habe schrecklich viel zu thun und wisse nicht, wo ihr der Kopf stehe, während welcher Zeit ihr Begleiter in der Nähe der Thüre verharrte. Erst als sich Clara erhob, um denselben zu begrüßen und ihn mit einem Blick auf Therese zu bitten, gefälligst näher treten zu wollen, wandte diese den Kopf herum und sprach leichthin: „du brauchst dich hier gar nicht zu geniren, Berger, das ist Herr Staiger und meine gute Freundin Clara; wir sind hier ganz unter uns. Dort ist ein Stuhl, den kannst du dir mitbringen. — Mein Bräutigam," wandte sie sich mit einer Handbewegung an Herrn Staiger, dann warf sie den Kopf etwas in die Höhe und fuhr ernster fort: „ich brauche dir wohl nicht zu sagen, liebe Clara, daß ich meine Brautvisiten mache. — Gott! es ist das schrecklich langweilig," setzte sie leiser hinzu.

„Ah! da gratulire ich," versetzte herzlich Herr Staiger, indem er dem Bräutigam die Hand schüttelte und demselben dabei mit einem kleinen Rucke zum Sitzen verhalf, denn Herr Berger schwebte einige Sekunden lang über dem Stuhle, und schien es für passend zu halten, auf diese Art die Gratulationen in Empfang zu nehmen.

„Da hast du viel zu thun," sagte Clara nach einer Pause, während welcher sie den Bräutigam und ihre schöne Freundin einen Augenblick forschend betrachtet.

„Es geht so," erwiderte Therese in nachlässigem Tone; „ich

habe anfänglich gar keine machen Besuche wollen, aber Berger meint, es sei nothwendig, und ich meines Theils habe mir auch die neue Verwandtschaft ein Bischen ansehen wollen. — Und das war in der That der Mühe werth," platzte sie nach einigen Sekunden lachend heraus. „Du hättest die Gesichter sehen sollen! Berger hat eine große und auch was man so nennt, eine vornehme Verwandtschaft: wohlhabende Kaufleute, ja Regierungs- und Kanzleiräthe. Ich sage dir, Clara, ein paar von diesen Damen schnitten mir Gesichter, als müßten sie Rhabarber verschlucken; aber wie du mich kennst, hat mich das ungeheuer amusirt. Nicht wahr, Berger, ich habe mich gar nicht blöde benommen?"

„O nein," erwiderte der Bräutigam, wobei er seinen Hut herumdrehte und nun angelegentlich die obere Fläche betrachtete. — „Du hast ihnen recht gut gefallen."

„Das will ich meinen," fuhr Therese lachend fort. „Auch ich bin so ziemlich mit ihnen zufrieden; ich habe sie meiner ganzen Gnade versichert, und wenn sich deine Verwandtschaft gut aufführt, so soll sie mit mir zufrieden sein."

„Und Sie werden bald heirathen?" fragte Herr Staiger, der den Bräutigam schon eine Zeitlang theilnehmend betrachtet hatte.

Dieser schielte zu dem alten Herrn hinüber und erwiderte: „o ja, recht bald — wenn Therese will."

„Das versteht sich von selbst. Man muß doch mit der Geschichte einmal ein Ende machen. Ich hoffe, liebe Clara, du erhältst mich in deiner Freundschaft. Hast du einen Augenblick für mich übrig?" setzte sie leise hinzu; „ich hätte dir etwas zu sagen, was nur uns allein angeht."

„Du weißt," entgegnete Clara erröthend, „daß wir außer der Kammer draußen nur dieses Zimmer haben. Wenn du mit mir dorthin gehen willst —"

„O das ist gar nicht nöthig," versetzte die Andere, indem sie sich erhob, „komm, treten wir an den Ofen." Das hatte sie Alles

in gedämpftem Tone gesprochen, und setzte nun mit lauter Stimme hinzu: „Berger, du wirst dich einen Augenblick mit Herrn Staiger unterhalten; ich habe mit Clara etwas abzumachen.“ Damit nahm sie diese unter dem Arm und trat mit ihr an den Ofen. Herr Berger begann, dem erhaltenen Winke gemäß, augenblicklich über das Wetter zu sprechen, und meinte, es sei immer noch recht kalt, doch da jetzt der Winter vorbei sei, habe man Hoffnung, daß dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach nun doch am Ende das Frühjahr erscheine.

Therese stützte die rechte Hand auf die kleine Kinderbettlade, die hinter dem Ofen stand, und sah ihrer Freundin so fest und forschend in die Augen, daß sie dieselben niederschlug. „Nun wie steht's mit deiner Sache?“ fragte sie darauf.

Clara erhob den Blick, schüttelte leicht mit dem Kopfe und entgegnete mit sanftem Tone: „ich weiß von nichts, will auch von nichts wissen.“

„Und er hat gar nicht einmal den Versuch gemacht, dich zu sprechen?“ versetzte die Andere, wobei sie den Kopf ärgerlich in die Höhe warf. „Nicht einmal den Versuch gemacht?“

„O doch,“ sagte Clara nach einem kleinen Stillschweigen, wobei ihre Blicke abermals den Boden suchten. „Wie es mir scheint, machte er zuweilen den Versuch, mich zu sehen; aber ich weiche ihm aus und vermeide ihn.“

„Daran thust du nicht ganz unrecht, aber du mußt es nicht zu weit treiben.“

„Was ist denn da noch weit zu treiben?“ sprach Clara schmerzlich. „Wer weiß, warum er mir in den Weg tritt! Vielleicht, um seine Vorwürfe zu erneuern, wenn ich dieselben anhören wollte.“

„Vielleicht auch thut ihm sein Betragen leid und er möchte dich um Verzeihung bitten.“

Clara schüttelte den Kopf mit einem trüben Lächeln. „O nein,“ sagte sie, „er kam ja öfters hieher in unsere Wohnung und

weiß gewiß, daß ich ihm hier für ein offenes, ehrliches Wort gerne Rede stehen werde."

„Er wird sich scheuen; er weiß nicht, wie du ihn empfangen würdest. Du mußt schon ein Bischen nachgiebiger sein, mein Kind. Weißt du," fuhr Therese fort, indem sie ihren Shawl ordnete und denselben fest um ihre schlanke Taille zog, „es ist leider einmal so in der Welt, und wenn man noch so sehr in seinem Rechte ist, so muß man sich doch zuweilen beugen und schmiegen, und immer das Ziel im Auge behalten, das man am Ende erreichen will."

Clara preßte die Hand auf ihr Herz und erwiderte: „ach! Therese, glaube mir, ich habe kein anderes Ziel mehr vor Augen als das, welches uns allen gemeinschaftlich ist. O er hat mein Herz gebrochen; ich fühle das; und nur die größte Wonne, die reinsten Freuden wären vielleicht im Stande, es zu heilen. Aber dergleichen habe ich ja nicht mehr zu erwarten; hätte er mit mir über irgend etwas einen kleinen Streit angefangen, hätte er mich heftig wegen Fehler oder Unarten gezankt, ich wäre ihm dankbar dafür gewesen, aber er hat mir in kaltem Tone vorgeworfen, ich sei ein treuloses Geschöpf, und dabei hat er mir Worte gesagt, so fürchterlich, daß ich sie nicht vergessen kann. Es ist mir, als ob sie irgend ein böser Geist beständig neben mir ausspräche, und Nachts werden sie zu Träumen und quälen mich entsetzlich. — O das ist unerträglich!" fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt hatte. „Ich sehe ihn immer und immer vor mir stehen, wie er, mich verwünschend, die Hände gegen mich ausstreckte und wie er sagte: ich zerreiße dieses Band, hier vor der todten Marie sage ich mich feierlich von dir los. — Ah! entsetzlich!"

Therese hatte ihre Hand ergriffen, das arme Mädchen sanft an sich gezogen und drückte nun den Kopf derselben auf ihre Schulter nieder. Dabei küßte sie ihr innig das schwarze Haar und ließ sie eine

Weile so ruhen, ehe sie ihr leicht den Kopf wieder erhob, und sie alsdann auch herzlich auf die thränenden Augen küßte.

„O du bist wirklich gut," sagte Clara, „du hast ein braves, fühlendes Herz."

„Ich bin vielleicht nicht so schlimm, als man glaubt," entgegnete die schöne Tänzerin, und dabei zuckte ein wehmüthiger Zug um ihren Mund. „Aber," setzte sie entschlossener bei, „keine Klagen, keinen Schmerz, liebe Clara. Für jetzt bin ich noch nicht da, um mit dir zu weinen; das kann später geschehen. Jetzt wollen wir einen Moment deine Angelegenheit ruhig in's Auge fassen, um zu ergründen, was da vorgefallen sein könnte. — Daß er die Sache nicht vom Zaune gebrochen hat, ist klar; weißt du, liebes Kind, wenn man sich mit einer Geliebten entzweien will, ohne Ursachen zu haben, blos weil sie einem nicht mehr gefällt, so besorgt man das auf andere Art. Nein, hier ist etwas vorgefallen."

„Aber ich habe nichts gethan," sprach Clara erschrocken.

Auf das hin faßte Therese lächelnd ihre beiden Hände, sah ihr in die Augen und erwiderte: „das brauchst du mir nicht zu sagen, mein gutes Geschöpf. Herr Arthur ist sehr unerfahren, oder sehr dumm, daß er dich, mein Engel, mit deinem offenen Gesicht, und deinen klaren, ehrlichen Augen irgend etwas Schlimmes beschuldigen konnte. Es ist das rein unbegreiflich. Aber weiter! Antworte mir ein Bischen genau auf meine Fragen. Hast du vielleicht in der letzten Zeit oder auch früher Jemand bemerkt, der sich für dich lebhaft interessirte, der dir nachgegangen wäre, der es versuchte, dich zu sprechen, dir Briefe oder auch vielleicht Blumen geschickt? Aber thu mir den Gefallen, liebes Kind, und genire dich nicht vor mir; ich muß Alles genau wissen."

Clara lächelte einen Augenblick unter ihren Thränen hervor und entgegnete: „ach, es ist mir hart, über so etwas zu sprechen, aber ich weiß wohl, daß du es gut mit mir meinst. — Ja es hat

sich wohl Jemand, wie du es nennst, für mich interessirt, mir auch Blumen geschickt, sogar einmal ein Billet, doch habe ich es nicht angenommen."

„Das ist gleichviel. Und wer war das?"

„Graf Fohrbach."

„Ah! der Adjutant Seiner Majestät," sagte Therese mit einem komischen Ausdrucke. „Nicht so übel; sieh! sieh! Das ist ein Faden, an dem wir uns halten können. Und Arthur kennt den Grafen."

„O ja, sehr genau. Sollte der vielleicht über mich gesprochen haben?"

„Nichts Schlimmes, wenn du, wie du sagst, nichts mit ihm zu thun hattest. O du brauchst es nicht zu betheuern, ich kenne dich. Graf Fohrbach ist einer der anständigsten jungen Leute der Stadt. Und die Scene, die du mit Arthur hattest, ging bei der Becker vor sich? Was machte Herr Erichsen da?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Clara. „Darüber habe ich dich schon fragen wollen. Was hat er wohl da zu thun gehabt?"

Therese zuckte die Achseln und erwiderte: „die Becker ist ein schlimmes Weib und treibt ein für junge Mädchen sehr gefährliches Handwerk. Doch das verstehst du nicht ganz. Daß sie auch für den Herrn Grafen Fohrbach kleine Unterhandlungen zu führen hatte, weiß ich ganz genau. — Es wäre möglich," sagte sie nachdenkend „daß sich der Graf wegen dir — du brauchst nicht zu erschrecken — an die Becker gewendet. Ja bei Gott! das wäre möglich! daß die ihm etwas vorgeschwindelt und Arthur das erfahren. Das ist ein kleines Licht. — Und die Becker ist dir nie in den Weg getreten?" fragte sie nach einer Pause.

„O nein, bei uns war sie nie. Aber halt einmal! Hier im Hause ist sie doch einmal gewesen."

„Und das ist schon lange?"

„Um Weihnachten glaube ich. Da war sie hier nebenan bei der Frau Wundel, die dort mit ihren beiden Töchtern wohnt.“

Therese blickte einen Augenblick in die Höhe, dann fragte sie: „Frau Wundel — wer ist das?“

„Es ist eine sonderbare Familie,“ erwiderte Clara achselzuckend. „Was sie eigentlich treiben, weiß ich nicht, sie ist eine Wittwe, arm, und lebt wie ich glaube von Unterstützungen.“

„Ah! da muß mein Bräutigam sie kennen,“ versetzte Therese eifrig und rief alsdann laut: „Berger, kennst du eine Familie Wundel?“

Der Gefragte wandte den Kopf herum, nickte und entgegnete: „o ja, ich kenne sie — sehr, sie muß hier in diesem Hause wohnen.“

„Was sind das für Leute?“ forschte die Tänzerin weiter.

Herr Berger zuckte mit den Achseln, machte ein saures Gesicht und sagte: „sogenannte verschämte Hausarme, aber unter uns bemerkt, nicht viel daran, haben jedoch Connexionen, denen sie Unterstützungen aller Art zu erpressen wissen.“

Therese warf ihrer Freundin einen bedeutsamen Blick zu, dann fuhr sie fort: „werden wir dieser Familie einen Besuch machen?“

„Es lag das durchaus nicht in meiner Absicht,“ gab der Bräutigam in bestimmtem Tone zur Antwort. „In dienstlicher Eigenschaft muß ich zuweilen hingehen, aber es ist mir das unangenehm genug.“

„So gehe einmal in dienstlicher Eigenschaft hin,“ sagte das schöne Mädchen. Und als sie Herr Berger einigermaßen erstaunt und fragend anblickte, fügte sie mit erhobenem Kopfe bei: „ich wünsche das, mein Lieber. Nimm dir ein paar Gulden in die Hand und thue so, als habest du ihnen irgend eine Unterstützung zu bringen.“

„Und du?“ fragte Herr Berger mißtrauisch.

„Nun, ich begleite dich,“ meinte Therese lachend. „Habe ich doch auch meine Freude am Wohlthun.“

Nach diesen Worten erhob sich der Bräutigam förmlich und steif, doch schien er ziemlich an Gehorsam gewöhnt zu sein, denn er versuchte keine weitere Widerrede. Er schüttelte dem Herrn Staiger freundlich die Hand, machte Clara eine tiefe Verbeugung und schritt zur Thüre hinaus, gefolgt von Therese, die ihre Freundin nochmals herzlich auf die Stirne küßte, wobei sie ihr sagte: „noch ist vielleicht nicht Alles verloren, gute Clara, ich will deine Angelegenheit in die Hand nehmen.“

— — Hätte die Familie Wundel eine Ahnung davon gehabt, mit welch' ungewöhnlichem Besuch sie die Aussicht hatte, erfreut zu werden, so würde sie ihr Zimmer in andere Verfassung gebracht haben oder hätte ihre Thüre fest verschlossen gehalten, und das würdigste Mitglied derselben, Madame Wundel, hätte nicht auf so bereitwillige Art „Herein!“ gerufen, als von draußen sehr bescheiden angeklopft wurde. Leider geschah dies zu der unglückseligen Stunde, als die brave Wittwe im Gefühl ihrer Dankbarkeit gegen Madame Becker diese zu einer guten Chocolade eingeladen hatte. Auf dem Tische dampfte eine angenehme Kanne dieses vortrefflichen Getränks, rings umher Wohlgeruch verbreitend, daneben stand ein Teller mit prächtigem Backwerk, sanft gebräunter Gugelhopfen, welcher von oben durch den darauf gestreuten Zucker wie ein Schneegebirge aussah, auch freundlich glänzender Zwieback, sowie etwas Kräftigeres: Butterbrod mit einigem Fleischwerk. Der Ofen verbreitete eine behagliche Wärme, und ein Kesselchen mit warmem Wasser, welches auf der Kohlengluth stand, und neben demselben am Boden eine Flasche Punschessenz, zeigten deutlich an, daß Madame Becker ihr Lieblingsgetränk der sanften Chocolade vorzog. Sie mochte auch schon mehrere Gläser davon zu sich genommen haben, denn ihre Wange war sanft geröthet, sie schluckte häufig ohne Ursache und ihr Lachen war mehr ein Grinsen zu nennen, auch blickte sie still in das Punschglas hinein und summte die Melodie eines bekannten Liedes. Dabei befand sich die Frau

in Trauer, doch gab ihr lachendes Gesicht einen starken Gegensatz zu der schwarzen Farbe ihrer Kleider. Neben ihr saß Madame Wundel bestens aufgeputzt und strahlte vor Wohlbehagen; sie schien so eben eine Tasse Chocolade geleert zu haben und schmatzte noch vergnügt mit den Lippen. Emilie war beschäftigt, den Gugelhopfen zu zerschneiden und nur die jüngere Tochter Louise schien am wenigsten Antheil an der Gesellschaft zu nehmen, denn sie saß auf einem Stuhle an der unteren Seite des Tisches und hatte ihren Arm nachlässig und solchergestalt über die Lehne gelegt, daß sie den Andern zur Hälfte den Rücken zudrehte.

Es klopfte also, Madame Wundel rief: „Herein!“ und die Thüre öffnete sich. —

Wären aber in diesem Augenblicke der selige Becker und der selige Wundel erschienen, mit himmlischen Feierkleidern angethan und bereit, ihre theuren Hälften in's bessere Jenseits abzuholen, das Entsetzen hätte nicht größer sein können, als beim Anblick des Armenpflegers, der seinerseits nicht wenig erstaunt war, seine Unterlippe noch tiefer herabhängen ließ und die Augenbrauen bis an die Grenzen der Möglichkeit hinauf zog.

Madame Wundel, gänzlich außer sich, ohne alle Geistesgegenwart und so überrascht jeder Verstellung unfähig, ließ beide Hände auf den Tisch sinken und starrte mit einem trostlosen Blicke den Eintretenden an. Emilie behielt mehr ihre Fassung und machte den vergeblichen Versuch, den Gugelhopfen vom Tisch verschwinden zu lassen, doch war ihre Bewegung zu heftig und rechts und links fielen die aufgeschnittenen Stücke über Tassen und Tischtuch dahin. Louise allein beharrte in ihrer Stellung, ja sie zuckte mit den Achseln und lächelte höhnisch.

Madame Becker, die den Armenpfleger wohl kannte und deßhalb vollkommen das Entsetzen ihrer Freundin begriff, faßte, auch wohl von dem starken Getränk ermuthigt, sich am Schnellsten wieder, schüttelte ihre Nachbarin am Arme und sagte mit ihrem breiten,

gemeinen Tone und etwas sehr schwerer Zunge: „ach, Wundel, erschreck' Sie nur nicht so, der Herr Armenpfleger wird es wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn arme Kreaturen, wie wir sind, sich einmal einen vergnügten Tag machen. — Was könnt Ihr auch dafür," setzte sie mit einem pfiffigen Blinzeln hinzu, „daß es mir nun einmal in den Kopf gekommen ist, Euch mit Chocolade und was Gutem zu tractiren."

„Ja, was kann ich dafür!" sprach die Wundel nach einem tiefen Athemzuge, indem sie begierig diesen Rettungsanker ergriff. „Die Becker ist eine so gute Seele, eine so brave Frau und denkt gern an uns arme Leute. Ach Gott!" fuhr sie fort und schlug ihre Augen scheinheilig auf, „wie käme auch sonst was so Gutes an uns!"

„Das mißgönnt uns der Herr Armenpfleger gewiß nicht," sagte auch Emilie etwas gefaßter.

Die erstaunten Blicke des Herrn Berger fuhren indessen, auf's Höchste überrascht, auf dem ganzen Tisch umher; ihm war es unfaßlich, daß verschämte Hausarme ein solch' angenehmes Leben zu führen im Stande seien, und wenn es ihm unbegreiflich war, woher Madame Wundel das Geld zu diesen Ausgaben nahm, so glaubte er doch nicht den Worten der Becker, namentlich nicht, als er in das Gesicht seiner Begleiterin blickte, die mit einem unnachahmlichen, höchst ergötzlichen Lächeln die Gesellschaft am Tische betrachtete.

„Einen Stuhl! — Zwei Stühle! —" schrie nun plötzlich Madame Wundel, indem sie hastig aufsprang. „Der Herr Armenpfleger thun uns die Ehre an, sich einen Augenblick an unsern schlechten Tisch zu setzen.

Auch Emilie schnellte auf die Seite und Madame Becker erhob sich schwerfällig. „Ist es nicht wie ein Fingerzeig von Oben," sagte diese lallend, „daß Ihr heute Euer Zimmer in so guter Verfassung habt, wo Ihr so schönen Besuch bekommt. Ach! und auch Fräulein Therese," fuhr sie knixend fort; „jetzt weiß ich, weßhalb

Euch der Herr Berger die Ehre anthut, — es ist eine Brautvisite, ja wahrhaftig, eine Brautvisite."

Madame Wundel, die noch immer nicht recht ihre Sprache gefunden hatte, knixte zu wiederholten Malen und Emilie wiederholte mit einem bitterbösen Lächeln und einem tiefen Seufzer das Wort: „Brautvisite." Louise war unterdessen ebenfalls aufgestanden und hatte zwei Stühle an den Tisch gestellt.

Herr Berger ließ sich auf einen derselben zögernd nieder, auch ließ er sich erst nieder, als er sah, daß Therese es sich auf ungenirte Art bequem machte, mit vornehmem Kopfnicken den dargebotenen Platz annahm und darauf die Damen der Reihe nach musterte.

„Nein, die Ehre und das Vergnügen," sagte jetzt auch Madame Wundel, indem sie die Hände zusammenschlug. „Hätte ich mir das doch nicht träumen lassen. Und wollen Fräulein Therese die Gnade haben, meinen ganz ergebenen Glückwunsch anzunehmen, ebenfalls der Herr Armenpfleger nicht weniger und wollen versichert sein, daß es mir das größte Vergnügen macht, Sie auf Ihrer Brautvisite zu sehen. — Ein schönes Paar," sagte sie scheinbar leise zur Becker, doch so laut, daß man es allenfalls im Nebenzimmer gehört hätte.

Therese that aber natürlich nicht dergleichen, vielmehr blickte sie die Wundel so unbefangen wie möglich an und versetzte: „ja, wir machen unsere Brautvisiten und da wir zufällig im Hause waren, ja auf demselben Stockwerke, so fand es mein Bräutigam für angemessen, auch Ihnen, Madame Wundel, die Sie ihm als eine stille christliche Frau bekannt sind, ebenfalls einen Besuch zu machen."

Der Armenpfleger spitzte seinen Mund wie eine Karpfe, ließ die Augen einen Moment über den Tisch und das darauf befindliche Backwerk hingleiten und senkte sie dann auf seinen Hut hinab, wo er emsig die Firma des Fabrikanten studirte.

Madame Wundel hustete leicht und sprach: „ah! Fräulein Therese waren also schon im Hause, schon auf demselben Stocke?"

„Allerdings," entgegnete diese, „und zwar bei meiner besten Freundin, Clara Staiger — die Sie ja wahrscheinlich kennen," fuhr sie nach einer Pause lächelnd fort.

„O ja, wir kennen sie vom Aus- und Eingehen," meinte die würdige Wittwe, indem sie auf dem Tisch ihre Hände über einander legte. „Wie man sich so kennt, als Nachbarn, oberflächlich."

„So, nur oberflächlich?" erwiderte die Tänzerin, aber obgleich sie das Wort nur einmal aussprach, so schien es doch an alle Anwesenden gerichtet zu sein und sie blickte jede derselben der Reihe nach scharf an. „Sie ist ein sehr braves und geordnetes Mädchen, meine Freundin," sagte sie darauf wie fragend.

„Das ist sie," bekräftigte die Wundel, „das ist sie, bei Gott, der Neid muß es ihr nachsagen."

„Solid, sehr solid," meinte die Becker; doch lächelte sie dazu auf eigenthümliche Art. Und Emilie setzte etwas boshaft hinzu: „Ein wahres Muster; man könnte sie allen jungen Mädchen zum Exempel vorstellen."

In diesem Augenblicke wechselte die Wittwe mit Madame Becker einen Blick, der, so schnell das auch vor sich ging, von Therese nicht unbemerkt geblieben war.

„O ich weiß, wie gut und lieb sie ist," fuhr die Tänzerin fort. „Aber," setzte sie sehr langsam und mit scharfer Betonung hinzu, „um so auffallender ist es, daß trotz allem dem Unangenehmes über ihren Lebenswandel verbreitet wurde — ja, absichtlich verbreitet wurde."

„Ah!" machte die Wittwe mit gut gespieltem Erstaunen, „ist das die Möglichkeit! Habt Ihr was davon gehört, Becker? Oder du Emilie? Ja, die Menschen sind schlimm."

Natürlicher Weise wollte Niemand etwas davon vernommen haben, und um diesen unangenehmen Gesprächsgegenstand zu unterbrechen, legte Madame Wundel ihren Mund in recht süße Falten und fragte, ob sie nicht die Ehre haben könne, dem Herrn Armen-

pfleger oder Fräulein Therese mit einer Tasse Chocolade aufzuwarten.

Herr Berger verneinte das eifrigst, Therese aber nahm es an. Und sie hatte ihre guten Gründe dafür. Hatte sie dann doch ein paar Augenblicke, in denen sie nicht zu sprechen, nur zu hören brauchte; und sie bedurfte einige Zeit zum Nachdenken.

Louise hatte eine Tasse geholt, sie vor Therese hingestellt und dabei nicht ermangelt, ihr eigens zu gratuliren, was sie vorhin im allgemeinen Chorus unterlassen. Dazu sagte sie: „es wird Clara gewiß gefreut haben, Sie so bei sich zu sehen, denn Clara ist gut und nimmt den innigsten Antheil daran, wenn es ihren Bekannten wohl geht.“ Madame Wundel unterließ nicht, ihrer Tochter einen mißbilligenden Blick dafür zuzusenden, daß sie ihrer Nachbarin wieder erwähnte, doch kehrte sich diese nicht im Geringsten daran, vielmehr fuhr sie fort: „es ist wahr, Fräulein Clara hat in den letzten Tagen Unangenehmes gehabt; ich weiß nicht, ob sie Ihnen davon sagte.“

„O ja, sie sprach mir davon,“ entgegnete Therese. „Ich glaube, es betraf einen Vorfall im Hause der Madame Becker dort, an dem Tage, wo Marie begraben wurde. Wie war doch die Geschichte?“

„Wie wird das gewesen sein!“ erwiderte nach einigem Zögern die Becker, wobei sie verlegen die Achseln zuckte. „Ich weiß es selbst nicht mehr genau, es betraf einen jungen Herrn.“

„Herrn Arthur Erichsen,“ versetzte Therese. „Er hat, so viel ich weiß, ein kleines Verhältniß mit Clara und beschuldigte nun das arme Mädchen — gerade in Ihrem Hause — einer Untreue, glaube ich, die sie gegen ihn begangen.“

Madame Becker hatte ihren Arm auf den Tisch gestützt, vorher aber einen starken Zug aus dem Punschglase gethan, dann blinzelte sie mit ihren etwas röthlich unterlaufenen Augen und meinte: „nun ja, es muß etwas derart gewesen sein; wild genug hat er sich angestellt.

und wenn er mit mir so hart gesprochen hätte, würde ich ihm anders die Wege gezeigt haben, — so einem Naseweis."

„Uebermüthig ist er schon," versetzte die schlaue Tänzerin. „Was wird's gewesen sein, eine Eifersüchtelei; hat sich vielleicht die Clara sonst wo ein wenig den Hof machen lassen?"

„Versteht sich," rief die Becker erzürnt und klopfte auf den Tisch. „Da kommt so ein junger Mensch her, spricht was von guten Absichten und meint nun, dann dürfe ein anderer rechtschaffener Cavalier so ein Mädchen gar nicht mehr ansehen."

„Aber Fräulein Clara läßt sich auch von sonst Niemand ansehen," sagte ängstlich Madame Wundel, mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf ihre Tochter Emilie, welche die Zähne auf einander biß und die Becker giftig ansah.

Diese trank ihr Glas vollends leer, schnalzte mit der Zunge und sprach: „hat sich was zum Ansehen; daran stirbt man nicht und das schadet auch Niemand. Die Clara wäre eine rechte Gans, wenn sie sich von dem Maler da hofmeistern ließe."

„Aber sie thut es doch," bemerkte erzürnt die Wundel. „Clara ist die Tugend selbst, und einer von den jungen vornehmen Herren würde schön ankommen, wenn er sich in ihre Nähe wagen wollte." Bei diesen Worten stieß sie ihre Nachbarin heftig unter dem Tische mit dem Fuße an, doch hatte sich diese schon zu tief mit dem Punsche eingelassen, um diese Berührung für mehr als eine zufällige zu nehmen.

„Und ich sage, die Clara hatte Recht, den Maler zu verabschieden," rief sie mit schwerer Zunge. „Da ist der Herr Graf doch ein anderer Mann, und mich freut es, daß sie ihn erhört."

So schwer diese Worte auch die Tänzerin trafen, so verzog sich doch keine Miene ihres Gesichtes, ja sie trank lächelnd ihre Chocolade, nicht ohne einen Blick auf Emilie zu werfen, die ihre Hände zusammenballte und in höchster Wuth die alte Schwätzerin gegenüber mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

„Aber was faselt Ihr für dummes Zeug!“ sagte Madame Wundel, die mühsam an sich hielt. „Wie könnt Ihr über meine Nachbarin, über Mamsell Clara, über die genaue Freundin unserer zukünftigen Frau Armenpflegerin so etwas aussagen! Von was schwätzt Ihr denn eigentlich?“

Therese hatte ihre Tasse ruhig hingesetzt und warf dann leicht ein: „wir wissen wohl, wovon Madame Becker spricht, von dem Verhältniß Clara's mit dem Grafen Fohrbach.“

„Das ist's,“ sprach die Becker mit lallender Zunge. „Und das ist ein schönes Verhältniß, ein dauerndes Verhältniß. O Wundel, Ihr solltet euch Eurer Arbeit nicht schämen; Ihr habt doch große Mühe damit gehabt und die Sache geschickt angefangen. Ehre dem Ehre gebührt!“

„Daß Euch der —“ sprach die würdige Wittwe und wollte hinzusetzen: Ihr betrunkenes Weibsbild; „wie könnt Ihr so garstiges Zeug plappern; ich bin eine ruhige Wittfrau; was hätte ich mit Euren Geschichten für Arbeit gehabt! Was gehen uns Eure schmutzigen Verhältnisse an! Nicht wahr, Emilie? Was hätten wir für Euch geschafft!“

„Oho!“ rief die Becker und ihr Auge funkelte zornig, „seh mir Einer die würdige Wittfrau. Jetzt nennt sie das „schmutzige Verhältnisse,“ womit sie ein so schweres Sündengeld verdient.“

Der Armenpfleger hatte seine Augen langsam aus dem Hute erhoben, blickte achselzuckend gen Himmel und sagte alsdann zu seiner Braut mit leiser Stimme: „ich glaube, es wäre besser, wir verließen diese Wohnung.“ Dabei begann er sich von dem Stuhle zu erheben.

Therese aber zog ihn eifrig wieder nieder, that als wolle sie ihr Sacktuch aufheben, das ihr entfallen und flüsterte ihm zu:

„Es ist ein gutes Werk, Berger, wenn du noch einige Augenblicke bleibst. Hier gilt es, schlechte Menschen zu entlarven und einem unglücklichen Mädchen zu helfen.“

Unterdessen hatten sich Madame Wundel sowie Emilie über den Tisch hinübergebeugt und blickten Madame Becker an ganz mit dem zärtlichen Ausdruck eines Paares wilder Katzen, die begierig sind, einer Freundin die Augen auszukratzen. Louise hielt sich fern, sie hatte sich an's Fenster gestellt und blickte hämisch lachend auf die Gruppe am Tische.

„Pfui!" rief Emilie nach einer Pause, „schämt Euch, Becker, über Euer ungewaschenes Maul."

„Larifari," entgegnete diese laut lachend; „ich brauche mich nicht zu schämen, ich wohne am Kanal in der Kaserne, stehe für mein Geschäft ein und heiße Becker. Ich läugne nicht, was ich treibe; schämt ihr euch selbst, ihr — verschämte Hausarme," setzte sie plötzlich sehr ernst werdend hinzu; und dann kreischte sie: „seh mir Einer die Wundel an; hat bei meinem Geschäft schweres Geld verdient und will sich nun meiner schämen. O du Weibsstück!"

Die Wundel war mit ihrer Tochter Emilie in die Höhe gesprungen und es schien einen Augenblick, als wollten sich diese Bekenntnisse edler Seelen in einen erbitterten Kampf verwandeln. Doch erblickte die Wittwe vor sich das ernste, mißbilligende Gesicht des Armenpflegers, deßhalb faßte sie sich mit übermenschlicher Anstrengung, schluckte einige Mal heftig, stützte beide Fäuste auf den Tisch und sagte alsdann: „Herr Armenpfleger! — Gott soll mich bewahren, daß ich Reden, wie das Weib da eben verführt, vor Ihren Ohren auf mir sitzen ließe. O nein!" rief sie mit einem Anflug erkünstelter Wehmuth, „was habe ich arme Wittfrau sonst als Ihre Meinung, Herr Armenpfleger. Stehe ich ohne Sie nicht ganz verlassen da in dieser Welt mit meinen beiden armen Würmern, ohne Hülfe, ohne Verdienst —"

„Ohne Verdienst!" hohnlachte die Becker. „Hat Sie von mir nicht schweres Geld für das Geschäft bekommen! aber bei Ihr bleibt nichts — Sie ist wie ein Sieb — Sie —" Hier stockte das Weib plötzlich in ihrer Rede und wir glauben nicht, aus plötzlich einge-

tretenem Zartgefühl, vielmehr veranlaßt durch die Faust der Mademoiselle Emilie, welche drohend hinter dem Stuhl der Sprechenden stand. Auch duckte sich diese scheu zusammen und schien, obgleich zu spät, zu fühlen, daß sie sich hier zu Eins gegen Drei befand.

„Hören Sie also," fuhr Madame Wundel im Tone gekränkter Unschuld fort. „Ja, es ist wahr, dieses Weib da forderte mich auf, ihr in einer ihrer unsaubern Geschichten zu helfen."

„Sie sollten vermitteln zwischen Clara und dem Grafen Fohrbach?" fragte die Tänzerin.

„Ja," schrie die Becker, indem sie, sich dann nach Emilien umsehend, mit der Faust kräftig auf den Tisch schlug. „Und sie that es, sie lieferte mir das Mädchen."

Die würdige Wittfrau warf einen Blick an die Decke des Zimmers, dann sagte sie achselzuckend und mit großer Milde: „Herr Armenpfleger, man muß es der Frau verzeihen, sie geht zu viel mit gemeinem Volke um, sie hat keine Idee davon, daß es noch rechtliche Menschen gibt, die so viel als möglich Unheil zu verhüten suchen."

„Und Sie verhüteten also das Unheil?" forschte die Tänzerin.

„Ach ja, Fräulein Therese," fuhr Madame Wundel fort. „Und ich glaube, es ist keine meiner schlechtesten Thaten. Das Weib wandte sich freilich an uns, wir aber kannten Fräulein Clara, wie Sie sie selbst kennen, und nur in der Absicht, — gewiß nur in der Absicht, um die Becker von ihrer Spur abzuleiten, unternahmen wir die unangenehme Commission." —

„Ein Rendezvous zu vermitteln," sagte Emilie, indem sie sich vordrängte.

„Und es kam zu Stande?" fragte Therese.

„Ja, es kam zu Stande!" rief triumphirend die Becker. „Glauben Sie mir, wenn dies Weib seine Krallen einmal einschlägt, da hält sie fest."

„Es kam allerdings zu Stande," bemerkte Madame Wundel

nach einem abermaligen Blick an die Zimmerdecke, „aber ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Clara gänzlich aus dem Spiele blieb.“

„Ah! ich verstehe,“ sprach Therese freudig. „Ich danke Ihnen für diese Aufklärung.“

Madame Becker ihrestheils schien das nicht sogleich zu verstehen. Endlich aber begriff auch sie, daß die Wundel sie geprellt und eine Andere zu dem bewußten Rendezvous geschickt worden war. Wie sie langsam zu dieser Erkenntniß kam, verwandelten sich alle ihre Gesichtszüge. Anfänglich war sie hohnlachend da gesessen, jetzt aber fiel ihre Unterlippe schlaff herab, ihre Augen stierten ein paar Momente starr vor sich hin; dann aber blitzte das Feuer des Zorns in ihnen auf, ihre Lippen schloßen und öffneten sich krampfhaft und schäumend sagte sie: „also so wollt Ihr meine noble Kundschaft verderben! — Ihr Pack!“ Dabei hatte sie sich langsam erhoben, hatte ihr Gesicht mit einem unbeschreiblich frechen Ausdruck auf Zollweite dem der Wittwe genähert, welche, wie das Vögelein vor dem Blicke der Schlange leider nicht im Stande war, zurückzuweichen. Leider sagen wir, denn in der nächsten Sekunde brannte eine so ungeheure Maulschelle auf der Wange der Madame Wundel, daß diese laut aufkreischend in ihren Stuhl zurückfiel. Es war eigentlich komisch anzusehen, wie im gleichen Augenblicke der Armenpfleger von seinem Sitze emporschnellte, Therese am Arme ergriff, mit zwei Schritten die Stubenthüre erreicht hatte und das Zimmer verließ. Erst hinter der geschlossenen Thüre blieb er tief athmend stehen und setzte bedächtig seinen Hut auf.

„Gott sei Dank!“ jubelte Therese, „daß das so gekommen ist. Glaube mir, Berger, um keinen Preis der Welt wollte ich das eben nicht gehört haben. War dir die Scene unangenehm?“

„Sie hat auch für mich ihr Gutes,“ erwiderte bedächtig der Armenpfleger, indem er seine Schreibtafel herauszog, darin blätterte und durch den Namen der Wittwe Wundel einen sehr dicken Strich machte.

Daß übrigens Madame Becker dem rächenden Geschick ebenfalls nicht entging, brauchen wir dem geneigten Leser nicht zu versichern. Wenn sich auch Louise Wundel von dem Kampf, der nun erfolgte, fern hielt, so waren doch die Wittwe und Emilie kräftig genug, um der Madame Becker einen gehörigen Denkzettel zu geben.

Die Tänzerin blieb zaudernd auf der Treppe stehen. „Gern möchte ich Clara sprechen," sagte sie, „doch ist es besser, ich versuche es, den Herrn Erichsen zu finden. — Komm', Berger."

Beide stiegen nun vollends die Stufen hinunter, setzten sich in den Wagen, der drunten auf sie wartete, und fuhren davon.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Clara.

Vielleicht war es zufällig, daß Arthur sich an diesem Nachmittage in der Nähe der Balkenstraße befand, genug, Therese, die aufmerksam umherspähte, erblickte ihn wenige Straßen von dem Hause Clara's entfernt; sie klopfte dem Kutscher an die Fensterscheiben und ließ halten.

Arthur, welcher sich bei seinem Namen gerufen hörte, näherte sich dem zweisitzigen Wagen und war nicht wenig erstaunt, die schöne Tänzerin in demselben zu sehen. Sie theilte ihm auch gleich lachend den Zweck ihres Umherfahrens mit, stellte ihm den Herrn Berger vor, nannte auch diesem den Namen des Malers und fragte dann, ob er nicht Zeit habe, sie einen Augenblick zu begleiten. Sowohl Arthur als Herr Berger sahen bei dieser Aufforderung das schmale Coupé an und Ersterer sagte zu Therese, so angenehm es ihm auch wäre, sie zu begleiten, so fürchte er sich doch sehr, sie in ihrem Platz zu derangiren.

„Aber ich muß Sie sprechen und zwar auf der Stelle sprechen,“ erwiderte hartnäckig die Tänzerin; „ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen. Und was den Platz anbelangt, da kann man schon Rath schaffen, Berger ist wohl so gut und setzt sich für ein paar Minuten draußen zum Kutscher. Du kannst deinen Regenschirm aufspannen, dann erkennt dich Niemand, man hält dich höchstens für einen Lohnbedienten.“

„Aber,“ meinte Arthur leise, „Sie verlangen zu viel.“

„Und was soll der Kutscher denken, mein Kind,“ versetzte Herr Berger. Doch hatte er den Schlag schon halb geöffnet, um hinaus zu steigen.

„Machen Sie nur keine Umstände,“ rief die Tänzerin dem Maler zu. „Kommen Sie geschwind herein. — Und was den Kutscher anbelangt,“ wandte sie sich an den Andern, der schon draußen auf dem Tritte schwebte, so kannst du ihm meinetwegen sagen, es sei dir hier im Wagen zu warm gewesen und du wollest draußen ein wenig frische Luft schöpfen. Weißt du, Berger,“ fuhr sie leise fort, indem sie sich zum Wagen hinausbeugte, „ich mag dem Kutscher nicht laut zurufen, daß er nach der Balkenstraße, dem Hause Clara's, zurückfahren soll, das kannst du besorgen.“

„Das hätte ich thun können und doch wieder in den Wagen hineinsteigen,“ entgegnete der Armenpfleger in kläglichem Tone.

„Aber es ist besser so,“ sagte Therese und zog den Schlag hinter ihm zu.

Arthur war lächelnd in den Wagen gestiegen. Herr Berger hatte den Bock erklettert, seinen Regenschirm aufgespannt und bot neben dem Kutscher nichts Auffallendes. Er sah in der That aus wie ein Lohnbedienter und schielte auch wie ein solcher, dessen Geschäft es ist, die Fremden auf alle Merkwürdigkeiten rechts und links aufmerksam zu machen, zuweilen hinter sich in den Wagen.

„Ich komme soeben von Clara,“ begann Therese in demselben. „O Herr Erichsen, wenden Sie sich nicht unmuthig weg; glauben

Sie mir, Sie haben dieses gute und edle Mädchen unverantwortlich behandelt. Sagen Sie mir um Gotteswillen, Sie sind doch auch schon mit vielen Leuten umgegangen, Sie haben doch auch Menschenkenntniß. Schauen Sie ihr doch in das klare und unschuldige Auge, kann der Blick trügen? Glauben Sie wirklich, Clara sei fähig gewesen, Sie zu hintergehen? — Die gute Clara, mit dem Gemüth eines Kindes, die nicht einmal weiß, was Betrug ist! O ich möchte fast sagen: Sie verdienen dies Herz nicht, das Sie so leichtsinnig weggeworfen." Und nun erzählte sie ihm in aller Eile, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, was so eben in der Wohnung der Wittwe Wundel vorgefallen, und beschwor ihn, jetzt sogleich hinauf zu gehen, er werde die ganze saubere Gesellschaft noch beisammen finden und es werde ihm nicht schwer werden, von denselben das Geständniß wiederholt zu erhalten.

Damit hielt der Wagen vor dem bekannten Hause und als Arthur, der mit klopfendem Herzen den Worten Theresens gelauscht, nun die dunkle Thüre mit den ausgetretenen Stufen vor sich sah, über die er so oft voll Freude und Glück auf- und abgestiegen war, die er darauf tief betrübt so lange vermieden, für ihn eine Ewigkeit, obgleich er das Haus selbst vermittelst der umliegenden Straßen unaufhörlich umkreist, sowohl bei Tag als bei Nacht, als er nun wieder davor stand, glaubend an die Worte der Tänzerin, da schwand aller Groll, aller Argwohn aus seinem Herzen, eine unendliche Liebe für Clara erfüllte es mehr als vordem, und nach herzlichem Dank und Gruß gegen Therese sprang er in den dunklen Hausflur hinein.

Die schöne Tänzerin blickte ihm ein paar Sekunden nach, dann fuhr sie mit der Hand über die Augen und sprach zu sich selber: „das ist mein schönstes Hochzeitsgeschenk. Ach! die Versöhnung da oben muß entzückend sein. Wie glücklich werden sich diese Beiden fühlen, zu einander hingezogen, innig verbunden durch gleiche, herzliche Liebe." Hierauf legte sie sich seufzend und nachsinnend in die

Ecke des Wagens, doch hatte sie vorher an die Scheiben geklopft und dem Herrn Berger gesagt: „so, nun kannst du wieder herein kommen.“

Arthur gelangte übrigens nicht so schnell in den obern Stock; je höher er stieg, desto mehr Gedanken häuften sich auf sein Herz und hingen sich schwer an seine Schritte. Er gedachte jenes Abends, wo er an des Grafen Stelle das junge Mädchen empfangen, er bemühte sich, die Figur derselben auf's Genaueste in seiner Phantasie festzustellen, und nachdem er das zum ersten Mal seit jenem Vorfalle ruhig gethan, begriff er selbst nicht mehr, daß er Jene mit Clara habe verwechseln können. Dann dachte er auch eifrig darüber nach, wo er sie nach jenem Abende wieder gesehen und ob er da wohl eine Spur von Befangenheit, irgend etwas Verlegenes in ihrem Betragen gegen ihn bemerkt. Ach! er erinnerte sich jetzt genau, daß sie ihm den andern Tag mit offener Stirn und ehrlichem Blick wie immer entgegen gesprungen war, daß sie ihm freudig beide Hände dargereicht und daß sie darauf schüchtern wie immer und halb erröthend seinen etwas stürmischen Kuß geduldet. — Ach! und diese süßen Küsse, er hatte sie so lange entbehren müssen, er hatte so lange nicht mehr in ihr gutes, liebes Auge geblickt. Jetzt kam ihm sein ganzer Argwohn wie ein Wahnsinn vor, jetzt konnte er es nicht begreifen, warum er nicht gleich offen und ehrlich mit Clara gesprochen, ihr seine Unterredung mit dem Grafen Fohrbach mitgetheilt und ihr gesagt: wie kann das zusammenhängen? Noch viel weniger aber begriff er, daß er nicht gleich nach jenem schrecklichen Tage, wo er sie zum letzten Mal an der Leiche der unglücklichen Marie gesehen, zu der Wundel geeilt war, die ihm von Madame Becker als Unterhändlerin genannt worden war. Kopfschüttelnd und unzufrieden mit sich selbst stieg er die Stufen hinauf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Clara hatte sich wieder an ihre Arbeit niedergesetzt, sobald Therese vorhin das Zimmer verlassen. Doch wollte ihr dieselbe

nicht mehr so von der Hand gehen wie vor der Unterredung. Sie war in den letzten Tagen ruhiger geworden, sie hatte die Erinnerung an jene schreckliche Stunde gewaltsam zurückgedrängt, und diese trat nun zugleich mit dem stärkeren Klopfen ihres Herzens allmählig wieder lebendiger und schrecklicher vor sie hin. Warum hatte sie sich von jenem Augenblick überwältigen lassen, warum hatte sie, statt seinen Vorwürfen gegenüber zu schweigen, nicht ruhig eine Erklärung verlangt über das, was er ihre Treulosigkeit genannt? — Sie wußte es selbst nicht. Es war vielleicht richtige Eingebung des Moments gewesen, es war ihr weiblicher Stolz, der sich im Gefühle gekränkter Unschuld dagegen empört hatte. Ach! und wie hatte sie gelitten nach jener Unterredung; wie war ihr die ganze Zukunft finster erschienen, wie alles Glück von ihr gewichen, — und nirgends, nirgends ein Hoffnungsstrahl! Jetzt, sie wußte selbst nicht warum, regte sich in ihrem Herzen ein Gefühl, als sei vielleicht noch nicht Alles verloren, als würde die Nacht in ihrem Gemüthe nicht ewig währen, als könne auch für sie noch ein neuer Tag anbrechen, nochmals die Sonne hell und glänzend aufsteigen.

Herr Staiger, der vor sich seine Tochter in tiefen Träumereien sah, hatte die Feder wieder ergriffen und schrieb langsam fort, nicht ohne zuweilen einen Blick auf Clara zu werfen.

Die Kinder hatten während des Besuchs diesen aufmerksam betrachtet und Marie hatte zum großen Ergötzen des Bübchens den Gang und die Haltung der zukünftigen Madame Berger nachgeahmt, worauf sich Karl veranlaßt sah, die Rolle des Armenpflegers zu übernehmen. Er knöpfte sein Jäckchen bis unter das Kinn zu, holte sich des Vaters Hut aus der Ecke und schaute unverwandt in denselben hinein, wobei er so steif als möglich auf und ab ging. Dann nahm er einen kleinen Fußschemel, trug ihn zwischen Vater und Clara an den Tisch und setzte sich selbst darauf, wobei er die Haltung des Herrn Berger auf so komische Art carrikirte, daß der Vater, der zufällig aufblickte, laut und herzlich zu

lachen anfing. Auch Clara, die hiedurch aus ihren Träumen aufgeschreckt wurde, mußte lächeln, als sie die kleine Figur vor sich sitzen sah, die, den Kopf steif in die Höhe haltend, sie unverwandten Blicks betrachtete.

„Es ist eigentlich nicht schön von dir, Karl," sagte der alte Mann, „daß du Leute nachmachst, die uns besuchen. Man nennt das: Jemand verspotten; und aller Spott thut weh."

„Aber ich will Niemand verspotten," sagte das Bübchen: „ich habe nur Clara zum Lachen bringen wollen, denn sie schaut immer so betrübt vor sich hin und bekümmert sich gar nicht mehr um mich."

„Das kannst du gewiß nicht sagen," erwiderte Clara, indem sie die Arme in den Schooß sinken ließ, „ich bekümmere mich um dich gerade so viel wie sonst."

Der Kleine schüttelte mit dem Kopfe.

„Nicht?" fragte Clara, „und warum glaubst du das?"

„Du spielst nicht mehr mit mir," sagte Karl. „Du hast mir schon lange nicht mehr aus dem Bilderbuche vorgelesen, auch keinen Schlitten mehr gemacht und die Bilder, die mir Herr Arthur geschenkt, willst du gar nicht mehr ansehen."

Als Clara hierauf schwieg, sprach Herr Staiger: „das wird Alles wieder kommen; Clara wird dir wieder Schlitten machen und auch wieder die Bilder ansehen."

„Aber Herr Arthur hat lange keine Bilder mehr gebracht," meinte Marie, die hinzugetreten war. „Warum läßt er sich nicht mehr sehen?"

„O ich hab ihn gestern gesehen," sprach eifrig das Bübchen.

„Du wirst dich irren," versetze Clara, indem sie erröthend mit dem Kopfe schüttelte.

„Nein, ich irre mich nicht! Er stand gestern am Ende unserer Straße, ich konnte ihn von der Hausthüre aus gut sehen."

„Und warum riefst du ihm nicht?" fragte Marie.

„Als ich das thun wollte, ging er gerade fort,“ versetzte Karl. „Er muß mich nicht gesehen haben.“

„Gewiß, so ist es,“ meinte Clara traurig, „er hat dich nicht gesehen. Er weiß nicht mehr, daß wir hier wohnen.“ So ruhig sie dies anscheinend sagte, so stockte doch ihr Athem, als sie die Worte aussprach, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie war nicht im Stande, den bunten Faden, den sie in der Hand hielt, einzufädeln. Dienstfertig drängte sich die kleine Schwester näher, und als sie ihr Faden und Nadel aus der Hand genommen hatte, was Clara ruhig geschehen ließ, faßte diese mit ihren beiden Händen den Kopf des kleinen Mädchens und drückte ein paar innige Küsse auf das blonde Haar derselben.

Diesen Moment mochte Karl nicht so vorbei gehen lassen; er sprang von der andern Seite an den Stuhl der Schwester, faßte sie mit dem Armen sanft um den Leib und sagte, er wolle auch eine Nadel einfädeln, um einen Kuß zu bekommen.

Clara hatte sich gerade in herzlicher Liebe zu ihm niedergebeugt, hatte ihn wiederholt auf die kleinen frischen Lippen geküßt und ihn nothgedrungen zu sich emporgehoben, da er sich an sie hing und seine Arme um ihren Hals geschlungen hatte, wobei er lauter jubilirte und lachte als gerade nothwendig war, als die junge Tänzerin sah, daß ihr Vater sich mit einer Verbeugung eilig vom Tische erhob und der Thüre zuschritt, welche langsam geöffnet wurde. Auch vernahm sie eine Stimme, welche sagte: „bitte um Entschuldigung, aber ich klopfte mehrmals, was man wahrscheinlich nicht gehört hat.“

— Es war eine ältliche Dame, von der diese Worte ausgingen, in einfacher Kleidung, der man aber ansah, daß sie den höheren Ständen angehörte. Sie hatte ein ernstes, würdevolles Gesicht, eine etwas spitze Nase und lebhafte graue Augen, mit denen sie aufmerksam das Zimmer und namentlich die Gruppe am Tisch zu betrachten schien.

Der armen Clara war es zu Muthe, als träte das Verhängniß in Person, Vergangenheit und Zukunft, drohend vor sie hin. Sie hielt das Bübchen fest in ihren Armen, ja sie drückte es an sich und zwar so, als wollte sie Schutz bei demselben suchen vor etwas Erschrecklichem, was in der nächsten Sekunde über sie hereinbrechen müsse. Sie kannte die alte Dame wohl, obgleich sie nie ein Wort mit ihr gewechselt. Aber mit welchem Interesse hatte sie dieselbe betrachtet in der Kirche, auf der Straße, im Theater, wenn die Tänzerin an der uns bekannten Oeffnung im Vorhange stand und nicht davon wegzubringen war, wenn die Dame droben in ihrer Loge saß. Da war sie wie festgebannt und mußte unverwandten Blickes hinaufsehen. O sie waren so kalt und theilnahmlos, diese Züge, nicht eine Miene bewegte sich in dem Gesicht, kaum merklich nickte sie rechts oder links, wenn sie auf einen ganz ergebenen Gruß dankte. Ja, wenn sie gesprochen, so wischte sie sich mit ihrem Sacktuch die Lippen ab, und wenn sie längere Zeit stillschwieg, was meistens vorkam, so hielt sie die spitzen Finger der linken Hand unbeweglich auf die Logenbrüstung. Wie oft hatte sie ihn — Arthur über diese Frau gefragt, ob sie zu Haus auch so einsylbig und verdrießlich sei, ob sie denn nie freundlich spreche oder gar lache, und es hatte sie ein kleiner Schauder überflogen, ja ein Schauder, trotzdem es sie auch glücklich gemacht hatte, wenn er zu ihr sagte: du wirst sie ja noch kennen lernen, Clara. Ihr Herz ist gut, auch theilnehmend, und sie hat dieses allzu ernste und gemessene Wesen nur so angenommen; gewiß, sie kann auch freundlich sein und sogar lachen. Wie oft hat das junge Mädchen von dieser Dame geträumt! Und dann war sie ihr immer als böser Engel erschienen, hatte die magere Hand zwischen sie und Arthur gestreckt, hatte mit dem Kopfe geschüttelt, und darauf war Alles, Alles aus gewesen. Wenn alsdann Clara in diesen Träumen auch flehend ihre Hände nach Arthur ausstreckte, und, verzweiflungsvoll seinen Namen rufend, vorwärts strebte, ihn wieder zu erreichen, so war es doch, als treibe eine gewaltige

Luftströmung die beiden Liebenden aus einander, immer weiter und weiter, bis sein Bild ganz undeutlich wurde, ein Schatten, und dann erblaßte, obgleich das Bild der alten Dame gleich lebendig, gleich starr, drohend und ernst in der Mitte stehen blieb. — Ah! und ihr Blick war dann gerade so wie jetzt, als sie nun in Wirklichkeit in's Zimmer trat.

Herr Staiger war ihr entgegen gegangen, hatte der für ihn Unbekannten eine respektvolle Verbeugung gemacht, und war, als diese mit einem einfachen Kopfnicken erwidert wurde, händereibend und etwas verlegen an die Seite getreten, eine Anrede erwartend. Die Dame blickte aber ebenso unverwandt auf Clara, auf das Bübchen und auf Marie, die sich ebenfalls an die ältere Schwester geschmiegt, als erstere sie unaufhörlich ansah. Mochte sie nun den entsetzten Blick der Tänzerin bemerken, und ihr die weit aufgerissenen Augen der kleinen Kinder etwas komisch vorkommen, genug, sie wandte sich mit einem etwas freundlicheren Gesichtsausdruck zu Herrn Staiger, indem sie ihm sagte: „ich habe mir erlaubt, Sie in einer gewissen Angelegenheit zu besuchen, wenn Sie nämlich ein paar Augenblicke für mich übrig haben."

Der alte Mann verbeugte sich abermals, rieb sich wiederholt und noch verlegener die Hände, denn ihm kam die Idee, als setze die Dame voraus, sie müsse nothwendig von ihm gekannt sein, was denn aber durchaus nicht der Fall war. Dabei murmelte er etwas von großer Ehre, vielem Vergnügen, und als die Dame hierauf langsam in das Zimmer hinein dem Tische zuschritt, leerte er rasch einen Stuhl, indem er Bücher und Papiere mit dem Arm auf den Boden niederstrich.

In demselben Verhältniß, in dem sich die Dame dem Tische näherte, ließ Clara das Bübchen auf den Boden gleiten und erhob sich langsam von ihrem Stuhle. Dabei sah sie sehr bleich aus und ihre Hand, die sie auf dem Tische aufgestützt hatte, zitterte heftig, auch holte sie mühsam Athem, und als sie nun der Näherkommenden eine tiefe

Verbeugung machte, schoß ihr das Blut in's Gesicht, und eine plötzliche Röthe überflog ihre vor einer Sekunde noch so blassen Züge.

Die Dame ließ sich ruhig auf dem angebotenen Stuhle nieder, und als Herr Staiger, der ehrerbietig neben ihr stehen geblieben war, sich nun ein Herz faßte und sie unverkennbar fragend ansah, sagte sie: „Sie scheinen mich nicht zu kennen; ich bin die Frau des Commerzienraths Erichsen."

Sobald der alte Herr diesen Namen gehört, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück, blickte die Dame mit einem wahren Erschrecken an und brachte mühsam die Worte hervor: „oh! — Das ist zu viel Ehre!"

Die Commerzienräthin schien übrigens gar keine Antwort zu erwarten und auch seine Worte nicht zu hören, denn sie sah unverwandt auf Clara, welche vor diesem ernsten Blick zuerst ihre Augen niederschlug, sie aber dann im Gefühl ihres redlichen und unschuldsvollen Herzens langsam wieder erhob und die Räthin ehrfurchtsvoll, aber fest anschaute.

„Das ist Ihre Familie?" sprach diese nach einer Pause, während welcher sie alle Anwesenden der Reihe nach betrachtete.

„Das ist meine Familie, ja wohl, Frau Commerzienräthin," entgegnete Herr Staiger, der nicht im Stande war, sich so rasch von seinem Erstaunen zu erholen, und der häufig nach Clara hinüber blickte, um vielleicht auf dem Gesichte derselben lesen zu können, was das wohl zu bedeuten habe. „Es ist meine Familie," wiederholte er. „Das ist meine Tochter Clara, das die kleine Marie, und das ist Karl."

„Und dort die Kleine?" fragte die Räthin.

„Ist eine arme Waise," versetzte Herr Staiger, „ein verlassenes Kind, das auch hier so bei uns ist."

„Für dessen Unterhaltung Sie sorgen?" fragte Madame Erichsen.

„O ja," sagte lächelnd der alte Mann. „Aber es ist nicht der Rede werth; das kleine Ding macht uns weder Kosten noch Mühe."

„Und Ihre Frau?" forschte die Räthin weiter.

„Ist schon vor einigen Jahren gestorben; es war das hart für mich, doch ließ mir der liebe Gott da meine Clara heranwachsen, und sie vertrat Mutterstelle bei den kleinen Geschwistern — ja wohl."

„Sie sind aber nicht viel zu Hause, Mademoiselle?" wandte sich Madame Erichsen an die Tänzerin. „Wie ich mir sagen ließ, haben Sie den ganzen Vormittag Ihre Beschäftigung außerhalb demselben, und Abends ist auch Ihre Zeit meistens beschränkt."

Clara zuckte unmerklich zusammen, als die Räthin nun zum ersten Male ihre Worte direkt an sie richtete; doch waren diese Worte ziemlich weich, ja freundlich gesprochen, weßhalb sie es auch vermochte, nach einem tiefen Athemzuge zu antworten. „Unsere Verhältnisse sind klein," sagte sie, „und da ist auch die Arbeit gering. Wir haben zwei Zimmer, wenig Bedürfnisse, und dafür finde ich Zeit genug."

„Und haben wohl noch Muße, daneben andere Sachen zu arbeiten?" bemerkte Madame Erichsen. „Lassen Sie doch sehen. Sie machen da eine superbe Stickerei." Bei diesen Worten streckte sie ihre Hand aus, und Clara reichte ihr die angefangene Arbeit. Doch flammte eine tiefe Röthe auf ihrem Gesichte auf, als die Räthin nun gleichmüthig ein paar Nadeln herauszog, welche die halbfertige Stickerei zusammen hielten, diese auseinander rollte und ein Sophakissen zeigte von wirklich herrlicher Arbeit, auf's Sauberste ausgeführt. Es war ein Blumenkranz auf blauem Grunde, in der Mitte prangte deutlich und verrätherisch ein großes A.

„In der That eine schöne Arbeit," sprach die Räthin; „das ist wohl der Anfangsbuchstabe des Namens Ihres Vaters?" sagte sie nach näherem Betrachten ohne aufzublicken.

Die Tänzerin kämpfte gewaltig mit sich selbst, sie unterdrückte einen tiefen Seufzer und erwiderte mit leiser Stimme: „ja, gnädige Frau.“

Jetzt schaute diese in die Höhe; sie schien eine andere Antwort erwartet zu haben, und blickte deßhalb forschend auf das Mädchen. Als aber Clara schweigend die Augen niederschlug, schüttelte sie lächelnd den Kopf und wandte sich an die kleine Marie, welche ihre ältere Schwester offenbar verwundert ansah. Dabei deutete die Räthin mit ihrem langen Zeigefinger auf das verhängnißvolle A. und sagte: „du, Kleine, was soll der Buchstabe heißen?“

Einen Augenblick blieb sie die Antwort schuldig und schaute, wie Rath erholend, bald Clara, bald ihren Vater an. Doch zuckte dieser leicht mit den Achseln, jene aber schien es zu vermeiden, dem Blicke des Kindes zu begegnen.

„Nun?“ fragte die Räthin abermals, „was heißt das?“

„Es heißt Herr Arthur,“ entgegnete das kleine Mädchen.

„Und wer ist Herr Arthur?“ forschte die Dame weiter. „Weißt du das nicht?“

„Aber ich weiß es,“ sprach mit einem Male das Bübchen, indem es seinen Kopf hinter dem Arme Clara's hervorstreckte. „Herr Arthur ist mein Freund, der Herr Erichsen, der mir sehr schöne Drachen macht und Bilderbücher mitbringt. Er ist aber lange nicht da gewesen; warum, das weiß ich nicht.“

„So, er ist lange nicht da gewesen,“ versetzte die Räthin mit weicherer Stimme und blickte abermals angelegentlich auf die Stickerei.

Clara schrak ordentlich zusammen, als das Bübchen jenen Namen genannt; Herr Staiger rieb sich stärker die Hände, hustete verschiedene Male und sagte: „allerdings besuchte uns Herr Erichsen zuweilen, doch in der letzten Zeit gar nicht mehr; vordem hatten wir eine gemeinschaftliche Arbeit, wenn ich mich so ausdrücken darf;

ich übersetzte Onkel Tom's Hütte und Herr Arthur machte die Illustrationen dazu für die Buchhandlung Johann Christian Blaffer und Compagnie."

Die Commerzienräthin hatte langsam ihr Tuch vor den Mund genommen und während sie hinein hustete, blickte sie lange und forschend auf Clara.

Diese hatte sich gefaßt, obgleich ihre Hand noch leicht zitterte, obgleich ihre Gesichtszüge bleicher waren als vorhin, so hielt sie doch ihre Blicke nicht mehr niedergeschlagen, sondern schaute die alte Dame offen und ehrlich an. Sie fühlte ihr Unrecht, daß sie Arthur anfänglich verläugnet, sie wollte das nicht mehr thun, mochte auch daraus erfolgen, was da wolle, und wenn auch ihre Lippe schwieg, so sprach desto beredter ihr Auge. Dabei wollen wir gestehen, daß die Räthin diese Sprache verstand, ja sie erkannte in dem glänzenden Blicke die klare und reine Seele des Mädchens, sie las in der Glut, welche aus diesen schönen Augen aufblitzte, ihre gränzenlose Liebe zu Arthur, und die Thränen, welche dieselben einen Moment nachher verschleierten, diese Thränen des Schmerzes waren ebenfalls für sie keine Räthsel mehr. Hatte doch das Bübchen gesagt, Herr Arthur sei in der letzten Zeit gar nicht mehr gekommen.

Es war das ein eigenthümlicher Moment, und wir nehmen an, daß die Räthin, ihrer Gewohnheit gemäß, gern auf den Tisch getrommelt hätte, doch saß sie etwas zu weit von demselben entfernt. Herr Staiger räusperte sich gelinde, und Marie, sowie das Bübchen, zogen sich scheu zurück und blickten mit Furcht und Grauen in das strenge Gesicht der Dame. Doch wurden diese Züge auch allmählig weicher und weicher, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß Clara die Gunst der Räthin gewonnen. War dieselbe doch mit der Absicht hieher gekommen, versöhnend aufzutreten, hatte sie ihrem Sohne doch schon die Leidenschaft für die Tänzerin verziehen, wegen seines Gehorsams, seiner kindlichen Liebe zu ihr wie sie meinte, der er seine Liebe geopfert. Sie hatte wohl be-

merkt, wie schmerzlich es seinem Herzen gewesen, dem Mädchen zu entsagen, und sie hatte das nicht recht begreifen wollen. Jetzt aber, wo sie Clara vor sich sah, wo deren gewinnendes Aeußere auch seinen Zauber auf ihr Herz ausgeübt, verstand sie es vollkommen, wie Arthur schmerzlich gekämpft, welches Opfer er ihr gebracht. Daß auch noch andere Schatten zwischen diese beiden reinen Seelen getreten waren, wußte sie freilich nicht; sie schrieb Alles Arthur's kindlicher Liebe für sie zu, und da es ihrem Stolze schmeichelte, daß der Sohn ihr dieses große Opfer gebracht, so hatte sie beschlossen, eben diesen Stolz aus ihrem Herzen zu verbannen und Arthur glücklich zu machen. Auch wollen wir nicht verschweigen, daß zugleich mit diesen edlen Gefühlen auch die Bitterkeit gegen die Kreise, in denen sie sich bisher bewegt, mitgeholfen hatte, den Entschluß zu fassen. Daneben hatte auch Eduard und Marianne, ja selbst der Commerzienrath mitgewirkt, nicht zu übersehen der Commerzienräthin vertrauteste Freundin, die Tutelarräthin Wasser, welche in allen ihren Kreisen verbreitet hatte, mit dem Hause Erichsen gehe es stark abwärts, denn sie wisse aus bester Quelle, Arthur werde eine Tänzerin heirathen, — Arthur, auf den sich so manche Tochter der verschiednen Rangklassen Hoffnung gemacht, Arthur, für den die Tutelarräthin selbst eines ihrer Wässerchen bestimmt.

Die Pause, die wir hier in unserer Erzählung gemacht, fand auch in Wirklichkeit in der, obgleich ohnedies vorher schon spärlichen Unterhaltung der Anwesenden in der Staiger'schen Wohnung statt. Daß ein Augenblick der Erklärung heranrücke, fühlten Vater und Tochter wohl. Es war eine Pause der peinlichsten Ungewißheit, es sollte jetzt ein Moment kommen, entscheidend für das Glück oder Unglück zweier Leben.

Die Commerzienräthin hatte die Stickerei wieder zusammen gerollt, und selbst die Nadeln wieder sorgsam eingesteckt, dann sagte sie mit ruhiger Stimme: „beendigen Sie Ihre Arbeit so

bald als möglich — Clara," — bei diesem Worte blickte sie in die Höhe, — „und wenn Sie dieselbe beendigt haben, so bringen Sie sie mir."

Das waren an sich unbedeutende Worte, welche die Dame gesprochen, doch war es Clara gerade, als habe sich der Himmel geöffnet und als habe ein Engel ihr tausend Worte des Trostes und der Hoffnung zugerufen. Sie preßte ihre Hände auf das wildschlagende Herz, sie blickte innig und dankend in die Höhe, als wolle sie dort etwas Sichtbares erspähen, die mächtige Hand, welche Segen auf sie herabgestreut. — Ach! und doch waren diese Worte nur ein vorübergehender Sonnenblick, und gleich darauf verhüllten wieder schwarze, drohende Wolken ihren schönen heiteren Himmel. Sie gedachte jener Stunde am Sarge der unglücklichen Marie, sie hörte seine vernichtenden Worte, — es war ja Alles für sie verloren. Und im Uebermaß des tiefen Schmerzes drückte sie ihre Hände vor die Augen und weinte laut hinaus. Freude und Schmerz hatten gleich heftig ihre Seele erfaßt, und da nun der letztere die Oberhand behielt, so fühlte sie sich um so tiefer von der Höhe herabgestürzt, auf welche sie die tröstlichen Worte der Mutter Arthurs erhoben.

Da fühlte sie mit einem Male, daß zwei Hände die ihrigen erfaßten und sanft von ihrem Gesichte wegzuziehen versuchten, und als sie das fühlte, zitterte sie heftig, denn aus diesen Händen strömte eine Wärme auf die ihrigen über, eine Wärme, die sich ihrem Gesichte mittheilte und dieses plötzlich tief erglühen ließ. Fest und innig hatte Jemand ihre Finger erfaßt und zog sie ihr langsam vom Gesichte herab. Aber es durchschauerte sie so dabei, daß sie unwillkürlich die Augen schließen mußte, doch nur auf einen Moment, eine Sekunde, denn darauf vernahm sie eine bekannte Stimme, die ihr leise und schmeichelnd sagte: „meine gute, gute Clara — mein innig geliebtes Mädchen."

Es war ganz sonderbar, als sie nun die Augen öffnete, daß

sie Niemand vor sich sah, ja, sie mußte die Blicke herabsenken, um Jemanden wahrzunehmen, der zu ihren Füßen lag, der abwechselnd ihre Hände küßte, dann wieder flehend zu ihr aufblickte und dazwischen sprach: „o meine gute Clara, verzeihe mir — verzeihe mir gern, mein unschuldiges Mädchen; ich habe Alles erfahren."

Wie sich Arthur in das Zimmer geschlichen, war Allen unbegreiflich; aber es unterlag keinem Zweifel, daß er da war, und daß er voller Freuden da war, glücklich und selig. Jetzt sprang er hastig in die Höhe, ohne Clara's Hand loszulassen, vielmehr zog er sie hastig zu seiner Mutter hin, die in Ermanglung eines Tisches sanft auf die zusammengewickelte Stickerei trommelte. „Das ist meine Clara!" rief er jubilirend, „nicht wahr, eine liebe und schöne Clara, und nicht wahr, Mama, Sie haben nichts mehr gegen uns Beide?"

Hierauf hustete die Commerzienräthin laut und geräuschvoll, aber sie that es in diesem Augenblicke nur, um ihre heftige und unschickliche Rührung zu verbergen. Herr Staiger genirte sich weniger, denn obgleich sein Mund lächelte, floßen ihm doch die Thränen über die Wangen herab, so daß die kleine Marie ganz bestürzt darüber war und alle Anwesenden der Reihe nach erstaunt ansah. Das Bübchen allein schien von der Wiederkunft Arthur's nur die praktische Seite zu bedenken; es schaute äußerst vergnügt auf seinen Freund und sah im Geiste eine Menge ungeheurer Bilderbücher, sowie Drachen mit den allerlängsten Schwänzen.

Wir, die wir dies niederschreiben, und der geneigte Leser, der es liest, befinden uns in dem Falle, als ständen wir gerade vor der geöffneten Thüre der Staiger'schen Wohnung und als sähen wir, selbst unbemerkt, all' diese Glückseligkeit, all' diese leuchtenden Augen, all' diese Thränen der Freude. Wenn uns auch Niemand übel nehmen wird, daß wir mitfühlend einen Augenblick hier stehen blieben, die schöne Gruppe betrachtend, Mancher hoffend

auf ein ähnliches Glück, so halten wir es doch für passend, gleich darauf still vorüberzugehen, nachdem wir leise die Thüre vor jedem fernen neugierigen Blicke verschlossen, und somit auch dieses Kapitel beendigt haben.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Whist mit dem todten Mann.

Vor dem Hause, welches der Baron Brand in dieser Eigenschaft bewohnte, hielt ein schwerer Reisewagen vollständig bepackt und bespannt; die Laternen waren angezündet, die beiden Postillone standen neben ihren Pferden, und ein Diener in einfacher Reiselivree hatte den Schlag geöffnet und irgend etwas herausgenommen, welches er einer Kammerfrau einhändigte, die auf dem hohen Hintersitze des Wagens dicht in einen Mantel mit Kapuze eingewickelt saß. Darauf schloß der Bediente den Schlag, zog die Ledermütze in's Gesicht und sagte zu dem einen Postillon: „jetzt wird's bald losgehen, es kann keine Viertelstunde mehr dauern.“ Nach diesen Worten nahm er zwei Mäntel, die er über den Schlag gelegt hatte, einen großen und einen kleinen, auf den Arm, und stieg die Treppen hinauf.

Der Baron befand sich in seinem kleinen Salon, er stand hier neben einem hohen Fauteuil, in welchem die Baronin von W. saß. Obgleich es in dem Zimmer sehr warm war, so saß diese doch zusammengekauert da, als friere sie, und dabei hielt sie den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt. Neben ihr stand ein uns wohlbekannter kleiner Knabe, der seine Hände um einen ihrer Arme geschlungen hatte, den Kopf fest an ihre Schulter drückte und zugleich aufwärts schaute in das Gesicht des Herrn von Brand, der zuweilen mit den Fingern durch das dichte, krause Haar des

Kindes fuhr, wobei sich ein trauriges Lächeln auf seinen Zügen bemerklich machte.

„So wären wir also fertig," sagte der Baron nach einer Pause. „Du gehst nach Dornhofen, dessen Kauf ich gestern in Richtigkeit brachte. Beil wird mit den nothwendigen Papieren und allem Uebrigen wahrscheinlich schon morgen folgen. Wie ich heute vom Grafen Fohrbach vernahm, von dem Kriegsminister nämlich, ist deine Scheidung von dem General schon so gut wie ausgesprochen; in ein paar Wochen, meine liebe Schwester, bist du frei."

Bei diesen Worten faßte die schöne Frau nach ihrem Kinde, drückte ihre Lippen auf seine Stirn, dann sprach sie mit leiser Stimme: „aber, Henry, du bist mir immer noch eine Antwort schuldig. Warum schickst du mich von hier fort? Oder, wenn du es für besser hältst, daß ich jetzt nicht in der Residenz bleibe, warum gehst du selbst nicht mit? Steinfeld weiß ja um die traurige Geschichte unseres Hauses, und daß du mein Bruder bist. Ich weiß nicht, Henry, wie mir ist, aber ich meine, ich sollte dich nicht aus den Augen lassen, ja ich spreche es aus, da ich überzeugt bin, daß du nicht abergläubisch bist, — es ist mir immer, als drohe dir ein Unglück. Du hast Feinde."

„Aber er hat auch Waffen," sagte der Knabe, der seinen Kopf aus den Händen der Mutter losgemacht hatte und muthig in die Höhe schaute. „Du hast recht scharfe Waffen, nicht wahr? Und wenn man die hat, braucht man sich vor keinen Feinden zu fürchten."

„Waffen habe ich allerdings," erwiderte der Baron dem Kinde, da er es vermeiden zu wollen schien, die Fragen seiner Schwester direkt zu beantworten. „Doch gibt es Feinde," setzte er hinzu, indem er den Kopf mit einem trüben Lächeln schüttelte, „gegen die man keine Waffen gebrauchen kann."

„Warum nicht?" fragte der Knabe. Und die Baronin seufzte tief.

„Man ist deßhalb doch nicht wehrlos," fuhr der Baron fort,

während er sich hoch aufrichtete. „Weißt du, mein Sohn, wenn die Feinde mit den Waffen in der Hand kommen, so geht man ihnen gerade so entgegen; fassen sie uns aber mit List, Falschheit und Heuchelei, so stellen wir ihnen das Gleiche entgegen; und da fragt es sich dann immer noch, wer der Klügste ist."

„O du bist der Klügste," sprach entschieden das Kind und öffnete seine großen Augen weit. „Herr Beil hat es immer gesagt."

Der Baron nickte mit dem Kopfe, doch antwortete er erst nach einem kleinen Stillschweigen, wobei er gedankenvoll vor sich hinblickte. „O ja, ich war zuweilen recht klug, aber dafür auch wieder so unklug, daß oft eine Stunde zerstörte, was ich in langen Tagen vorher mühsam aufgebaut. — Doch da führen wir ein Gespräch, welches meine Behauptung rechtfertigt; so etwas ist unklug für eine Abschiedsstunde."

„Ja für eine Abschiedsstunde," sagte Frau von W. mit leisem Ton. Dann hob sie plötzlich den Kopf in die Höhe, faßte mit ihren beiden Händen die Rechte des Barons und sprach mit einer Stimme, welche das tiefe Weh ihres Herzens verrieth: „Aber ich sehe dich bald wieder, Henry, nicht? in den nächsten Tagen, das versprichst du mir."

„Ich glaube, daß ich dir das versprechen kann," erwiderte ruhig der Baron, „wenn mich nämlich alle meine Entwürfe und Pläne nicht im Stiche lassen und meine Voraussetzungen nicht trügen."

„Aber bald, Henry."

„Ich denke wohl, meine gute, gute Lucie. Doch es ist acht Uhr," sagte er beinahe unruhig. „Wenn du noch länger zögerst, wirst du sehr spät ankommen."

„Warum treibst du mich so von dir?" fragte sie mit weicher Stimme. „O, ich hätte dir noch so viel zu sagen, was mir im Augenblicke gar nicht in den Kopf kommen will; aber wenn du mir bis morgen Zeit läßt, so wird mir Alles wieder einfallen."

„Zeit bis Morgen," versetzte er lächelnd. „Ich kenne das, nein, Lucie, für heute muß es geschieden sein. — Für heute, und für morgen," setzte er mit plötzlich veränderter Stimme hinzu. „O mein Gott!" Bei diesen Worten beugte er seinen Kopf tief herab und drückte seine Lippen fest und innig auf die weiße Stirne seiner Schwester. — „Ja, meine geliebte Lucie," sagte er nach einer längeren Pause, „gehe jetzt, denn sonst ist des Abschiednehmens kein Ende. Und doch, da du gehst, ist es mir, als sänke meine Lebenssonne unter und ließe mich in schwarzer Nacht allein."

Frau von W. war rasch aus dem Fauteuil aufgestanden und hatte beide Arme um den Hals ihres Bruders geschlungen. „Henry!" flehte sie, „laß mich nicht abreisen, laß mich bei dir bleiben. Warum willst du nicht vor der Welt erklären, daß du mein Bruder bist? O laß uns zusammen ein friedlich stilles Leben führen!"

— „Das ist zu spät!" entgegnete er nach einer Pause. Doch war der Ton, mit dem er das sagte, so eisig kalt, so schrecklich, und dabei der Blick seiner Augen so wild und starr, daß die arme Frau ihn erschreckt betrachtete.

„Nicht dieses Wort, Henry," bat sie, „nicht diesen Blick. Du versinkst wieder in deine seltsamen Träumereien. Starre nicht so vor dich hin. Es ist ja Niemand da, der dich und mich bedroht."

„Sagt ich nicht, es sei zu spät?" fuhr er nach einem längeren Stillschweigen empor, und setzte darauf in leichterem Tone hinzu, als er in die bleichen, schreckensvollen Züge seiner Schwester blickte: „Zu spät, sagt' ich? Ich wollte sagen: spät genug. Und das ist es auch, meine gute Lucie. — Der Zeiger der Uhr steht auf Acht; so lebe denn wohl, mein Kind, so lebe wohl, meine Schwester, so lebe wohl, mein Alles, was ich auf dieser Welt habe!"

Nach diesen Worten, die er leidenschaftlich herausgestoßen, machte er sanft ihre Hände von seinem Nacken los, drückte dieselben schweigend an seine Lippen, schaute einen Augenblick mit zusammen gebissenen Lippen in die Höhe, und dann beugte er sich

schnell zu dem Knaben herab, den er in seine Arme nahm und unzählige Mal auf die frischen Lippen und die leuchtenden Augen küßte. — „Adieu, Lucie! adieu, ihr Lieben!“ Und als traue er seiner eigenen Stärke nicht, klingelte er heftig mit einer Glocke, die auf einem der Tische stand, und als der Kammerdiener erschien, sagte er: „den Mantel für die Frau Baronin.“ Der alte Diener verbeugte sich, ging hinaus und ließ die Thüre offen, unter welcher nun der Bediente erschien, den wir vorhin unten am Wagen gesehen.

Noch einmal wandte sich die Baronin ihrem Bruder zu und reichte ihm beide Hände, die er an seine Lippen drückte. Noch einmal küßte er den Knaben innig auf die Stirn, dann schritt er der Thüre zu, begleitete die Baronin an die Treppe und kehrte in sein Zimmer zurück. — Da aber wurde sein Schritt so wankend, daß er sich mit der einen Hand fest am Tische halten mußte, während er mit der andern über die Augen fuhr. Es überfiel ihn ein Schwindel, doch dauerte er nur ein paar Sekunden, worauf es dem Baron möglich war, an das Fenster zu treten. Er drückte seine brennende Stirn an die kalten Scheiben und blickte auf den Wagen nieder, der so eben von dem Bedienten geschlossen wurde. Die Postillone schwangen sich in die Sättel, — er sah noch einmal das Gesicht der Schwester, die aufwärts schaute, ihn suchte, fand und darauf auch das Kind an das Fenster des Wagens hob. Dann zogen die Pferde an und der Wagen rollte davon. — „O haltet! haltet!“ sagte er droben, der einsam zurückgeblieben. „Ich Thor, sie nicht noch eine halbe Stunde länger gehalten zu haben! — — Und doch, es ist besser so. Leb wohl — leb wohl auf ewig!“

— — — —

„Der Augenblick hätte mir eigentlich erspart werden können,“ sprach er nach einer Pause halblaut zu sich selber, „und noch manche andere, die auch nicht angenehm sein werden, durch eine treffende, mitleidige Kugel, deren so viele an meinem Kopf vorübersausten.

Aber wer kann seiner Bestimmung entgehen? Nun, das Schwerste wäre überstanden; was jetzt noch kommt, ist Kinderspiel und nicht der Rede werth." Er machte einen raschen Gang durch das Zimmer und als er sich nach einigen Sekunden im Spiegel beschaute, schien er mit seinem Aussehen zufrieden zu sein. Seine Züge waren wieder gänzlich beruhigt und nachdem er den Bart etwas emporgekräuselt, bemerkte man nichts mehr von dem Sturme, der wenige Minuten vorher noch sein Herz erschüttert.

„Herr von Steinfeld!" sagte der Kammerdiener, der geräuschlos in das Zimmer getreten war. Worauf der Angemeldete eintrat und von dem Baron freundlichst empfangen wurde.

„Sie kommen absichtlich ein paar Minuten zu spät," sagte er, „ich verstehe Sie vollkommen. Aber Sie sahen sie doch noch?"

„O gewiß," erwiderte der Andere; „sie reichte mir die Hand zum Schlage heraus."

„Es ist ein gutes Weib," meinte träumerisch der Baron, „und ich hoffe, sie wird glücklich sein."

„Glücklich sein und glücklich machen," entgegnete Herr von Steinfeld. „O ich versichere Sie, daß Alles so kommen mußte, wird das Glück meines Lebens begründen. — Aber Sie, Henry, wie ist's mit Ihnen? Wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht im Stande bin, weder an Lucie noch an das Kind zu denken, daß ich mich nur immer mit Ihrem Schicksal beschäftige, so rede ich die Wahrheit. Seien sie nicht so verschlossen gegen mich, gewähren Sie mir nur den geringsten Lichtschein in dieser Finsterniß."

„Das ist nicht gut möglich," antwortete lächelnd der Baron. „Sie wissen, daß mir das Dunkel zuweilen behagt. Verlangen Sie für den Augenblick nichts Anderes; ich besorge in demselben meine kleine Geschäfte, und glauben Sie mir, die Zeit liegt nicht fern, wo Ihnen Alles, Alles klar werden wird."

Der Andere wandte unmuthig den Kopf.

„Haben Sie Vertrauen zu mir," fuhr der Baron fort, „ich

kann Ihnen jetzt kein Licht geben, es würde Ihre Blicke nur verwirren und mich hindern; ich kann Sie nicht in die Karten meines Spiels sehen lassen. Glauben Sie mir aber, ich überschaue es, und wenn ich auch den letzten Stich verliere, so gewinne ich doch die Partie."

„Ihre Zuversicht und Heiterkeit könnten mich beruhigen, wenn nicht —"

„Lassen Sie mir die Wenn's," sagte lachend der Baron; „ich habe für jedes derselben mein Aber. Beantworten Sie mir lieber eine Frage, die mir wichtig ist. Spricht man in der Stadt von einem Duell, das nächstens zwischen Herrn von Dankwart und mir stattfinden soll?"

„Im Gegentheil," erwiderte erstaunt der Andere, „Herr von Dankwart selbst widerspricht diesem Gerücht auf's Eifrigste."

„Ah!" machte der Baron und zog eine verdrießliche Miene, worauf er aber wieder heiter lächelnd sagte: „natürlich, er will die Sache verheimlichen. Unter uns gesagt, er hat mich fordern lassen."

„Durch wen?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Und mir unbegreiflich," erwiderte Herr von Steinfeld kopfschüttelnd. „Herr von Dankwart hat öffentlich erklärt, Sie, Baron, seien ein guter Kerl und hätten niemals die Absicht gehabt, ihn zu beleidigen. Die Aeußerungen auf dem Hofballe lasse er der Maskenfreiheit gelten, und was die bewußten Zeichnungen anbelange, so werde er sich deßhalb an den Maler halten, dem dafür auch höheren Orts ein sehr ehrenvoller Auftrag, der ihm bereits ertheilt gewesen, wieder entzogen worden."

„Und das glauben Sie?" sagte der Baron mit sehr ernstem Blick.

„Ich hörte es mit meinen eigenen Ohren."

„Das ist sehr ehrenhaft von Herrn von Dankwart; er will von dem vorhabenden Duell kein Gerede machen. — Auch," fuhr er nach

einigem Nachsinnen fort, „hat sich seit heute Morgen der Stand der Angelegenheiten verändert; es wurde mir eine Aeußerung des Herrn von Dankwart hinterbracht, die er vielleicht nicht gethan, genug, ich sah mich darauf veranlaßt, ihm einen etwas heftigen Brief zu schreiben. Ich war aufgeregt, mißstimmt, enfin! man ist nicht immer Herr seiner selbst."

Herr von Steinfeld hatte ruhig zugehört, dann warf er auf den Baron, der sich damit beschäftigte, die Nadel seines Halstuches fester zu stecken, einen vielsagenden Blick und bemerkte darauf mit entschiedenem Tone: „Baron, Sie suchen ein Duell."

„Ich vermeide wenigstens keins," erwiderte dieser achselzuckend. „Und wenn Sie mir einen Dienst erzeigen wollen, Hugo, einen wahren Freundschaftsdienst," sprach er mit Wärme, „so verbreiten Sie in der Stadt, natürlicher Weise unter der Hand, indem Sie hie und da bei Bekannten ein Wort fallen lassen, ich hätte morgen ein ernstliches Rencontre."

„Mit Herrn von Dankwart?"

„Sie brauchen meinetwegen keinen Namen zu nennen. Das Factum ist genügend. Haben Sie mich verstanden, Hugo?"

Dieser schaute, ohne eine Antwort zu geben, den Baron lange und mit einem festen Blicke an, dann sagte er mit leiser Stimme, während er seine Hand ergriff und drückte: „ja, ich glaube, Henry, daß ich Sie verstanden habe."

„Nun denn, — und was weiter?" entgegnete fast lustig der Baron. „Auch Sie haben sich nicht vor einer Kugel gescheut und vor jedem Duell gedacht: es kann ausfallen wie es will?"

„Das habe ich nie gedacht," versetzte kopfschüttelnd der Andere. „Ich hoffte, das gestehe ich Ihnen, und Sie hoffen nicht mehr."

„Ich hoffe auch, denn ich zweifle nicht" —

„An dem Ausgang dieses sogenannten Duells. — Sie kennen das blutige Ende desselben."

„Vielleicht. Und wenn dem so wäre?" fuhr Herr von

Brand nach einer Pause in schrecklich ruhigem Tone fort. „Wenn mir nur noch vierundzwanzig Stunden gegeben wären, — eine kurze Frist, in der ich mich zu entscheiden habe, ob ich, was wir so nennen, mit Ehren von diesem Schauplatz abtreten soll, oder in Schande und Schmach fortleben? — Keine Einrede, Hugo, hören Sie mich. Ich habe eine Schwester," sprach er mit bewegter Stimme; „die Welt weiß das freilich noch nicht, aber lassen Sie den Baron Brand — Veranlassung geben, daß man sich eifrigst, aber unerbittlich um sein früheres Leben bekümmert, o so wird man Fäden finden, glauben Sie mir, die bis zu jener Zeit zurückreichen, wo ich Hand in Hand mit meiner Schwester ging. Die Welt wird erfahren, daß es der Bruder ist, den man des sorgfältigen Aufhebens für werth erachtet, das wird ihre Zukunft vergiften, die ihres Kindes. Und soll ich Ihnen noch weiter sagen, Hugo, wen es unglücklich machen muß, wenn ich die letzten mir bewilligten vierundzwanzig Stunden nicht auf's Sorgfältigste anwende? O, Sie müssen das einsehen. Jener Pistolenschuß — den im Duell meine ich, — zerreißt alle Fäden, und mag dann mein Schwiegervater in spe," setzte er schrecklich lachend hinzu, „seine Nase noch so bedächtig herabziehen, er wird auf einen stillen Grund stoßen und auf einen stillen Mann, dem es unmöglich ist, ihm Rede und Antwort zu stehen."

„Schrecklich!" sprach Herr von Steinfeld tief ergriffen. „Entsetzlich, Henry, so enden zu müssen!"

„Enden? das ist eben die Frage," entgegnete der Baron in leichtem gefälligem Tone; „ich habe mich heute stark mit dem göttlichen Hamlet beschäftigt und mir, wie der Dänenprinz selbst gesagt:

Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's;
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu steh'n. — — — —

Wissen Sie, Hugo, wenn man seine Papiere ordnet, kommen einem seltsame Gedanken, und es ist mir oft wie ein Trost, wenn ich denke, daß doch vielleicht jenseits Fesseln brechen und andere angelegt werden, daß sich vielleicht das Sklavenleben, dem wir hier entgehen, drüben in großartigem Maßstabe fortsetzt, denn mag es sein, wie es will, eine Fortdauer ist doch schön, und was uns allein vor dem Tode zurückbeben macht, ist der Gedanke gänzlicher Vernichtung, der ja auch unserer Eitelkeit so ganz unfaßlich erscheint. — Aber jetzt genug der Plaudereien und verzeihen Sie mir, Hugo, wenn ich Sie bitte, mich allein zu lassen. Bis morgen also!"

„Gewiß, Henry, bis morgen? Versprechen Sie mir das?"

„Auf alle Fälle," entgegnete der Baron mit sehr freundlichem Tone. „Morgen sollen Sie mich wiedersehen."

Noch einmal drückte ihm der Andere herzlich beide Hände, dann verließ er schweigend das Zimmer.

Der Baron schaute ihm einige Augenblicke in tiefe Gedanken versunken nach, dann sprach er zu sich selber: „es durchschauert mich ein winterliches Gefühl; es ist mir, als stünde ich auf hohem Berge, ein stolzer Baum, als flatterte ein Blatt um das andere von meinen Zweigen herab und als hörte ich entfernt das Sausen des Sturms, dem ich nicht ferner widerstehen kann. — Doch weg mit diesen finstern Bildern!" Damit ging er an den Tisch, läutete abermals mit der Glocke und als der Kammerdiener eintrat, sagte er: „Herr Beil soll kommen."

Es dauerte nicht lange, so trat der Gerufene ein; es war mit kleinen Veränderungen noch immer der alte Beil von früher. Diese Veränderungen bestanden in einem sehr geordneten Anzuge und einem gewissen Ernst, der sich auf seine Züge gelagert hatte; er schritt ziemlich würdevoll einher, trug verschiedene Papiere in der Hand und hatte ganz das Ansehen eines dienstthuenden Sekretärs. Als solcher fungirte er auch in der That. Der Baron wünschte ihm freundlich einen guten Abend, ließ sich dann in seinen Fauteuil nieder, worauf

ihm der Andere einige der mitgebrachten Papiere vorlegte. Herr von Brand sah dieselben bald flüchtig, bald aufmerksam durch, blickte jetzt nachsinnend an die Decke empor und nickte dann mit dem Kopfe.

„Sie haben das jetzt so ziemlich studirt," sagte er hierauf, „und wissen so gut wie ich, was ich auf der Welt mein nenne. Geben Sie meinem Verwaltungstalent die Ehre und gestehen mir zu, daß ich mich sehr der Ordnung befleißigt."

„Musterhaft," entgegnete Herr Beil. „Obgleich mir die Berechnungen, die hier zu Grunde liegen, bis jetzt ziemlich unbekannt waren, so ist doch Alles so klar auseinandergesetzt, daß ich mich leicht hinein fand."

„Und nach den gegebenen Schemas," meinte der Baron, wobei er sich nachlässig in seinen Sessel zurücklehnte, „wären Sie demnach wohl im Stande, die Verwaltung eine Zeitlang selbständig zu führen, wenn ich zum Beispiel, was leicht geschehen könnte, eine längere Reise machen und Sie zurücklassen müßte?"

„Es sollte vielleicht gehen," sprach Herr Beil. „Doch haben Sie wohl nicht die Absicht, uns in der nächsten Zeit zu verlassen."

„Wenn Sie morgen die nächste Zeit nennen, so kann ich Ihnen mit Ja antworten. Allerdings habe ich morgen einen kleinen Ausflug vor, denke aber jedenfalls morgen Abend um diese Zeit wieder zurück zu sein. Darnach projectire ich freilich eine weitere Reise," warf er leicht hin. — „Apropos," fuhr er nach einer Pause fort, indem er den Ton der Stimme und das Gespräch plötzlich änderte, „Sie haben meinen Auftrag bei Seiner Durchlaucht, dem Herrn Herzog, ausgerichtet; ich bin begierig, etwas darüber zu vernehmen."

„Ich gab Ihren Brief in der Garderobe ab und nach ungefähr fünf Minuten ließ mich Seine Durchlaucht herein kommen."

„Natürlich. Und Sie trugen ihm meinen Wunsch vor?"

„Fast mit den gleichen Worten, mit denen Sie mir ihn aufge-

tragen. Und darauf lachte seine Durchlaucht laut auf und meinte, es solle an ihm durchaus nicht fehlen; er freue sich darauf und werde pünktlich sein."

„Das wollen wir sehen," entgegnete der Baron lächelnd, wobei er auf die Standuhr blickte, die auf dem Kamin stand. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, aber auch noch Einiges zu besprechen, lieber Beil, deßhalb wollen wir keine Minute verlieren. Meine Schwester ist abgereist," sagte er mit einem leichten Seufzer.

„Ich hatte noch das Glück, die Frau Baronin zu sehen," entgegnete Herr Beil, „sowie auch meinen lieben, kleinen Pflegbefohlenen. Es that mir wahrhaftig weh, als ich ihn davonfahren sah. Man gewöhnt sich leicht an so eine kräftige und gute Natur."

„Was ich gerne aus Ihrem Munde höre," antwortete der Andere. „Ich bin in der That glücklich, daß auch das Kind an Sie so anhänglich ist; und ich hoffe, Sie sollen lange, lange Jahre bei ihm bleiben, und wenn auch nicht sein Lehrer, doch sein Erzieher sein."

„Zum ersten Posten," erwiderte Herr Beil lachend, „fühle ich mich leider nicht gewachsen, es müßte denn sein, daß er den Buchhandel studiren sollte. Darin könnte ich schon was leisten."

„Dazu ist wohl keine Aussicht vorhanden," versetzte der Baron, „aber Sie bringen mich da auf etwas Anderes, was ich gerne erfahren möchte. Welche Nachricht haben Sie von unserem Prinzipal, von Johann Christian Blaffer und Compagnie? In der Zeit, wo Sie für ihn litten, vergaß ich ganz darnach zu fragen."

Herr Beil schüttelte sein Haupt und sein Blick war scharf und forschend, als er sagte: „von einer gewissen Geschichte haben Sie vielleicht zufällig gehört?"

„Ganz zufällig, aber doch weiß ich den Hergang ziemlich genau. Nur was nachher geschah, erfuhr ich nicht."

„Herr Blaffer hatte seine Handlung verkauft," sprach der Andere

mit ernster Stimme, „Firma, Büchervorräthe, Verlagsrechte und Haus.“

„Weiter! weiter!“

„Er beging die Unklugheit, die ihm ausgezahlte Kaufsumme in baarem Gelde bei sich zu verwahren. Sie wurde ihm geraubt, er war ein ruinirter Mann.“

„Worin man einige Gerechtigkeit entdecken könnte,“ meinte der Baron.

„Die ich aber nicht verantworten möchte,“ sagte ruhig Herr Beil. „Anfänglich war er natürlich in Verzweiflung und wie ich vernahm, so soll er sogar in einer gewissen Nacht am Kanal gesehen worden sein, kehrte aber lebend zurück.“

„Ohne daß ihn ein Gespenst gewarnt,“ bemerkte der Baron in sehr ernstem Tone. „Nun ja, es war das nicht der Mühe werth, sich das Leben zu nehmen; ich halte Herrn Blaffer für einen spekulativen Kopf, er wird sich wieder emporarbeiten.“

„Nie mehr,“ entgegnete Herr Beil, wobei er zu Boden blickte. „Sein Muth ist gebrochen, seine Lebenskraft vernichtet; er verlor in jener Nacht Alles.“

„Ein Verlust, der auch Sie betraf, mein armer Beil,“ sprach der Baron. „Doch Sie werden sich zu trösten wissen.“

„Ich ließ alles das am Kanal zurück, oder vielmehr schon in dem Hause selbst; ich hatte ja gar keine Aussichten, ich wußte, daß sie für mich verloren war. Doch hören Sie weiter. In dem Verkaufs-Vertrage bedingte sich Herr Blaffer eine kleine Stelle; es war das eine Stellung mit miserablen Bedingungen, zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Er hatte sie für unsern bisherigen Lehrling, für den Bruder jenes Mädchens bestimmt. Als er sich aber nach jenem Vorfalle so gänzlich hülflos fand, sah er sich gezwungen, sie selber anzunehmen, und Johann Christian Blaffer ist nun jüngster Commis der Handlung von Johann Christian Blaffer und Compagnie.“

„Ah!“ machte der Baron erstaunt. „Da wäre ihm vielleicht doch besser gewesen, wenn ihm jenes Gespenst, aber nicht abrathend, erschienen wäre. So sein Leben zu beschließen, ist schrecklich.“

„Ja, das ist schrecklich,“ sagte auch Herr Beil, indem er seinen Kopf tiefer auf die Brust sinken ließ. „Für meinen ehemaligen Collegen, den Lehrling des Hauses, ihren Bruder, habe ich nach meinen geringen Kräften gesorgt, aber weiter zu thun war mir unmöglich.“

Der Andere schaute einen Augenblick stumm vor sich nieder, es schienen ihn ernste, finstere Gedanken zu bewegen, er preßte die Lippen auf einander, dann seufzte er und zuckte mit den Achseln. „Wer weiß,“ murmelte er darauf nach einer Pause vor sich hin, „ob es am Ende nicht doch noch besser wäre, Johann Christian Blaffer zu sein. — Aber über diesen Phantasieen vergesse ich unsere Geschäfte. Noch Eins: Sie werden bei meinen Papieren finden, daß ich eine kleine Summe zur Unterstützung anwies, zur Unterstützung für arme, zweideutige Gesellen wird sie die redliche Welt nennen, die sich vielleicht nach längerer oder kürzerer Zeit bei Ihnen melden werden. Verstehen Sie mich?“

Herr Beil nickte mit dem Kopfe.

„Es ist für den Fall, daß ich länger abwesend sein sollte.“

In diesem Augenblicke öffnete der Kammerdiener leise die Thüre, der Baron wandte den Kopf nach ihm um und bemerkte wohl, daß der alte Mann was Außerordentliches zu melden habe, denn sein sonst so ruhiges Gesicht trug den Ausdruck großer Bestürzung, auch hatte er die Thüre ganz gegen seine Gewohnheit ziemlich hastig aufgerissen. „Gnädigster Herr!“ stotterte er, „ich weiß nicht, was das bedeuten soll; als ich eben zufällig zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich zwei Männer vor der Hausthüre, welche dieselbe angelegentlich zu betrachten schienen. Beim Schein der Gaslaternen sah ich auch ein verdächtiges Funkeln an ihrer Kleidung, entweder Waffen oder messingne Knöpfe, welche ja nur das Militär zu tragen pflegt oder Polizeibeamte. Um mich zu überzeugen, ob ich recht gesehen, ging

ich die Treppen hinab und trat an die Hausthüre. Ja, gnädiger Herr, ich hatte mich nicht geirrt, es sind wirklich Polizeibeamte, welche mir, Ihrem Kammerdiener, den Austritt aus Ihrem eigenen Hause verwehren wollten."

„Schon jetzt?" sagte ruhig Herr von Brand, indem er einen Blick auf die Uhr warf. „Doch ja, es ist drei Viertel auf Neun. Teufel auch, lieber Beil," wandte er sich hastig an diesen, „wir haben zu lange geplaudert. Sehen Sie, wie es einem gehen kann; ich hatte mir vorgenommen, einen recht schnellen Abschied von Ihnen zu nehmen, und nun hielt ich Sie hin, weil ich Sie lieb habe, weil es mir am heutigen Abend schwer fiel, Sie, einen meiner besten Freunde mit einem flüchtigen Händedruck zu verabschieden."

„Und warum umstellt man das Haus?" fragte Herr Beil auf's Höchste überrascht. „Wußten Sie darum, gnädiger Herr?"

„So genau," entgegnete lächelnd Herr von Brand, „und so mit allen Nebenumständen, daß ich Ihnen voraussagen kann: punkt neun Uhr wird Seine Excellenz der Herr Polizeidirektor in höchsteigener Person erscheinen, um mich zu verhaften."

„Herr Gott im Himmel! Und das sagen Sie so ruhig?" rief erschreckt Herr Beil aus, während der Kammerdiener stumm die Hände rang.

„Allerdings sage ich Ihnen das sehr ruhig," entgegnete der Baron. „Wissen Sie, zwischen Verhaftenwollen und wirklich Verhaften ist immer noch ein kleiner Unterschied. Und dann bedenken Sie mein gutes Gewissen." Mit diesen Worten öffnete der Baron ein kleines Kästchen auf dem Tische, nahm sich eine Cigarre heraus und bot auch dem Herrn Beil eine an, welcher sie aber kopfschüttelnd und erstaunt einen Schritt zurückweichend ablehnte. Nachdem sich der Baron die seinige angezündet, gab er seinem Kammerdiener einen Wink, worauf sich dieser anschickte, das Zimmer zu verlassen. Ehe derselbe aber zur Thüre hinaus ging, rief er ihm noch nach:

„melde mir jeden Besuch recht frühzeitig.“ Darauf machte er ein paar Gänge durch's Zimmer und stellte sich alsdann vor Herrn Beil hin, indem er ihm sagte: „obgleich ich alles das kommen sah, obgleich ich wohl wußte, daß mein Wagen stark den Abhang hinabrollt, so gestehe ich Ihnen offenherzig, daß mir allerdings jener Umstand unerwartet kam, der mir, um das eben angedeutete Bild fortzusetzen, die Zügel aus der Hand schnellte und die Pferde durchgehen machte. Doch glauben Sie mir, ich habe sie jetzt wieder in meiner Hand, bin aber nicht mehr im Stande, ihren rasenden Lauf dem Abgrunde zu aufzuhalten; nur liegt es noch in meiner Macht, mir die Stelle auszusuchen, wo mein Fahrzeug zerschellen soll und ich untergehen. Und das habe ich bereits gethan, — ich sehe sie vor mir. — Um weniger in Bildern zu reden, fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „so war es vielleicht noch gestern möglich, der mir drohenden Verhaftung zu entgehen; aber einmal das Feld heimlich verlassen, gebe ich allen Verläumdungen, allen Gerüchten das vollkommenste Recht, über mich herzufallen. Mein Name ist auf ewige Zeiten gebrandmarkt, — und das, setzte er mit gefälligem Tone hinzu, „möchte ich gar zu gern vermeiden.“

„Aber der Polizei-Präsident wird gegen Sie keine Schonung kennen. Hat er nicht die gegründetste Ursache, Sie zu hassen?“

„Sie meinen schon wegen seiner Tochter, der armen Auguste?“ entgegnete Herr von Brand mit einem Seufzer. „Da haben Sie allerdings Recht. Aber glauben Sie nicht, daß ich eine Schonung von ihm verlange; ich habe mich selten in meinen Berechnungen getäuscht und es sollte mich Alles trügen, wenn mir nicht in ein paar Stunden erlaubt wäre, eine kleine Lustfahrt zu machen, und wenn ich nicht morgen um diese Zeit,“ setzte er mit einem düstern Blicke hinzu, „eine der freiesten Seelen wäre, die sich je zwischen Himmel und Erde befunden.“ Hier schwieg er ein paar Sekunden, dann sagte er in gewöhnlichem Tone: „aber ich danke Ihnen, lieber Beil, Sie haben mich an etwas erinnert, das ich fast vergessen

hätte. „Damit ging er auf seinen Schreibtisch zu, öffnete eine Schublade und zog ein kleines versiegeltes Paketchen heraus. „Dies," sagte er, „behalten Sie ein paar Tage bei sich und bringen es alsdann in meinem Namen an seine Adresse. Lesen Sie."

„Fräulein Auguste." Herr Beil blickte erstaunt in die Höhe.

„Es ist so, für die Tochter des Polizeipräsidenten. Aber," sagte er, plötzlich den Kopf herumwendend, „ich höre einen Wagen, es wird Seine Durchlaucht sein. Thun Sie mir den Gefallen, lieber Beil, treten Sie an die Thüre und nehmen, sobald der Polizeipräsident erscheint, — er wird nicht lange auf sich warten lassen, — eine ziemlich respektvolle Stellung an. So ungefähr," sprach er lustig, „wie vielleicht an jenem Tage, als Sie sich dem Herrn Blaffer vorstellten. Ruhig!"

„Seine Durchlaucht, der Herr Herzog!" meldete der Kammerdiener mit einem sehr bleichen Gesicht, dann setzte er leiser hinzu: „Seine Excellenz, der Herr Polizeidirektor traten auch so eben in das Haus."

„Sind mir sehr willkommen," erwiderte Herr von Brand ruhig. „Aber noch Eins, Friedrich" — mit diesen Worten hielt er den Kammerdiener zurück, — „leg' in's Vorzimmer auf einen Stuhl neben der Thüre meinen Mantel und Hut und unter denselben die neuen Pistolen, welche man mir heute Morgen gebracht."

„Pistolen?" fragte erschreckt Herr Beil.

„Duell-Pistolen," versetzte Herr von Brand, indem er die ersten Sylben mit starker Betonung aussprach. „Ich habe morgen ein kleines Rencontre. Vergiß mir die Pistolen nicht, dann laß an allen Thüren die Portièren herab. An Ihren Platz, „Herr Sekretär."

In diesem Augenblick trat der Herzog ein, ziemlich geräuschvoll wie immer und laut lachend. „Nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Baron," rief er schon im Vorzimmer, „da unten an Ihrem Hause sehe ich verteufelte Anstalten. Was haben Sie denn in's Kukuks Namen mit der heiligen Hermandad zu schaffen?"

„Coeur de rose! ist das nicht unangenehm!“ lachte der Baron. „Aber Euer Durchlaucht sollen die Ursache gleich erfahren. Nicht wegen einer Kleinigkeit erlaubte ich mir, Sie hieher zu bitten. Sie hatten mehrmals die Gnade, mich Ihrer Erkenntlichkeit zu versichern und vorkommenden Falls Ihre Hülfe zu geloben. Ich muß dieselbe für heute Abend in Anspruch nehmen.“

„Thun Sie das, bester Baron; Sie werden sehen, ob Sie einen Undankbaren an mir finden. Ich werde Ihre großen Dienste nie vergessen, obgleich unser letzter Coup, der mit den Achselbändern, gegen uns selbst explodirt hat. Sie wissen doch bereits, daß die Verlobung zwischen Eugenie und Graf Fohrbach bestimmt ist und morgen beim Diner des Kriegsministers declarirt werden soll, auch daß die Hochzeit in ganz kurzer Zeit stattfinden wird? O die Undankbare!“

„Ja, sie hat ihren Vortheil nicht verstanden,“ entgegnete Herr von Brand mit einem ironischen Lächeln.

„Aber schnell, bester Baron!“ rief der Herzog, „womit kann ich Ihnen dienen? Sie wissen, daß ich immer pressirt bin, namentlich heute Abend. Unter uns gesagt, man stellt im kleinen Cercle ein neues Ehrenfräulein vor. Die Stelle der stolzen Eugenie muß doch besetzt werden und dabei —“

„Dürfen Sie Glücklicher zugegen sein. Also keine Zeit verloren, schnell zu unserem Geschäft. Sie haben die Polizei gesehen?“

„Pfui Teufel! ja.“

„Haben Euer Durchlaucht gestern oder heute keine Gerüchte über mich in der Stadt gehört?“

Der Herzog sann einen Augenblick nach. „Ja, versteht sich!“ rief er alsdann, „Duell mit Herrn von Dankwart. Er widerspricht freilich, aber die Stadt ist voll davon. — Ah, Teufel! jetzt versteh' ich. Das will man verhindern.“

„So scheint es.“

„Sie haben Hausarrest!“

„Ich vermuthe fast.“

„Ah! Das leiden wir nicht. Und wollen Sie nicht mehr als meine Hülfe, um dieser Polizei unten eine Nase zu drehen?“

„Nicht blos der Polizei da drunten allein,“ versetzte laut lachend der Baron, „sondern auch Seiner Excellenz, dem Präsidenten, der jeden Augenblick erscheinen kann, natürlicher Weise, um sich wegen der genommenen Maßregeln“ — setzte er in leichtem Tone hinzu, — „gegen mich zu entschuldigen.“

„Vortrefflich. Deuten Sie mir aber nur gefälligst das Wie ein wenig an.“

„Vor allen Dingen,“ erwiderte der Baron, indem er auf Beil wies, „steht dort der Sekretär Euer Durchlaucht, — ein junger, talentvoller Arzt,“ sagte er flüsternd, „den ich vielleicht morgen nothwendig brauche.“

„Schön, schön,“ bemerkte lachend der Herzog, „also mein Sekretär, den ich natürlicher Weise nach Hause schicke, sobald der Präsident da ist. Aber nun die weitere Instruction.“

„Seine Excellenz, der Herr Polizeipräsident!“ meldete der Kammerdiener mit zitternder Stimme.

„Aeußerst angenehm!“ rief der Baron sehr laut, dann sagte er eilig und flüsternd zum Herzog: „Sie sind indignirt, gnädiger Herr, Polizei auf der Treppe des Hauses zu finden, das Sie mit Ihrem Besuch beehren, und entfernen sich so bald als möglich.“ Nach diesen Worten wandte er sich rasch herum und eilte dem Präsidenten mit dem Ausruf entgegen: „ah! wie glücklich macht es mich, Euer Excellenz so spät bei mir zu sehen. Doch nicht unerwartet,“ setzte er etwas pikirt scheinend hinzu. „Euer Excellenz haben sich, wie mir mein Kammerdiener sagte, schon vor mehr als einer Stunde drunten anmelden lassen.“

Daß der Polizeipräsident die Wohnung des Barons, gestern noch sein zukünftiger Schwiegersohn, heute — o, es war schrecklich, nur daran zu denken! — mit einem beklemmenden Gefühl be-

trat, war gewiß sehr zu entschuldigen. Doch obgleich sein Herz heftig schlug, obgleich seine Augen etwas zwinkerten und seine untere Kinnlade ein wenig bebte, ging er doch aufrechten Hauptes, mit hoch emporgehobener Nase diesem großen Momente entgegen. Er wußte, wem er im nächsten Angenblick entgegen treten würde; die vier Polizeibeamten hatten ihre Schande nicht verschweigen können und wehklagend berichtet von dem Flüchtlinge, den sie in jener Nacht verfolgt, hatten sein Aeußeres beschrieben und daß er bei dem Garten des Polizeipräsidenten verschwunden sei. Entsetzlich genug für Seine Excellenz, denn jener hatte darauf seine Wohnung betreten und hatte des Präsidenten eigene Tochter auf den Hofball geführt. Aufgestachelt durch all das hatte der Präsident den Wirth des Fuchsbaues einsetzen lassen, der übrigens Alles hartnäckig läugnete; ebenso Herrn Sträuber, der sich jedoch nicht lange bitten ließ, so vollständig zu beichten, als man nur wünschen konnte. Auch hatte Letzterer Zerknirschung und Reue geheuchelt, hatte jammernd versichert, wie glücklich er sich fühle, daß jenes elende Leben aufhöre, und daß ihm nun endlich Gelegenheit gegeben würde, in der stillen Zelle eines Gefängnisses über seine Vergangenheit nachdenken zu dürfen. Herr Sträuber war ein Mann von Umsicht und Phantasie, ihm war es nicht unbekannt, daß man bei einem unumwundenen Geständnisse den Inkulpaten der Gnade zu empfehlen pflege, er wußte ferner, daß es ihm mit einiger Heuchelei gelingen könne, selbst im Zuchthause nach und nach zu einer würdigen Stellung zu gelangen, vielleicht Aufseher irgend einer Werkstätte zu werden. Dann dachte er auch: die Gefangenschaft wird nicht ewig dauern, und wenn ich heraus komme, werden die kleinen Kapitälchen, bei den Damen Becker und Schwemmer angelegt, unterdessen auch ihre Zinsen getragen haben. Dies machte ihn biegsam und nachgiebig, und diese Nachgiebigkeit hatte ihm sogar die Gunst des Präsidenten verschafft.

Dieser, der wohl wußte, daß es bei der Gewandtheit des Barons

gefährlich sei, und auch für ihn als Vater unangenehm, sich mit demselben in Erörterungen einzulassen, hatte sich vorgenommen, ihm mit einem kurzen: „im Namen des Königs!“ entgegenzutreten. Deßhalb stierten seine Augen gerade aus, deßhalb war seine Nase hochrohend gerichtet, und schon wollte er den Mund öffnen, als er zu seiner großen Bestürzung den Herzog erblickte, der sich in einen Fauteuil geworfen hatte, lachend ein Bein über das andere schlug und Seiner Excellenz auf's Allerfreundlichste einen guten Abend bot. Der Präsident in seinem Amtseifer befand sich im Zustand eines Rennpferdes, dem plötzlich die Bahn versperrt ist und das nun mit den Zügeln gewaltsam zurückgerissen werden muß. Sein Zügel aber war die Nase, die er beim Anblick des Herzogs hastig ergriff, ziemlich unsanft herabdrückte, also parirte und zu gleicher Zeit vor dem Angehörigen des königlichen Hauses eine Verbeugung zu Stande brachte.

Ja, in der That, der Präsident war unangenehm überrascht, den Herrn Herzog hier zu finden, auch klang das Lachen Hochdesselben etwas herausfordernd, ebenso der Ton, mit dem er ihm seinen guten Abend bot. Auf die Bemerkung des Barons von vorhin eingehend, sagte er alsdann: „in der That, Euer Excellenz waren vortrefflich angemeldet. Alle Wetter! so viel Lärmen um Nichts. — Bitt' tausendmal um Verzeihung!“ korrigirte er sich, „ich will damit sagen, es sei eigentlich Luxus, eine so große Macht aufzubieten wegen so geringfügiger Ursache. Denn wir kennen genau den Zweck Ihres Besuchs, nicht wahr, Baron?“

„Vollkommen,“ entgegnete dieser, wobei er seine Cigarre dem Herzog hinhielt, der die seinige damit anzündete. „Excellenz rauchen nicht?“ wandte er sich hierauf verbindlich an den Chef der Polizei.

Dieser war mehr und mehr überrascht; er hatte geglaubt, ja sich damit geschmeichelt, sein Erscheinen mit bewaffneter Macht werde eine unsägliche Bestürzung bei dem Baron hervorbringen, und jetzt that derselbe, als sähe er durchaus nichts Außergewöhnliches darin,

ja, er und der Herzog nannten diese Ursache eine ganz geringfügige. Der Präsident befühlte seine Nase, er klapste leicht mit dem Finger daran, hob sie aber alsdann hoch empor, als ihm der Baron einen Fauteuil hinrollte, in den er sich, obgleich sehr würdevoll, niederließ.

Jetzt erinnerte sich Seine Durchlaucht Höchst Ihres Sekretärs und sagte dem Herrn Beil, indem er sich lange in dem Fauteuil ausstreckte: „Sie können jetzt gehen, ich habe nichts mehr für Sie."

Dieser hatte sich so aufgestellt, daß ihn der Präsident nicht sehen konnte, und bei dem Befehl des Herzogs zog er sich augenblicklich hinter die Portièren in's Vorzimmer. Doch hatte er das Gemach noch nicht lange verlassen, als der Kammerdiener des Barons hereintretend meldete: „die auf der Treppe aufgestellten Polizeibeamten weigerten sich, den Sekretär Seiner Durchlaucht passiren zu lassen."

„Wie ist das, Excellenz?" fragte der Herzog scheinbar erzürnt den Chef der Polizei. „Man will meinen Sekretär nicht passiren lassen? Haben Excellenz," fügte er mit sehr schneidendem Tone bei, vielleicht den Befehl dazu gegeben oder ist die Sache Mißverständniß? Ich denke wohl das Letztere, Herr Präsident, und bitte, daß dasselbe bald möglich aufgeklärt werde."

Der Chef der Polizei war einigermaßen betreten, beeilte sich aber, dem Herzog mit einer tiefen Verbeugung zu erklären, daß hier selbstredend ein Mißverständniß obwalte, doch werde er augenblicklich den Befehl geben, dem Sekretär Seiner Durchlaucht den Weg frei zu lassen.

„Bravo! vortrefflich!" flüsterte leise der Baron.

„Ueberhaupt muß ich mir erlauben," fuhr der Herzog fort, „Euer Excellenz zu bemerken, daß ich es, mildestens gesagt, für etwas stark halte, mit Polizei die Treppe eines Hauses zu besetzen, wo ich mich gerade befinde. Wenn Sie das nicht fühlen, Herr Präsident, so erlaube ich mir, es Ihnen zu sagen."

„Euer Durchlaucht werden zu Gnaden halten," entgegnete Seine Excellenz, „aber ich versichere Sie, ich hatte keine Ahnung davon, den Herrn Herzog hier zu finden. Gewiß, keine Ahnung," setzte er mit einem Seitenblick auf den Baron hinzu; „es hat mich wahrhaftig überrascht. Doch werde ich mich beeilen zu thun, was ich in der That Euer Durchlaucht schuldig zu sein glaube." Nach einer tiefen Verbeugung ging er alsdann in das Vorzimmer, und man hörte ihn mit lauter Stimme befehlen: „der Sekretär Seiner Durchlaucht passirt, auch sollen sich die Leute von der Treppe vor das Haus zurückziehen." Daß er dagegen einem der Polizeikommissäre zuflüsterte, in das Vorzimmer zu treten und sich in die Fensternische zu stellen, hörte man nicht.

„Nun schnell meine Instruktion!" flüsterte drinnen der Herzog.

„Ist fast unnöthig, bei der mir bekannten hohen Intelligenz Euer Durchlaucht. Verzeihen Sie mir, aber Entfernung so bald wie möglich." Bei diesen Worten rauschten die Thürvorhänge, und als der Präsident hierauf eintrat, sagte der Herzog gähnend und wie gelangweilt: „es ist heute Abend verdrießlich bei Ihnen, Baron, ich ziehe mich zurück. Sieht man Sie morgen?"

„O ja, ich hoffe, Sie werden mich sehen, gnädigster Herr," versetzte der Baron und fügte lächelnd bei: „wenn bis dahin mein Hausarrest vorüber ist."

„Das versteht sich doch wohl von selbst," sprach der Herzog. „Nicht wahr, Herr Präsident? Und auf alle Fälle, wenn man Sie nicht losläßt, so engagire ich den Major, hieher zu kommen. Vielleicht auch wird uns Seine Excellenz selbst das Vergnügen machen, einer Partie Whist à trois zu assistiren."

Der Baron lächelte so sonderbar, als er darauf entgegnete: „Eine charmante Idee, Whist à trois — mit dem todten Manne." Hierauf fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und fuhr in gefälligem Tone fort: „ehe Euer Durchlaucht gehen, erlaube ich mir

noch eine Bitte auszusprechen. Darf ich zwei Zeilen schreiben und Sie damit belästigen? Die Adresse ist Ihnen sehr bekannt."

„Mit Vergnügen," erwiderte der Herzog. „Ihr Kammerdiener soll unterdessen meinen Wagen vorfahren lassen."

Während der Herzog in's Vorzimmer ging, schrieb der Baron einige Zeilen, doch streckte Seine Durchlaucht gleich darauf den Kopf durch die Portièren herein und rief lachend: „ich bedarf eines Befehls Euer Excellenz, um fortfahren zu können. Teufel, Baron! Sie sind gut bewacht."

„Ich selbst fange an das zu glauben," entgegnete dieser, indem er sein Billet faltete und es dem Herzog übergab. „Gleich nachher zu übergeben," sprach er mit scharfer Betonung.

Der Präsident hätte gar zu gern die Adresse gesehen, da er vermuthete, der Brief sei an eine allerhöchste Person gerichtet.

„Ich lasse Sie also allein," sagte der Herzog, „allein mit unserem größten Tyrannen. Allein seien Sie menschlich, Herr Präsident; vergessen Sie das Sprichwort nicht: eine Hand wascht die andere, das heißt, wenn ich kann, so helfe ich dem Baron aus der Patsche, denn weßwegen er heute Ihre Aufmerksamkeit erregt, dafür kann ich Ihnen morgen ebenfalls empfohlen werden."

„Das wäre erschrecklich," meinte Seine Excellenz.

„Aber es ist so," sprach bestimmt der Herzog. „Zum Henker! man muß uns jungen Leuten nicht alle Freiheit nehmen wollen."

Der Präsident machte eine tiefe Verbeugung, und als der Baron dies ebenfalls that, ohne von der Stelle zu gehen, sagte der Herzog: „ich hoffe, Sie werden mich doch bis an die Grenzen Ihres Reichs begleiten, wenigstens bis zur Treppe. Ich habe das anzusprechen."

Herr von Brand warf achselzuckend und lächelnd einen Blick auf den Präsidenten, der selbst im Zweifel zu sein schien, was er thun solle. Doch faßte er sich schnell und bemerkte mit einem freundlichen Grinsen: „Euer Durchlaucht haben die Gnade, uns an unsere

Schuldigkeit zu erinnern. Auch ich werde die Ehre haben, Sie bis an die Treppe zu begleiten; muß ich doch auch den Befehl geben, daß man Sie passiren läßt," setzte er lächelnd hinzu. Damit faßte er triumphirend seine Nase und ging hinter dem Herzog und vor dem Baron in das Vorzimmer, nicht aber ohne einen Blick hinter sich zu werfen, ob ihm dieser auch folge.

„Dabei bitte ich aber," sprach lustig der Herzog, „daß Sie meinen Namen nicht hinab rufen. Der Teufel auch, die Leute draußen, die Ihre Polizei sehen, könnten ja glauben, der Baron und ich seien in Ausübung Gott weiß welchen Verbrechens hier abgefaßt worden."

In dem Vorzimmer angekommen, blieb Seine Durchlaucht stehen, hustete einigermaßen verlegen, denn ihm fehlte alle Instruktion zur weiteren Hülfe. Doch faßte er plötzlich einen sehr glücklichen Gedanken, und als der Präsident, der zur Treppe gegangen war und hinabgerufen hatte: „man läßt den Herrn, der jetzt kommt, passiren!" reichte er dem Baron zum Abschied die Hand und dann traten alle Drei auf den Vorplatz an die Treppe. In diesem Augenblick hatte auch der Kommissär seinen Platz am Fenster verlassen und sich der Thüre genähert, welche sich nur einen Schritt von dieser Treppe befand; der Baron dagegen hatte im Herausgehen einen bedeutungsvollen Blick mit seinem Kammerdiener gewechselt, der auch vollkommen zu verstehen schien, um was es sich hier handle, und, anscheinend ganz absichtslos, die offenstehende Thüre des Vorzimmers gegen die Treppe hin, mit der Hand faßte.

Der Herzog, der seine Rechte auf das Treppengeländer legte, hob sein'en Fuß, um hinuntersteigend auf die erste Stufe zu treten. Doch zog er ihn wieder zurück, schlug sich an die Stirn und sagte: „wie kann man auch so vergeßlich sein! Habe ich doch für Euer Excellenz eine Nachricht von ziemlicher Wichtigkeit." Damit faßte er den Rockknopf des alten Herrn und machte einen Schritt gegen das Vorzimmer zurück. „Heute Abend," bemerkte er hierauf, indem

er jedes Wort sehr langsam aussprach, „war Familiendiner, — Familiendiner, acht Couverts." Der Herzog ließ den Rockknopf nicht los und stand jetzt wieder auf der Schwelle des Vorzimmers. Der Präsident, der diese wichtige Nachricht nicht verlieren mochte, folgte ihm, ließ aber zu gleicher Zeit den Baron nicht aus dem Auge, der ganz ruhig an dem Treppengeländer lehnte und, wie aus Discretion, zurückblieb. — „Acht Couverts," fuhr der Herzog fort, „und Seine Majestät waren äußerst gnädig. — Bei dem Dessert sprachen Allerhöchstdieselben von dem bewußten Vorfalle — Sie erinnern sich doch des Vorfalls, Herr Präsident?" —

„Ich weiß in der That nicht, was Euer Durchlaucht meinen," versetzte Jener unaufmerksam, indem er dem Polizeikommissär einen Wink gab und mit den Augen auf die Treppe deutete.

„Wie Sie vergeßlich sind, bester Präsident!" sagte der Herzog, der nur einen Schritt von der Thüre entfernt stand. „Nun, ich meine den Vorfall mit der Baronin von W." Bei diesen Worten hatte er so vortrefflich manövrirt, daß der Polizeikommissär, der sich unverholen näherte, die Thüre nicht erreichen konnte, er hätte denn den Herzog auf die Seite drücken müssen.

Der Baron lehnte noch immer ruhig an dem Treppengeländer, und diese Unbeweglichkeit war wohl Schuld daran, daß der Polizeikommissär keinen gewaltsamen Versuch machte, auf den Vorplatz zu gelangen.

Der Kammerdiener hielt mit zitternder Hand die Thüre, und seine Blicke bohrten sich in die Augen des Herzogs. Er fühlte es, daß er in diesem wichtigen Momente von demselben einen Wink erwarten mußte.

„Man ist mit Ihrem Benehmen sehr zufrieden," flüsterte der Herzog, „sehr zufrieden." Damit erhob er seine Augen, maß den Raum zwischen sich und der Thüre, blickte den Kammerdiener eine Sekunde fest an, und dessen Absicht durchschauend, nickte er leicht mit dem Kopfe.

Die Thüre flog zu, der Präsident schrie laut auf, der Polizeikommissär rannte an das Fenster, und während der Herzog wie ein Besessener lachte und jubilirte, hörte man drunten vor dem Hause das Rollen eines Wagens und den scharfen Trab zweier ungeduldigen Pferde, die des langen Wartens müde, nun mit voller Kraft über das Pflaster dahingingen. Man konnte nicht drei Sekunden zählen, so wurde das Rollen schwächer und verlor sich in der Ferne. In diesen drei Sekunden aber war die Beschäftigung der Anwesenden im Vorzimmer des Barons sehr bemerkenswerth und bezeichnend.

Kaum hatte der Kammerdiener die Thüre zugeschlagen, so warf er sich mit seinem Körper gegen dieselbe und mit einem Blicke, als wollte er sagen: nur über meine Leiche geht der Weg über diese Schwelle, einem Blicke, vor dem der Präsident, der hinaus wollte, zurückschrak und darauf in seiner Gemüthsbewegung mit beiden Händen an seiner Nase riß, wie es andere Menschen wohl mit ihren Haaren zu machen pflegen. Der Polizeikommissär hatte versucht, ein Fenster zu öffnen, doch war dasselbe von innen mit festschließenden Läden versehen, und ehe er die Riegel derselben losbrachte, deutete ihm schon das Rollen des Wagens an, daß alle seine Bemühungen vergebens seien.

Der Herzog hatte sich in einen Stuhl geworfen, und je größer augenblicklich die Verwirrung im Zimmer war, desto toller lachte er.

„Wir haben ja einen reitenden Gensdarmen in der Nähe," sprudelte endlich der Präsident, zugleich heftig nach Athem schnappend, hervor. „Lassen wir augenblicklich dem Wagen nachsetzen."

„Der Gensdarme müßte ein vortreffliches Pferd haben," jubelte der Herzog, „wenn er meine Ungarn einholen wollte. — Ah! der Spaß wäre für eine Million nicht zu theuer."

Jetzt erst fielen die umherirrenden Blicke des Präsidenten auf Seine Durchlaucht, und seine Hände, die sich krampfhaft öffneten und schloßen, schlugen nun heftig zusammen, indem er verzweiflungsvoll ausrief: „und Sie können über diese entsetzliche Geschichte

lachen, wie — wie — o Gott! nein, wissen denn Euer Durchlaucht auch —"

„O ich weiß Alles," sagte der Herzog, vor Lachen fast erstickend.

„Daß der Baron — verhaftet werden sollte —"

„Von einer halben Compagnie Polizeisoldaten, geführt von mehreren Kommissären und befehligt von dem Chef der Polizei in Person. Das ist ja gerade der Hauptspaß. Nehmen Sie mir nicht übel, Excellenz, das ist eine Geschichte für das morgige Frühstück, die nicht zu bezahlen ist."

„Gerechter Gott! bin ich denn ein Narr oder —" hier schien der Präsident sich wegen dieser wichtigen Frage bei seiner Nase Raths erholen zu wollen. Er hielt sie ein paar Sekunden fest, dann aber sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme: „also Euer Durchlaucht wissen Alles?"

„Alles, Excellenz."

„Daß der Baron verhaftet werden sollte?"

„Alles — um ein Duell mit dem Herrn von Dankwart zu verhindern."

Bei diesen Worten fuhr der Präsident einen Schritt zurück, um darauf wieder zwei vorwärts zu schnellen, bis dicht vor Seine Durchlaucht, welcher ob dieser heftigen Bewegung mit seinem Lachen plötzlich inne hielt und erstaunt aufblickte. Dabei hob der Präsident die Hände gen Himmel und schrie: „nein! nein! nein! O über die Thorheit von euch jungen Leuten! — Der Baron — Gott verdamm' ihn! — O was Baron! — wegen eines Duells, glauben Sie, hätte ich ihn verhaften wollen? — Wissen Euer Durchlaucht, wem Sie fortgeholfen haben? — dem Chef einer Räuberbande, dem gefährlichsten Menschen im ganzen Königreiche. — O heilige Vorsehung! Ich hatte ihn so gut in meiner Hand — und jetzt!" — Damit schien ihn alle Kraft verlassen zu haben, er warf noch einen wehmüthigen Blick auf die linke, leere Seite seines Fracks, und knickte darauf zusammen wie ein Taschenmesser. Ja, er wäre

unfehlbar auf den Boden niedergesunken, wenn ihn nicht der Kommissär mit starkem Arme aufgefangen hätte. An dessen blauem Busen — er trug nämlich eine Uniform von dieser Farbe — erholte er sich langsam wieder, faltete dann trauernd seine Hände und wandte seinen Kopf herum, indem er sprach: „Braun, wer uns das vor einer Stunde prophezeit hätte!“

Der Herzog war übrigens bei den Worten, welche ihm die Excellenz vorhin zugerufen, wie ein Bild der höchsten Ueberraschung dagesessen. Jedes Lächeln war von seinem Gesichte verschwunden, und da er an dem Jammer, in dem sich der Präsident befand, wohl sah, daß sich dieser würdige Staatsbeamte keinen Scherz mit ihm erlaubte, so biß er sich heftig auf die Lippen und sagte, indem er die Augenbrauen finster zusammenzog: „alle Teufel! Herr Präsident, das hätten Sie mir auch schon vorhin sagen können!“

„Ließen Sie mich denn zu Worte kommen!“ jammerte der Andere. „Zuerst mußte ich die fabelhafte Geschichte von dem Diner hören, an der — ich bitte um Verzeihung — gewiß kein wahres Wort ist; und dann lachten Sie wie — wie ich in meinem Leben nichts Aehnliches gehört. Euer Durchlaucht,“ fuhr er sich ermannend fort, „das ist ein schlimmer Handel. Ich hätte natürlicher Weise keine Rücksichten sollen gelten lassen. Aber wie mir Euer Durchlaucht mitgespielt, das kann ich unmöglich Seiner Majestät verschweigen.“

Der Herzog zuckte die Achseln, als wolle er sagen: daran ist nichts zu ändern. Dann aber rief er auf einmal: „warten Euer Excellenz einen Augenblick. Da habe ich ein Schreiben des Barons an Sie. Alle Wetter! das hätte ich beinah' vergessen. Lesen wir, lesen wir, und dann wollen wir Kriegsrath halten.“

Begierig nahm der Präsident das Billet aus den Händen des Herzogs und entfaltete es. Der Polizeikommissär hielt das Licht und der Herzog schaute dem Präsidenten über die Schulter, während er las:

„Euer Excellenz

werden es einem alten und genauen Bekannten nicht zu ungnädig nehmen, daß er sich heute Abend der Ehre Ihrer Gesellschaft ent-

zieht. — Sehr dringende Geschäfte veranlassen mich, heute Nacht und morgen von Hause abwesend zu sein.

Da ich aber zu gleicher Zeit überzeugt bin, daß Euer Excellenz nicht ohne die triftigsten Gründe mit so großem Gefolge in meiner Wohnung erschienen sind, so werde ich nicht ermangeln, mich morgen um diese Stunde hier einzufinden.

Indem ich mir erlaube, den Scherz Seiner Durchlaucht des Herrn Herzogs mir zu eigen zu machen, bin ich so frei, Euer Excellenz demgemäß auf morgen Abend zu einer Partie Whist einzuladen, und zwar à trois mit einem todten Mann."

So las der Präsident, und Alle schauten sich verwundert an; der Kommissär schüttelte den Kopf und Seine Excellenz meinten: „Glaub' das der Henker."

Der Herzog allein nahm die Partei des Verschwundenen, indem er bemerkte: „das ist jedenfalls ein Ausweg; ich bitte, ich beschwöre Sie, Herr Präsident, warten Sie bis morgen Abend. Wie ich den Baron kenne, bin ich überzeugt, er stellt sich. Deßhalb machen Sie um Gotteswillen heute Abend und morgen keinen Lärmen; lassen Sie Ihren Leuten drunten sagen, Sie hätten dem Baron wegen eines Duells einen Hausarrest ankündigen wollen, er sei aber verschwunden. Kehrt er morgen Abend zurück, so machen Sie was Sie wollen, kehrt er nicht zurück, so haben Sie immer noch Zeit, die Sache bekannt werden zu lassen."

„Was meinen Sie, Braun?" fragte der Präsident, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte. „Der Karren ist so wie so verfahren, und wenn er wirklich wieder käme, so hätten wir in der That die ganze blamable Geschichte nicht zu erzählen."

Der Polizeikommissär zuckte die Achseln und pflichtete ebenfalls nach einiger Ueberlegung Seiner Durchlaucht Meinung bei.

„So sei es denn also," sprach bestimmt der Präsident, indem er das Billet wieder zusammen faltete. „Aber wir, die wir hier beisammen sind, geloben uns bis morgen Abend ein feierliches Stillschweigen. Was diesen alten Herrn da anbelangt," fuhr er mit einem Wink auf den Kammerdiener fort, „so ist es meine Ansicht, denselben scharf unter Aufsicht zu halten. Braun, lassen Sie deßhalb

ein paar vertraute Leute im Hause. Und nun," sprach er achselzuckend und mit einem tiefen Seufzer, „sind wir fertig, und wenn Euer Durchlaucht also befehlen —"

„Mir thut die verdrießliche Geschichte wahrhaftig leid," entgegnete dieser, während er seinen Hut nahm. „Aber seien Excellenz versichert, daß ich Ihnen mit meinem ganzen Einfluß zur Seite stehen werde. Thun Sie mir dagegen die Liebe, bester Präsident, und erzählen mir beim Nachhausefahren, was es denn eigentlich mit dem Baron für eine Bewandtniß hat. — Horreur! der Chef einer Räuberbande, haben Sie gesagt?"

Während Seine Excellenz trübselig mit dem Kopfe nickte, gingen die Beiden der Treppe zu, doch ehe sie hinabstiegen, meinte der Präsident: „was er nur mit seiner Einladung hat sagen wollen? Zu einem Whist à trois mit einem todten Manne! Ich verstehe das nicht." —

„Aber ich verstehe es," sprach tief aufseufzend der alte Kammerdiener drinnen im Zimmer; dann sank er auf einen Stuhl nieder und verbarg sein Gesicht in beide Hände.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Des Jägers Bericht.

Während geschah, was wir in den letzten Kapiteln erzählten, war der Winter ziemlich vorüber gegangen, und das beginnende Frühjahr zeigte sich schon in einzelnen schönen, heiteren Tagen, — Tagen, an welchen das Land von der Sonne erwärmt, einen erdigen, aber angenehmen Duft ausströmen läßt, wo die Grashalme sich zu strecken scheinen, und die Zweige den innigsten Trieb zeigen, sich baldigst mit Knospen zu bedecken. Um diese Zeit werden die Glashäuser und Frühbeete nach und nach von ihrer Umhüllung befreit, man lockert die Rosen auf, die während des Winters mit Erde bedeckt, ruhig schlummerten, man gibt auch den in ihren gläsernen Käfigen eingesperrten Pflanzen Luft, indem man schon auf längere Zeit die Fenster offen läßt und Sonnenlicht und frische, erquickende Luft über ihre sehnsüchtig zitternden Blätter dahinströmen läßt.

So war man auch in dem kleinen Garten beschäftigt, welcher den Pavillon umgab, in dem Graf Fohrbach wohnte. Obgleich es drei Uhr Nachmittags war, standen doch die Fenster seines Salons offen, und die hereinströmende, jetzt schon wieder etwas kühle Luft vermischte sich wehend mit der warmen, die das lodernde Feuer des Kamins umspielte.

Der Graf war nicht in seinem Salon, sondern befand sich im Ankleidezimmer, dessen Thüre aber ebenfalls geöffnet war; er lag in einem Fauteuil, hatte diesen so gedreht, daß die kühlere Luft von draußen, geschwängert mit den oben erwähnten Frühlingsdüften, über sein Gesicht hinstrich. Neben ihm in der Sophaecke saß der Major von S. Beide rauchten vortreffliche Cigarren, doch verscheuchte der Graf den Dampf, den er von sich blies, augenblicklich wieder mit der Hand, um alsdann wieder einen tiefen Zug Luft zu sich zu nehmen.

„An einem solchen Tage," sagte er, „wenn man so recht merkt, daß der Winter hinter uns liegt, fühlt man sich doch wie dem Gefängniß entsprungen. Hinter uns finstere, schwarze Mauern, die bisher fest verschlossenen Thore weit geöffnet, und vor uns Freiheit, sowie herrliche, göttliche Luft."

„Das wirst du diesmal ganz besonders finden," meinte der Major lächelnd, „bricht doch für dich nächstens ein Frühling an, so süß und berauschend, wie man ihn in diesem Leben nur ein einziges Mal genießen kann. Habe ich das doch auch erlebt."

„Wenn ich daran denke," entgegnete der Andere, indem er einen Moment seine Augen mit der Hand bedeckte, „so hört mein Herz auf zu schlagen, und ich kann nur mühsam Athem holen. Ist es dir auch so ergangen?"

„Gerade so," erwiderte der Major lachend. „Und ich will nur hoffen, daß sich deine Erinnerungen an diese Zeit nie trüben mögen. Doch davon bin ich überzeugt, denn Eugenie ist ein so vortreffliches Wesen, ein so reiches und liebes Herz, daß du mit ihr glücklich werden mußt."

„Und mir wirst du hoffentlich ebenfalls einige Vortrefflichkeit und Liebe nicht absprechen?"

„Ja, du hast gute Eigenschaften, und bei sorgfältiger Erziehung kann mit der Zeit noch was Rechtes aus dir werden.“

Der Graf blickte lächelnd vor sich auf den Boden, stieß die Asche von der Cigarre und dachte über seine künftige Erziehung nach.

„Wie ist es denn mit dem heutigen Diner?“ fragte der Major nach einer Pause, „es ist wohl sehr groß und wird eine starke Feierlichkeit absetzen. — Ah! wenn das schon vorüber wäre! Ich werde wohl einen Toast halten müssen, und das kommt mich immer entsetzlich sauer an. Sind wir in der That sehr zahlreich?“

„An die vierzig Couverts,“ glaub' ich. „Papa hat's nun einmal nicht anders gethan.“

„Doch alle unsere genauen Bekannten?“

„Versteht sich. Nur Steinfeld wird fehlen; er ist plötzlich abgereist.“

„Ah! ich verstehe das, der arme Kerl!“

„Warum arm?“ meinte der Major. „Er liebt die Baronin noch so leidenschaftlich wie damals, als er sie zum ersten Male gesehen. Erinnerst du dich noch des Abends draußen in deinem Salon nach dem Balle drüben, als er uns jene Geschichte erzählte? Damals waren sechs Jahre vorüber. Und mit welchem Feuer, welcher Leidenschaft sprach er von der Begebenheit!“

„Er wird die Baronin heirathen?“ fragte der Graf.

„Versteht sich von selbst. Die Scheidung wird in den nächsten Tagen ausgesprochen. Ich bin überzeugt, die Beiden werden sehr glücklich mit einander sein. Natürlich wird er vor der Hand nicht hieher kommen können und wollen.“

„Das begreift sich. Aber der General hat sich so verhaßt gemacht, daß Alles Partei für die arme Frau nimmt.“

„Und er?“ fragte der Major nach längerem Stillschweigen.

Der Graf zuckte die Achseln, während ein düsterer Schatten über seine vorhin so freundlichen Züge flog. „Das ist ein räthselhafter Mensch,“ sagte er nach einer Pause.

„Für dich und Steinfeld wohl nicht so sehr als für uns Andere,“ meinte lächelnd der Major. „Aber ich achte euer Geheimniß. Ich mag den Baron wohl leiden. Coeur de rose ist nicht so übel.“

Bei diesen Worten trat der Kammerdiener leise in den Salon, blieb dort stehen, bis die Blicke des Grafen auf ihn fielen, dann sagte er mit leiser Stimme: „so eben ist der Jäger zurückgekommen und wünscht Euer Erlaucht sprechen zu dürfen."

„Darauf bin ich begierig!" rief der Graf, indem er aufsprang. „Er soll augenblicklich hereinkommen. Bleibe nur," wandte er sich an den Major, der sich ebenfalls erheben wollte. „Ich will in dieser Sache keine Geheimnisse vor dir haben. Was mir der Jäger zu sagen hat, ist für uns alle sehr ernst und wichtig und betrifft den, von welchem wir eben sprachen."

„Den Baron von Brand?"

Der Graf nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „er hat mich gestern um meinen Jäger gebeten; ich weiß nicht, weßhalb er zu dem Rencontre von seinen eigenen Leuten Niemand nehmen wollte."

„Zu welchem Rencontre?" fragte überrascht der Major.

„Mit Herrn von Dankwart. Es scheint, sie haben sich heute geschossen."

„Das ist seltsam," meinte der Major kopfschüttelnd; „ich habe Herrn von Dankwart gestern Abend noch gesprochen, von der betreffenden Angelegenheit versicherte er mich gerade das Gegentheil."

„Aus Discretion."

„Und sagte, der Baron habe ihm einen versöhnenden Brief geschrieben, den er im Nothfall überall zeigen könne."

„So hören wir den Jäger, ich bin fest überzeugt, die Sache ist anders."

Hier trat Franz in den Salon, und sein Herr, der schnell nach ihm hinblickte, fuhr betroffen zurück. „Ah!" sagte er zu dem Major, „die Sache ist ernsthaft. So verstört sah ich das Gesicht meines Jägers, dieses sonst so ruhigen Menschen, nie."

Und so war es auch in der That. Franz Karner, der auf einen Wink des Grafen langsam näher schritt, ging gegen seine Gewohnheit ziemlich gebeugt. Sein Gesicht war bleich, seine Augen roth unterlaufen, seine Lippen zuckten, und da er das wohl fühlen und doch nicht sehen lassen mochte, biß er sie fest über einander.

Der Major war ebenfalls aufgestanden und blickte bestürzt bald den Jäger, bald seinen Freund an.

„Ah! du bist zurück!“ rief dieser. „Nun sprich, was ist geschehen? Ein Unglück — gewiß ein Unglück!“

Der Jäger wagte es nicht, zu sprechen, und nickte stumm mit dem Kopfe.

„Dem Baron ist ein Unglück geschehen?“ fuhr Graf Fohrbach hastig fort. „Sammle dich, Franz, und erzähle uns die Geschichte ruhig dem Verlaufe nach. — Ah, Teufel! sei ein Mann,“ fuhr er nach einer Pause fort, als er bemerkte, daß der Blick des Andern seltsam flimmernd wurde. „So laß hören!“

Der Jäger öffnete langsam die Lippen, nachdem er mit der Hand über die Augen gefahren war, dann sagte er mit tiefer, fast tonloser Stimme: „ehe ich Euer Erlaucht berichte, was gestern und heute geschehen, will ich zur Rechtfertigung meines auffallenden Betragens nicht verschweigen, daß ich den Herrn Baron von Brand früher gekannt und genau gekannt, ehe ich in den Dienst Euer Erlaucht trat.“

„Ich weiß das, er hat dich mir ja empfohlen.“

„Daß er öfters mein Wohlthäter wurde, daß ich ihn achtete und liebte. — O, sehr liebte, denn er war ein guter Herr. Euer Erlaucht werden mir verzeihen, aber ich muß die Wahrheit sagen, sollte auch für mich daraus erfolgen, was da wolle. Ich kannte alle seine Verhältnisse.“

„Das habe ich mir gedacht,“ erwiderte der Graf nach einer Pause. „Aber gleichviel, Franz. Für mich ist der Baron von Brand nur der Baron von Brand, und was dich betrifft, so gehen mich deine früheren Verhältnisse nichts an.“

„Das lohne Ihnen Gott,“ versetzte der Jäger; „und er wird Sie dafür belohnen.“ Er murmelte diese Worte nur, doch verstand sie der Graf vollkommen. Dann streckte sich der Jäger lang in die Höhe, unterdrückte einen tiefen Seufzer und fuhr fort: auf die Bitte des Herrn Baron von Brand erlaubten mir Euer Erlaucht, denselben begleiten zu dürfen. Zu diesem Zweck erwartete ich gestern Abend

den Herrn Baron um neun Uhr vor dem E'schen Thor mit dem Wagen. So hat er es mir befohlen."

„War es ein Reisewagen?" fragte der Graf.

„Nein, ein leichtes Coupé, aber mit vier Pferden bespannt. — Es mochte fast halb zehn Uhr sein, da hörte ich, daß sich ein Wagen dem Thor näherte, und zwar so schnell, als zwei tüchtige Pferde nur zu laufen im Stande sind. Es war das die Equipage Seiner Durchlaucht des Herrn Herzogs Alfred. Trotzdem es sehr dunkel war, erkannte ich den Kutscher, der seine Pferde neben dem Coupé parirte. Der Herr Baron von Brand sprang heraus, und der Wagen, mit dem er gekommen, kehrte augenblicklich in die Stadt zurück. Der Herr Baron begrüßte mich freundlich, befahl, auf der Chaussee nach der ersten Station zu fahren, und stieg eilig in den Wagen."

„Wie war er gekleidet?" fragte aufmerksam der Graf.

„Ueber dem gewöhnlichen Anzug trug er einen weiten Radmantel und auf dem Kopfe hatte er einen runden Hut."

„Und war bewaffnet?"

„Ja, Euer Erlaucht, mit zwei Pistolen."

Der Graf warf seinem Freunde einen bezeichnenden Blick zu und sagte hierauf: „und sonst war Niemand dabei?"

„Niemand. — Ich stieg auf den Bock und wir fuhren davon. Die Postillone, denen ein gutes Trinkgeld versprochen war, ließen tüchtig laufen, so daß wir bald die Station erreichten. Dort wurde umgespannt und wir fuhren weiter.

„Aha! nach Königshofen," sagte kopfschüttelnd der Major. „Es ist das der gewöhnliche Ort."

„In Königshofen," erzählte der Jäger weiter, „begab sich der Herr Baron in das dortige Wirthshaus, ließ sich ein Zimmer geben, befahl mir darauf zu Bette zu gehen, ihn aber heute Morgen vor Tagesanbruch zu wecken. Ich verabschiedete die Postillone, mochte aber nicht schlafen gehen, vielmehr schritt ich Stunden lang um das Haus herum, und bemerkte wohl, daß in dem Zimmer des Herrn Baron immerfort ein helles Licht brannte. Er war ebenfalls nicht zu Bette gegangen, denn als ich, dem Befehle gemäß, vor Tages-

anbruch seine Thüre öffnete, saß er an seinem Tische und siegelte Briefschaften zu. Ah! du bist schon da! rief er mir entgegen; die Zeit ist schnell verstrichen. — Ich habe mich bemüht, Erlaucht, seine Worte meinem Gedächtnisse festzuhalten; es schien mir das wichtig," sagte der Jäger in bestimmtem Tone. — „Der Tag fing an zu grauen," fuhr Franz darauf in gewöhnlichem Tone fort, „und der Herr Baron wollten seine Toilette machen, doch hatte er Alles mitzunehmen vergessen. Ich sorgte so gut als möglich dafür und nachdem ich ihm das Haar einigermaßen arrangirt, zog er sein Schnupftuch hervor und roch daran. Ich wollte, sprach er alsdann, daß ich nicht vergessen hätte, gestern Abend noch ein paar Tropfen aufzuträufeln. Ich liebe den Geruch und er hätte mir so manche Erinnerung noch einmal frisch vor die Seele geführt."

„Coeur de rose," sagte nachdenkend der Graf. „Wer hätte das gedacht, als wir uns hier vor einigen Monaten über sein Odeur lustig machten. Doch weiter!"

„Er gab mir einige Briefe, um sie auf die Post zu werfen. Die Pistolen nahm er selbst unter den Mantel, dann verließen wir das Haus, gingen durch Königshofen durch und stiegen hinter dem Dorfe die Anhöhe hinauf."

„Der Weg führt nach einer einsamen Waldlichtung, ich kenne ihn wohl," sprach nachdenkend der Major.

„Und was dachtest du von allem dem?" fragte der Graf seinen Jäger.

„Fast das Gleiche fragte mich der Herr Baron, als wir den Wald hinauf gingen. Ich antwortete ihm, er könne wohl ein Duell vorhaben, doch sehe ich weder Gegner noch Sekundanten. — Die kommen Alle von der andern Seite, entgegnete er mir. Und du bist wohl klug genug, einzusehen, daß hier eine Sache vor sich geht, die mit großer Heimlichkeit betrieben werden muß."

Der Major wechselte mit seinem Freund einen bedeutsamen Blick, welch Letzterer die Achseln zuckte und sehr ernst nach Oben sah.

„Ja, ich habe ein Duell vor, so fuhr der Baron fort, und

einen gefährlichen Gegner. Ich weiß wohl, wie der schießt, sagte er sonderbar lächelnd, fehlt auf fünfundzwanzig Schritte nie ein Aß und kann auch wohl die Kugeln auf einer starken Messerklinge theilen. — Da müßte er ja fast so gut schießen wie Sie, gnädiger Herr, erlaubte ich mir zu bemerken, worauf er entgegnete: ganz genau wie ich, deßhalb ist die Sache sehr zweifelhaft, da er den ersten Schuß hat, und befolge daher genau, was ich dir auftrage. Hier müssen wir scheiden, zieh deine Uhr hervor und richte sie nach der meinigen. — Es war sechs Uhr. — In einer halben Stunde wird wohl Alles vorüber sein. Dann folgst du dem schmalen Weg, den ich jetzt hinaufsteige, und findest oben eine Waldlichtung. Da wirst du schon selbst sehen, was zu thun ist. — Ich bat ihn, mich mitzunehmen, doch er wiederholte seinen Befehl ernst und strenge. Und er konnte sehr ernst sein, der Herr Baron," sagte der Jäger gedankenvoll. — „Er nahm also Abschied von mir, indem er mir noch vorher seine Brieftasche übergab, um die Rückfahrt für die Postillone zu bezahlen, sagte er. Dann stieg er zwischen den Bäumen aufwärts und meine Blicke folgten ihm. Euer Erlaucht werden wir verzeihen, wenn ich Ihnen gestehe, daß es mir fast das Herz zerbrach, als ich ihn so leicht und gewandt da hinaufsteigen sah, ein Herr in den besten Jahren, ja in voller Kraft der Jugend."

„Und warum folgtest du ihm nicht?" fragte fast athemlos und tief bewegt der Graf.

„Sein Befehl war gemessen, Erlaucht. Und dann kannte ich auch meinen ehemaligen Herrn. Er hätte mich niedergeschossen, wenn ich ihm gefolgt wäre, ohne daß mein Tod," setzte er trübe lächelnd hinzu, „sein Duell verhindert hätte. — Mehrmals blieb er stehen und wandte sich rückwärts gegen das Thal. Man sieht von dort oben weit in der Ferne die Residenz vor sich ausgebreitet liegen. Dahin schien er mehrmals zu schauen, aber auch auf mich fiel sein Blick, und als er mich so ruhig da unten warten sah, winkte er mir noch einmal freundlich mit der Hand zu. — O sehr freundlich. — Und gleich darauf war er zwischen den Bäumen verschwunden." — —

Diese letzten Worte hatte der Jäger mit kaum verständlicher Stimme gesprochen. Dann sagte er: „verzeihen mir Euer Erlaucht, aber ich kann nicht anders;“ worauf er seine Hände vor die Augen preßte und einige Sekunden so verblieb.

Der Graf hatte seine Cigarre weggeworfen und er sowie der Major blickten in der größten Spannung auf den Jäger, der nun die Hände langsam niedersinken ließ, tief aufseufzte und fortfuhr: „darauf befand ich mich allein in dem Walde. O es waren das schreckliche Augenblicke! Und ich horchte wohl athemlos auf jedes Geräusch, wenn weit von mir entfernt irgend ein Wild durch das dürre Laub raschelte, wenn ein welkes Blatt neben mir zu Boden fiel, so schrak ich zusammen, indem ich befürchtete, irgend etwas Anderes überhört zu haben. O Herr Graf, wenn man im dichten Walde auf etwas lauscht, wobei das Herz mit im Spiele ist, so ist die Stille, die uns umgibt, feierlicher und ernster als die Ruhe eines Kirchhofes. Ich kenne das,“ setzte er mit leiserer Stimme bei. — „Auf einmal knallte ein Schuß. — Gnädiger Herr, ich habe Schüsse knallen hören unter schauerlichen Verhältnissen. Aber so wie dieser heute Morgen hat mich nie was erschüttert. Gleich darauf fiel ein zweiter. Ich riß meine Uhr heraus und als ich sah, daß es halb Sieben war, stürzte ich den Waldweg hinan. So eilig ich auch war, so blieb ich doch zuweilen zitternd stehen und lauschte. — Was konnte es mich auch nützen, daß ich schnell an Ort und Stelle kam, mir ahnete ja doch, was ich finden würde? Dann spielte ich mir auch wohl eine falsche Hoffnung vor und blieb ich in der Absicht stehen, um vielleicht die Schritte der andern Partei zu vernehmen. Aber,“ setzte er trübe lächelnd hinzu, „ich hörte nichts dergleichen. Der Wald war entsetzlich stille, nur das Laub rauschte unter meinen Füßen, hie und da flatterte ein Vogel und von weit her sang der Kukuk sein melancholisches, einförmiges Lied.“

„Endlich fandest du ihn!“ rief gespannt der Graf, als der Jäger vor sich hinstarrend schwieg.

„In der Waldlichtung. — Herr, wie er mir vorausgesagt.“

„Allein?“

„Ganz allein.“

„Und —“

„— Todt,“ sagte der Jäger nach einem tiefen Athemzuge. „Die Kugel war ihm durch's Herz gegangen.“

„Ah! das ist entsetzlich!“ rief der Major. „Du sahst Niemand? Du vernahmst also wirklich keine Schritte, die sich entfernten?“

„Ich sah nichts als die Sonne, die ihren Strahl über seine bleichen Züge warf, und ich hörte nichts als die lauten Worte des Jammers, mit welchen ich mich neben ihn hinwarf. Denn, Herr Graf, ich hatte ihn sehr geliebt, meinen ehemaligen Herrn, den Baron von Brand.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Und was denkst du über die ganze Geschichte?“ fragte der Graf nach einer langen, langen Pause.

„Ich denke nur, was er mir sagte,“ erwiderte der Jäger mit feierlicher Stimme. „Ich will mein Leben dafür lassen, daß er im Duell gefallen. Denn so hat er ja gewollt, daß man glaube.“

„Ja, er hat so gewollt,“ sprach Graf Fohrbach nachdenkend, „sein Lauf war zu Ende, wie er mir auf jenem denkwürdigen Maskenballe sagte, und er soll einen ehrenvollen Tod gestorben sein.“

„Von der Hand des —“ fragte der Major mit bedeutsamem Blick.

Worauf der Andere entgegnete: „Herr von Dankwart ist bei allen seinen kleinen Schwächen ein Ehrenmann, das ist nicht zu bestreiten.“

„Allerdings nicht,“ meinte der Major. „Aber er wird die ganze Geschichte hartnäckig läugnen.“

„Nehmen wir an aus Discretion, wie ich vorhin sagte,“ erwiderte Graf Fohrbach, „die Welt wird doch an das Duell glauben, und so hat es der Unglückliche gewollt. Er ruhe sanft. — Doch laß uns das Ende deiner Geschichte hören,“ wandte sich der Graf nach einigem Stillschweigen an seinen Jäger.

„Ich holte Leute aus dem Dorfe,“ fuhr dieser fort, „und brachte ihn nach Königshofen zurück. Ich ließ Aerzte kommen, ob-

gleich ich wußte, daß das unnütz war. Darauf brachte ich ihn in seinen Wagen und kehrte langsam nach der Residenz zurück."

„Und wo ist er jetzt?"

„In seinem Hause. Ich habe ihn dem alten Kammerdiener übergeben, der darauf vorbereitet zu sein schien. Denn obgleich er trostlos und verzweifelt that, sagte er doch unter Thränen, er habe das wohl vorher gewußt."

„Und die Briefschaften, die dir der Baron gab?"

„Warf ich auf die Post, bis auf einen, den er mich beauftragte, Punkt neun Uhr Seiner Excellenz dem Herrn Polizeipräsidenten eigenhändig zu übergeben, wozu vielleicht Euer Erlaucht so gnädig sind, mir später Urlaub zu ertheilen."

Der Graf Fohrbach wechselte mit dem Major einen Blick, dann erwiderte er dem Jäger: „allerdings, du sollst überhaupt den heutigen Nachmittag und Abend für dich haben, und erst morgen Früh," setzte er mit Betonung hinzu, „den Dienst bei mir wieder in deiner gewohnten Pünktlichkeit und — Treue antreten."

„Wie danke ich Ihnen für dies Wort," sprach der Jäger tief erschüttert. Dann verließ er auf einen Wink seines Herrn Kabinet und Salon.

„Es ist ein trauriges und doch gutes Ende für den Baron," sagte Graf Fohrbach nach einer Pause. „Wir müssen übrigens seinen letzten Willen erfüllen und das Gerücht verbreiten helfen, er sei im Duell gefallen. Herr von Dankwart wird das heftig läugnen, aber nachher, wenn er sieht, daß man ihm doch nicht glaubt, wird er am Ende gezwungen, das Rencontre achselzuckend zuzugeben."

„Verlaß dich auf mich," entgegnete der Major, „es soll auf ihm hängen bleiben. Aber sage mir, Eugen, wie verstehe ich das? hat der Baron wirklich etwas mit der Polizeidirection zu schaffen gehabt? Auf dem letzten Hofball sprach man von einer Brautschaft zwischen ihm und der Tochter des Präsidenten."

„Ich hörte auch davon, glaubte aber nicht daran."

„Muß man," meinte der Major, „heute noch den Tod des Barons geheim halten oder kann man nach Tisch darüber sprechen?"

„Natürlich wollen wir darüber sprechen, um so mehr, da Herr von Dankwart da ist. Wir werden überhaupt nicht die Einzigen sein, die die Sache erfahren haben.“

„Schön,“ versetzte der Andere, indem er sich zum Weggehen anschickte; „ich verlasse dich jetzt. Es ist vier Uhr und du hast doch etwas Sammlung nothwendig.“

„Und Toilette!“ lachte der Graf, während er seinem Freunde die Hand reichte.

„Adieu denn bis nachher!“

„Adieu, Major!“

Mit kurzen Worten wollen wir dem Leser noch sagen, daß das heutige Diner bei Seiner Excellenz dem Kriegsminister äußerst glänzend war, daß bei demselben die Verlobung zwischen Eugenie und dem jungen Grafen proklamirt wurde, und daß der Major hierauf bezüglich einen gar schönen Toast ausbrachte. Das unglückliche Ende des Barons war übrigens schon bekannt geworden und man schrieb dasselbe allgemein einem Duell mit Herrn von Dankwart zu. Es half auch nichts, daß dieser auf's Feierlichste das Gegentheil versicherte, ja daß er sich anheischig machte, ein Alibi beweisen zu wollen. Man zuckte die Achseln, man verbeugte sich lächelnd, sobald aber Herr von Dankwart den Rücken gewendet und anderswohin getänzelt war, so sagte man: „das ist erstaunlich; wer hätte das gedacht!“

„Und der Baron war ein immenser Pistolenschütze,“ meinte ein Anderer, und ein Dritter setzte hinzu: „was mich bei Herrn von Dankwart nur wundert, ist einzig und allein, wie man nach einer so furchtbaren Catastrophe — am gleichen Tage mit der Ruhe sein Diner einnehmen kann.“

„Erstaunlich!“

„Erstaunlich!“ wiederholten Alle, und Herr von Dankwart wurde von da mit weit größerer Ehrfurcht betrachtet, als dies bisher geschehen.

Auch der Präsident war bei dem Diner gewesen, war aber sehr still und nachdenkend und verkehrte fast nur mit dem Herzog Alfred, mit dem er sich längere Zeit in einer Ecke des Salons eifrig unterhielt. Gegen acht Uhr verließ er die Gesellschaft und fuhr nach Hause. Dort hatte er mit seiner Gemahlin eine heftige Scene, bei welcher

endlich auch Fräulein Auguste, aber sehr niedergeschlagen und mit rothgeweinten Augen erschien. Wer der Gegenstand der Unterhaltung in der Familie war, werden wir dem Leser nicht zu sagen brauchen, dagegen wollen wir nicht verschweigen, daß Seine Excellenz, die Nase mit der Hand festhaltend, lange im Salon auf und ab schritt und einer längeren Rede der Präsidentin lauschte, welche eifrig zu ihm sprach. „Und wenn Alles so wäre, wie du mir sagtest," fuhr sie fort, „so können sämmtliche Gerichte des Landes ihn doch nicht wieder lebendig machen und zur Verantwortung ziehen. Welchen Nutzen brächte es dir also, die Sache an die große Glocke zu hängen, sie stadt- und landkundig zu machen? — Nutzen, du lieber Gott!" rief sie weinend. „Nur Schande, o welche Schande! Wird nicht die ganze Stadt mit Fingern auf uns deuten? O der Scandal!"

„Und meine Ehre als Chef der Polizei," sprach stehen bleibend der Präsident, wobei seine losgelassene Nase hoch empor fuhr.

„Und meine Ehre," sagte Auguste weinend. „Bin ich nicht unglücklich genug durch diese schreckliche Geschichte geworden!"

Der Präsident setzte abermals schweigend seinen Spaziergang fort und mit einem tiefen Seufzer blickte er auf die linke, immer noch leere Seite seines Frackes. „Eine allerhöchste Belohnung," redete er schwermüthig, „hätte mir diesmal nicht entgehen können. O ich war so nah daran." — Damit meinte er den Stern, nach dem er so lange geschmachtet. — „Wer weiß, wenn es wieder einem Hauptverbrecher gefällt, sich von mir einfangen zu lassen."

In diesem Augenblicke meldete der Bediente einen herrschaftlichen Jäger, welcher Seine Excellenz zu sprechen wünsche. Auf ein Kopfnicken des Letzteren trat Franz ein und übergab einen Brief, indem er sagte: „Von dem Herrn Baron von Brand."

Man kann sich denken, wie der Präsident bei dieser Meldung zurückfuhr und daß er mit zitternden Fingern das Couvert abriß. Auch schien ihn die Einlage desselben nicht zu beruhigen; es war ein einfaches Blatt, auf welchem die Worte standen: „der Baron von Brand gibt sich die Ehre, Seine Excellenz den Herrn Polizeipräsidenten daran zu erinnern, daß er heute Abend erwartet wird und zwar zu einem Whist à trois mit dem todten Mann."

— —

Im Hause des Commerzienrathes Erichsen hatte man in diesen Tagen ebenfalls eine Verlobung gefeiert, nicht so geräuschvoll wie bei Seiner Excellenz dem Kriegsminister, aber darum nicht minder herzlich. Zwar saß die Räthin auch bei dieser Veranlassung steif wie immer in ihrer Sophaecke, doch lag über ihren Zügen eine angenehme Weichheit, ihre Augen blickten freundlich und sie wandte den Kopf häufig nach der rechten Seite, wo Herr Staiger saß, an dem die alte Dame ihr besonderes Wohlgefallen zu finden schien. Der Mann hatte so ein gutes warmes Herz und ein ehrliches Gemüth, das sich bei jedem seiner Worte kund gab; dabei konnte er so angenehm erzählen, und bei dem, was er am heutigen Tage vorbrachte, kam es denn heraus, daß seine Eltern mit denen der Commerzienräthin vor langen Jahren in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß gestanden, was zu vernehmen der Madame Erichsen nicht gerade unlieb war.

Marianne hatte sich der Verlobten ihres Bruders herzlich und innig angenommen und liebte sie schon nach den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft wie eine Schwester. Ja, sie hatte der Commerzienräthin erklärt, da sie selbst keine Kinder habe, so wolle sie sich des guten armen Mädchens annehmen und mache sich ein wahres Vergnügen daraus, derselben eine glänzende Aussteuer zu geben.

Der Commerzienrath hatte sich wie immer Diner und Champagner wohl schmecken lassen und war glückselig, daß die verdrießlichen Geschichten in seinem Hause sich wieder anfingen aufzuklären und daß er Hoffnung hatte, nächstens wieder ein stilles und harmloses Leben führen zu können. Wenn auch leider alle Bemühungen gescheitert waren, um seine Schwiegertochter Bertha wieder in das Haus ihres Mannes zurück zu bringen, obgleich bis jetzt noch keine Scheidung erfolgt war, so hatte er dagegen einen Brief von seinem Schwiegersohn Herrn Alfons in der Tasche, worin sich dieser an seine Frau wandte, sein Unrecht vollkommen einsah und versprach, bei seiner Rückkunft — er hatte nämlich zu seiner Zerstreuung eine kleine Reise unternommen — so viel in seinen Kräften stände, Alles wieder gut machen zu wollen.

Auch bei diesem Diner fielen Toaste, und als das Dessert aufgesetzt wurde, ergriff sogar die Commerzienräthin ihr Glas, nachdem sie vorher, diesmal mit beiden Händen, auf den Tisch getrommelt und brachte die letzten Tropfen ihres Champagnerkelches allen denen zu, welche ihre Nebenmenschen ohne Neid und Mißgunst liebten, die statt gehässig die Fehler anderer aufzudecken, lieber deren gute Seiten hervorheben, die dabei Freunde der Wahrheit und Feinde jeglicher Verläumdung seien.

Ein Trinkspruch, zu welchem aus vollem Herzen Amen zu sagen auch wir uns gedrängt fühlen und mit uns gewiß der größte Theil unserer verehrlichen Leser.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Schluß.

Es ist sehr schwer, von dem Schluß einer Geschichte wie die vorliegende zu sprechen. Eine solche Geschichte schließt sich eigentlich nie ab. Die Wenigen ausgenommen, über deren Lebensende berichten zu müssen wir so unglücklich waren, befinden sich alle Uebrigen in Fülle der Gesundheit, und wenn es unsere Zeit und die Geduld des Lesers erlaubten, so könnten wir aus dem ferneren Leben und Treiben der aufgetretenen Personen noch eine Menge der allerschönsten, zur Mittheilung geeigneten Sklavengeschichten auffinden. Ein Erzähler darf aber nicht so gegen die Nachsicht seines Publikums sündigen, und es ist seine Schuldigkeit, so bald er glaubt, er habe sein Mögliches gethan, eine hübsche Gelegenheit zu ergreifen, um sich dem Leser zu empfehlen und sein Buch zu beschließen. Wir glauben dies in keinem passenderen Zeitpunkt thun zu können, als jetzt, und wollen nur mit wenigen Worten hinzufügen, was in der nächsten Zukunft

sich mit einigen der Personen zugetragen, die in unserer sehr wahrhaftigen Geschichte aufgetreten. Wir können dies um so weniger unterlassen, da hierbei noch ein paar kleine Sklavengeschichten zu Tag kommen, deren Details sich der Leser, wenn er gleiche Verhältnisse bei sich oder Andern sieht, am Besten selbst auszumalen im Stande sein wird.

Gewöhnlich folgt auf eine Verlobung die Hochzeit. So war es auch bei dem Grafen Fohrbach und Arthur Erichsen der Fall. Obgleich die Freundschaft dieser Beiden in gleicher Stärke fortdauerte, so hatten sie sich doch in letzter Zeit nicht so häufig gesehen wie früher. Zufällig aber war die Hochzeit beider Paare an demselben Tage, und fast zur gleichen Stunde verließen sie die Stadt, um eine längere Reise anzutreten. Graf Fohrbach zog gen Norden, wo seine Familie weitläufige Güter besaß, Arthur aber nach Italien, nach dem herrlichen Lande, das er schon lange zu sehen gewünscht. Der Abschied Clara's von ihrem Vater war ziemlich schmerzlich gewesen, denn Herr Staiger meinte, bei seinem Alter könne die Trennung von einem halben Jahre wohl zu einer ewigen werden. Doch bestätigte sich diesmal die Vermuthung des alten Herrn nicht, vielmehr als Clara nach der angegebenen Zeit zurückkehrte, fand sie ihn frisch und gesund wieder, obgleich nicht mehr in der Balkengasse, wo sie ihn verlassen. Die Commerzienräthin hatte nämlich ihren Schützling dem Gemahl dringend empfohlen, und die Folge davon war, daß Herr Staiger auf dem Kassenamt des großen Banquierhauses angestellt wurde, wo er vermöge seiner Ordnungsliebe und Rechtlichkeit die vortrefflichsten Dienste leistete.

Was man so Brautvisiten nennt, hatten Clara und Arthur vor ihrer Abreise nicht gemacht; als sie aber zurückkamen und ihr Haus einrichteten, zeigten sie dies *ihren* Freunden und Bekannten, sowie auch auf den Wunsch der Commerzienräthin denen des Erichsen'schen Hauses pflichtschuldigst an. Wenn sich aber manche stille Familie mit unversorgten Töchtern, die früher den Herrn Arthur Erichsen sehr hoch gehalten, sowie manche andere, die voll Neid und Mißgunst es der armen Clara nicht verzeihen konnten, daß sie nicht unter dem

Schutze irgend einer Rangklasse geboren, von dem jungen Paare zurückzogen, so verursachte ihnen das doch durchaus keinen Kummer. Sie lebten in einem freundlichen und ausgewählten Kreise, und Arthur war Philosoph genug, um über schiefe Blicke und vornehm gerümpfte Nasen herzlich zu lachen.

Um noch einen Augenblick beim Hause des Commerzienraths zu verweilen, so kehrte Herr Alfons wenige Tage nach der Verheirathung Arthurs von seiner Reise zurück. Doch hatte sich das Verhältniß zu seiner Frau gänzlich verwandelt; das Scepter, welches ihm an jenem Tage entfallen, hatte die kluge Frau ergriffen, und vom unumschränkten Herrn, auf dessen Winke und Stirnerunzeln sie sonst ängstlich Achtung gegeben, war er zum Sklaven herabgesunken, welcher sich den, obgleich nicht unbilligen Wünschen seiner Frau in aller Demuth fügte. Machte er je einmal einen Versuch, seine Ketten zu brechen, so trat die Commerzienräthin in's Mittel, und wenn sie ihre spitze Nase erhob, ihn mit den grauen Augen scharf anblickte und dazu auf dem Tische zu trommeln begann, so räumte er achselzuckend das Zimmer und begab sich in sein Comptoir, wo ihn dann oftmals der Commerzienrath zu trösten suchte, indem er sprach: „glauben Sie mir, es ist weit angenehmer für uns, wenn man die Weiber machen läßt; meine Frau hat mich und die Kinder nun schon an die dreißig Jahre regiert und ich habe mich recht wohl dabei befunden. Uebrigens sind die Metalliques und die Fünfprozentigen gestiegen, was eigentlich doch die Hauptsache ist."

Die Scheidung des Doktor Erichsen von seiner Frau war unerwartet auf ein Hinderniß gestoßen. Dieses Hinderniß bestand in der Weigerung der Madame Bertha selbst. Wir wissen, daß sie sich zu ihrer Mutter begeben, um sich, wie sie sagte, von ihrem Manne nicht länger wie eine Sklavin behandeln lassen zu müssen. Sie hatte sich ihr elterliches Haus und sich selbst noch ganz so wie früher gedacht, fand aber in Beiden gewaltig viel verändert. Sie konnte es nicht vergessen, daß sie ein Hauswesen gehabt und zwei liebe Kinder, und es noch viel weniger ertragen, daß sie, welche sich unbedingt die Erste gewesen, nun bei ihrer Frau Mama

die Dritte sein sollte. Wir sagen die Dritte, denn Mama, alt und grämlich geworden, hatte sich bei der Verheirathung ihrer Tochter eine Haushälterin zugelegt, ein großes, sehr dürres Frauenzimmer mit unbeschreiblich scharfer Zunge, welche das Hauswesen und ihre Gebieterin nicht nur beherrschte, sondern sogar tyrannisirte. Madame Bertha war noch nicht vier Wochen da, als sie sich schon unsäglich elend fühlte, denn die Launen der Mutter waren unerträglich, und die dürre Haushälterin schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, beständig von den Freuden des Ehestandes zu phantasiren, wobei sie versicherte, eine geschiedene Frau sei ein Unding und man wisse gar nicht, zu welcher Klasse der menschlichen Gesellschaft man sie eigentlich zählen solle. Hierauf fing Madame Bertha an, sich ihrem Hause wieder zu nähern, indem sie ihre Kinder häufig aber heimlich sah. Das ließ der Doktor, der es erfuhr, wohl geschehen; auch hätte er sich mit seinem weichen Herzen gern seiner Frau wieder genähert, doch als Arthur abreiste, hatte dieser ihm das Versprechen abgenommen, bis zu dessen Zurückkunft keinen Schritt zu thun, der von der Doktorin als annähernd betrachtet werden könnte, indem er gesagt: „wenn du zu bald nachgibst, so hast du in einem halben Jahre wieder dieselbe Geschichte.“

Herr Beil hatte von seinem Freunde Arthur den herzlichsten Abschied genommen, bevor er die Residenz verließ, um dem Auftrag des Herrn von Brand gemäß nach dem Gute der Baronin von W. zu fahren, deren Vermögen er in Zukunft zu verwalten hatte. Vorher überbrachte er aber noch das bewußte Paketchen der Tochter des Präsidenten, die dasselbe im Beisein ihrer Mutter erwartungsvoll öffnete. Es enthielt ein reiches Armband in Brillanten mit der Bitte des Barons, dieses Andenken von einem Freunde zu nehmen, dem leider traurige Verhältnisse nicht erlaubt, der schönen Auguste mehr als dies sein zu können. Fräulein Auguste hatte sich übrigens von dem harten Schlage, der sie betroffen, noch nicht gänzlich wieder erholt. Bei dem gewissen Hofball war die Mutter leider zu besorgt gewesen, die Brautschaft ihrer Tochter allzuvielen Menschen zu verkündigen, und da nun der Präsident, dem Rathe seiner Ge-

mahlin folgend, des Baron Brand nur als solchen gedachte, so sah sich Auguste genöthigt, Condolationen entgegen zu nehmen, die sich übrigens nicht lange nachher in Gratulationen verwandelten, als sie eine neue Brautschaft antrat, die diesmal ein glücklicheres Ende nahm.

Unmöglich können wir dem geneigten Leser verschweigen, daß es ferner den Bemühungen des Herrn Beil in seinen jetzigen besseren Verhältnissen gelungen war, seinem Freunde, dem ehemaligen Lehrling August, eine erträgliche Stelle zu verschaffen. Obgleich August ein gutes Gemüth hatte und nicht rachgierig war, so gehörte es doch zu seinen besonderen Vergnügungen und er rechnete es fast zu seinen Feiertagen, wenn er einen Bestellzettel oder dergleichen der Firma Johann Christian Blaffer und Compagnie zu überbringen hatte. Dies Geschaft war von zwei jungen Leuten angekauft worden, welche der eingegangenen Bedingung gemäß den ehemaligen Chef der Handlung als letzten Commis beibehalten mußten. Die Gefühle, mit welchen Herr Blaffer an seinem Pulte saß, brauchen wir nicht zu schildern; beinahe wahnsinnig preßte er seine mageren Hände vor die Stirne, wenn August in das Comptoir trat, und er sich nun um so lebhafter der früheren Zeiten erinnerte, seines Lehrlings und des verschwundenen Mädchens, von welchem man übrigens nichts mehr gehört.

Als Graf Fohrbach am Tage seiner Hochzeit die Stadt verließ, geschah dies in einem großen, schweren Reisewagen, auf dessen hinterem Bock der Jäger Franz Karner saß, sowie Henriette, die Kammerjungfer der jungen Gräfin. Da Diener und Dienerin sich erst kürzlich kennen gelernt hatten, so fand zwischen ihnen keine lebhafte Unterhaltung statt. Sie blickte rechts und er links, zuerst auf die Häuser, an denen sie vorbeifuhren, dann auf die Pappeln der Allee und was ihnen sonst noch begegnete. Auf der zweiten Station — der Ort hieß Königshofen — sprang Graf Fohrbach aus dem Wagen und fragte seinen Jäger, der ihm den Schlag öffnete: „nicht wahr, da hinaus ginget ihr?“ Dabei zeigte er auf den Wald, der sich hinter dem Dorfe erhob. — „So ist's, Euer Erlaucht,“ erwiderte der Jäger und als er wieder auf seinen hohen

Sitz geklettert war, blieb er aufrecht stehen, und starrte lange, lange nach dem Wald hinüber, — er hätte gar zu gern die Lichtung noch einmal gesehen. Der Wagen rollte aber unaufhaltsam dahin, und bald legten sich andere Berge und Wälder zwischen ihn und jenen verhängnißvollen Platz. Derselbe ward aber doch Veranlassung, daß Franz mit der Kammerjungfer ein Gespräch anknüpfte. Sein Herz war zu voll, er mußte, wenn auch fremd thuend, von jenem unglücklichen Morgen sowie von einem gewissen Baron Brand, der hier geendet, mir dem Mädchen sprechen. Wie erstaunte er aber, daß diese die Geschichte fast so genau wußte wie er selbst, ja daß sie den Baron Brand zu kennen und die innigste, herzlichste Theilnahme an seinem Schicksal zu nehmen schien. Ein Wort gab das andere, und da Leute, welche auf einem engen Wagensitze so den ganzen Tag mit einander fahren, leicht zu Mittheilungen geneigt sind, so erzählten sie sich Beide noch im Laufe des Nachmittags ihre Schicksale, daß er sowohl Kammerjungfer als Jäger an ein und demselben Morgen dem Grafen Fohrbach empfohlen.

So fuhren sie dahin und es war spät am Nachmittage, als der Wagen vor einem Wirthshause umgespannt wurde, in dem sich ziemlich viele Gäste befanden, welche durch ein Harfenmädchen unterhalten wurden, die mit lauter Stimme allerlei lustige Lieder sang. Als die Künstlerin den Wagen heranrollen hörte, kam sie vor das Haus, fuhr aber plötzlich wieder zurück, als sie das Gesicht der Dame im Wagen gesehen hatte. Doch bemerkte man, wie sie ihre Harfe in das Zimmer hinstellte, und dann dieses sowie das Haus durch eine Hinterthüre verließ. Gleich darauf fühlte Henriette, daß sie Jemand an ihrem Mantel zupfe. Sie wandte sich um und schaute in das lustige Gesicht ihrer ehemaligen Gefährtin, welche ihr lachend die Hand reichte. „Siehst du," sagte dieselbe, „uns Beiden ist es nach Wunsch gegangen. Du fühlst dich glücklich in den Fesseln deines Dienstes, und ich mich nicht minder mit meiner Harfe in der prächtigen Freiheit."

Der Jäger war nicht wenig überrascht, Nanette, die er wohl kannte, hier wieder zu sehen, und auch das Mädchen schien sich herzlich über die Begegnung zu freuen. „Es ist auch sonst noch ein

Bekannter von uns hier," flüsterte sie ihm zu, „Mathias, aber er liegt noch immer krank an seiner Wunde darnieder. Freilich geht's ihm besser, doch hat ihn die Nachricht, daß man den Wirth zum Fuchsbau eingesteckt und daß er, den er so sehr geliebt, elend umgekommen sei, wieder auf's Neue sehr darniedergeworfen."

„Sag' ihm meinen Gruß," antwortete Franz, „und zu gleicher Zeit, daß die Nachricht von ihm falsch sei. Er ist wohl verschwunden, aber nicht elend umgekommen."

„Das wird ihn erheitern," versetzte das Harfenmädchen. „Jetzt aber lebt wohl, eure Pferde sind angespannt."

„Leb wohl!" sagten Henriette und der Jäger, und Beide drückten der Andern herzlich die Hand. Letzterer ließ seine Geldbörse darin zurück, indem er sagte: „es ist für Mathias, er soll sich pflegen, und wenn er das Vergangene vergessen kann, so wird es mir vielleicht möglich sein, später mehr für ihn zu thun."

Dahin flog der Wagen, Jäger und Kammerjungfer sprachen lange nichts mit einander, aber in dem Wirthshaus ertönte gleich darauf wieder lustig wie früher Harfe und Gesang.

Was nun den Fuchsbau anbelangt, nach dessen finsteren Räumen uns der geneigte Leser schon öfters freundlich begleitet, so wurde er vom Staate angekauft und zu einem Arbeitshause für weibliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft eingerichtet, welche durch bösen Lebenswandel der wachenden Gerechtigkeit Veranlassung gaben, sich um ihr Privatleben zu bekümmern. Leider können wir aber nicht verschweigen, daß sich noch vor Ablauf eines Jahrs, von dem Zeitpunkt an gerechnet, an welchem unsere wahrhaftige Geschichte schließt, einige unserer Bekannten dort ein Rendezvous gaben, und zwar Madame Becker, Madame Wundel und deren Tochter Emilie, leider jedoch nicht zu Kaffee und Punsch, wohl aber zu Wasser und Brod und sehr dünner Erbsensuppe. Das uns wohl bekannte Gemach mit der braunen Decke und den gleichen Holzwänden gehörte zur Wohnung des Aufsehers, doch liebte dieser das Gemach nicht besonders. Er behauptete; es sei unheimlich da, und wenn er bei fest verschlossenen Fenstern und Thüren zuweilen am Kamin sitze, so spüre er hinter sich einen Zugwind, von dem er durchaus nicht ermitteln könne, woher er komme.

Deßhalb vermied er endlich dies Zimmer, verschloß es am Ende gänzlich und sprach nur achselzuckend davon.

Der Wirth zum Fuchsbau war allerdings eingesteckt worden, auch hatte man ihm für einige Zeit ein wohl verwahrtes Quartier verschafft, ihm aber weiter nichts anhaben können. Herr Scharffer läugnete hartnäckig, beweisen konnte man ihm nur, daß er zweideutige Gesellen beherbergte, auch der Diebshehlerei nicht fremd gewesen, und so kam er mit einem halbjährigen Gefängniß davon. Er verließ dasselbe mit noch stärkerem Backenbart, im Uebrigen aber sehr abgemagert.

Nicht so gut erging es dem Herrn Sträuber. Nach und nach kamen die meisten seiner kleinen Liebhabereien und Phantasien an den Tag. Seine Taschendiebereien und Gelüste nach den Ohrringen wehrloser Kinder hätten ihn aber wohl nur auf ein paar Jahre in's Zuchthaus gebracht; doch wie auf dieser Welt eins dem Andern folgt, so erschien nach und nach die Correspondenz, welche er im Auftrag des Meister Schwemmer für den schwunghaft betriebenen Kinder- und Menschenhandel geführt. Darauf wurde das Verhältniß dieser beiden würdigen Herren selbst näher beleuchtet, und Herr Sträuber vermochte es im Laufe der Untersuchung nicht, sich von der Anschuldigung frei zu machen, als habe er in Gemeinschaft mit der Dame Schwemmer, dem natürlichen Laufe vorgreifend, den Ehegemahl der Letzteren früher zu den Freuden und Leiden des Jenseits verholfen. Es war eine Strafanstalt für schwere Verbrecher, welche eine ihrer stillen Zellen dem Herrn Sträuber öffnete. Er mußte den schwarzen Frack und die baumwollenen Handschuhe für immer ablegen, sein vornehmer Anstand und seine feine Bildung verschwanden gänzlich unter dem groben Sträflingsgewand, und da sein hochfliegender Geist sich lange nicht herablassen wollte, die Handgriffe des Wollspinnens zu erfassen, so war die verdrießliche Folge hievon, daß er Dunkelarrest, Hunger und Prügel kennen lernte, — sehr unangenehme Zuthaten zum Gefängnißleben.

Mademoiselle Therese hatte bei jener Theatervorstellung, die so traurig für die unglückliche Marie geendet, zum letzten Mal getanzt. Sie war um ihren Abschied eingekommen, hatte ihn auch erhalten

und reichte nun dem Herrn Berger ihre Hand. Daß sie den Entschluß, mit ihrem Gemahl ein kleines Stück Sklavenleben aufzuführen, im weitesten Umfange verwirklichte, kann uns der geneigte Leser auf's Wort glauben. Doch schien sich Herr Berger nicht übel dabei zu befinden, wenigstens nahm er körperlich zu und wurde aus einem dürren, grämlichen Manne, ein wohlbeleibter und freundlicher Herr. Therese dagegen blieb sich gleich und behielt ihre schöne Taille.

Die Hochzeit des Paares war wenige Tage, nachdem Arthur abgereist, mit außerordentlichem Glanze gefeiert worden. Die Tänzerin hatte befohlen, daß eine Deputation ihrer ehemaligen Colleginnen dabei sein müsse, vor allen Dingen aber Schwindelmann, Herr Hammer, Richard und Schellinger. Fritz, der Theaterfriseur, war nicht so glücklich gewesen, eine Einladung zu bekommen, hatte es aber doch nicht unterlassen, das Haar der schönen Braut, wohl zum letzten Mal, wie er seufzend gesagt, an ihrem Hochzeitstage zu ordnen. Daß Therese in ihrem weißen Atlaßkleid, den Spitzenschleier im grünen Myrthenkranz, wie eine Fürstin aussah, versteht sich von selbst. Herr Berger hörte auch mit Wohlgefallen, wie man ihre prächtige Gestalt bewunderte und ihn glücklich pries. Auch der Hochzeitsschmaus ging sehr lustig vorüber, und unter allen Anwesenden sah man nur zwei Gesichter mit trüben Mienen. Das waren Richard und Schwindelmann; Letzterer versicherte fast weinend, man könne es gar nicht glauben, wie ihm jetzt sein Geschäft verleidet werde. „Die Clara fort, die arme Marie nicht mehr da, und jetzt auch noch Mademoiselle Therese, die uns verläßt. Es ist Alles aus," seufzte er, „nichts mehr bei dem Ballet; solche, wie diese drei kommen nicht wieder." Dabei sprach er die Absicht aus, sich nächstens zur Stelle des Anführers der Statisten zu melden, indem er meinte, „die wechseln ohnedies jeden Tag und da hängt man doch sein Herz an gar nichts." Was Richard anbelangte, so konnte man ihn eigentlich nicht zu den Hochzeitsgästen rechnen, denn er kam nur auf wenige Augenblicke, um der Braut zu gratuliren und sich dann, wohl für immer, von ihr und den andern Freunden zu verabschieden. Er hatte seine Stelle beim Theater aufgegeben und war im Begriff, nach Amerika auszuwandern. „Hier thut sich's nicht mehr," sagte er zu Therese, „und wenn ich das Theater

nur von außen ansehe, so drückt es mir die Brust zusammen und zerbricht mir fast das Herz." Es war mit dem schönen und kräftigen Mann seit jener Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Seine glänzenden Augen waren eingefallen, seine sonst so blühenden Wangen blaß geworden, und er, der sonst rührig war wie Keiner, konnte nun stundenlang in irgend eine Ecke starren, an seiner Unterlippe nagend. Er drückte der schönen Braut herzlich die Hand, sprach einige Worte mit dem alten Herrn Hammer und winkte alsdann Schwindelmann und Schellinger, die sich für eine kleine halbe Stunde entschuldigten und dann mit ihm fortgingen.

Es war in später Nachmittagsstunde, und die Drei schritten neben einander durch die Straßen dahin, Richard aufrecht in der Mitte, zu seiner Rechten Schwindelmann, der besonders wehmüthig gestimmt war und von Zeit zu Zeit heftig schluckte, zu seiner Linken der Garderobe-Gehülfe, welcher den Oberkörper vorne überhielt und seiner Gewohnheit gemäß die Hände auf dem Rücken hatte. Schweigend gingen sie so mit einander fort, durch eine Straße um die andere, endlich durch das Thor, bis sie einige hundert Schritte vor demselben an ein eisernes Gitter kamen, durch welches man allerlei Kreuze und Steine blinken sah. „Folgt mir nur," sagte Richard mit leiser Stimme, „ich weiß schon, wo sie liegt." Damit schritten sie über die Gräber dahin und kamen endlich an einen kleinen Hügel, auf welchem ein einfaches hölzernes Kreuz stand, über das ein frischer Immergrünkranz hing. Hier blieben alle Drei mit gefalteten Händen stehen, der alte Schellinger zog die Augenbrauen in die Höhe und bemühte sich, seine Wehmuth zu verbergen, während dem weicheren Schwindelmann die Thränen über die Wangen herabtropften. Der Himmel war den ganzen Tag mit finstern Wolken bedeckt gewesen, die sich jetzt eben am Horizont ein wenig erhoben und der glühenden Abendsonne erlaubten, einen letzten glänzenden Blick auf das einsame Grab zu werfen. Dabei erhob sich ein leichter Wind, der Kranz von Immergrün rauschte, die Gläser schliffen an einander und flüsterten. — — „Amen!" sprach Richard. Dann bückte er sich nieder, brach ein paar Zweige Immergrün ab und nahm eine Hand voll Erde von dem Grabe. „Das soll man mir später einmal in das letzte Kopfkissen nähen," sagte er dann.

Schwindelmann wischte sich die Augen, und als sich die Drei zum Weggehen anschickten, zeigte er auf ein eingesunkenes Grab, nicht weit von dem anderen und sagte: „dort liegt die arme Nähterin. Wißt ihr, dieselbe, der ihr damals geholfen, ihr Kind wieder zu verschaffen.“

„Wo?“ fragte der Zimmermann.

„Hier, Richard.“

Da war kein Kreuz zu sehen, nur ein kaum bemerklicher Erdhügel ohne Blumen, selbst ohne Gras.

„Wo ist denn das Kind geblieben?“ fragte Richard nach einer Pause.

„O es ist gut versorgt worden,“ entgegnete Schwindelmann. „Herr Arthur Erichsen hat sich seiner angenommen und es geht ihm ganz vortrefflich.“

Bei diesen Worten zuckte ein gewaltiger Schmerz auf dem Gesichte Richards, und er sprach mit dumpfer Stimme: „die Marie hat mir einmal erzählt, daß jene Nähterin ihr gesagt: „wenn du einmal glücklich verheirathet bist und du siehst mein armes Kind an einer Ecke stehen, so schenk ihm ein Almosen. — O Gott! und nun liegen Beide hier!“

Schweigend, wie sie gekommen, schritten die Drei wieder nach der Stadt zurück, durch die dunkeln Straßen bis an den Gasthof, wo die Hochzeit gehalten wurde. Hier war es glänzend erleuchtet, und lustige Tanzmusik schallte in die Nacht hinaus.

„Ich mag nicht mehr hinauf gehen,“ meinte Richard; „sagt meinem Vater, daß ich ihn zu Haus erwarte. Euch seh' ich auch wohl noch. Um eilf Uhr fährt der Wagen ab, und bis dahin wird die Geschichte oben fertig sein.“ Er reichte Beiden eine Hand, und schritt alsdann, ohne sich umzusehen, nach Hause.

* * *

Die freundlichen Leser einer längeren Geschichte wie die vorliegende sind den Theilnehmern an einer Landpartie zu vergleichen. Beim ersten Grauen des Morgens, sobald man die Thore der Stadt hinter sich hat, hier beim Anfang des ersten Kapitels, ist die Schaar der Lustwandelnden dicht geschlossen; wohlgeordnet und emsig geht es fort über Berg und Thal, Sonnenschein oder Regen entgegen, und wie dort das lachende, muntere Völkchen über die heiße Chaussee dahinzieht oder durch den Schatten des Waldes, so laufen hier emsig die blitzenden Augen über die Blätter des Buchs, durch die Linien frisch und wohlgemuth. Bei manchen der da draußen Wandelnden ebenso wie bei den Lesern ist indessen der Reiz der Neuheit bald vorbei; sie blicken seufzend auf den Weg, den sie noch zurückzulegen haben, und die bunten Bilder, die sich vor ihnen aufrollen, sind ihnen schon entleidet. Diesem ist die Fläche, die er durchwandern muß, zu einförmig, Jenem zu abwechselnd; dem Einen scheint die Sonne zu hell, der Andere ärgert sich über die finsteren Wolken, die am Horizont emporsteigen; auch gefallen ihm nicht die Gesichter, die ihm begegnen, oder die Kleidung der Leute, denen sie angehören; bald scheinen sie ihm zu geputzt, zu geziert, bald gar zu sehr bedeckt mit dem Schmutze dieses Lebens. Unmuthig seufzt der Spaziergänger auf der staubigen Straße und der Leser mit dem Buche in der Hand. Er findet Kameraden, die wie er denken und die sich stillschweigend verbinden, langsam zurückzubleiben. Manche werden schon nach den ersten Kapiteln zu Marodeurs, Andere bei der ersten Rast, hier am Schluß des ersten Bandes. Die Zurückbleibenden folgen nicht mehr dem Winke des Voranmarschirenden, sie lagern hier und dort an der Straße, und da böses Beispiel ansteckend ist, so werden der Marodeurs immer mehrere, je mehr man sich dem Ziel der Reise nähert. Viele gehen nicht weiter als bis zum Schluß des zweiten Bandes, Andere schauen noch in den dritten hinein; da aber der Anfang desselben nicht ganz ihren Erwartungen entspricht, so schlagen sie ihn ungeduldig zu und wenden sich mißmuthig ab. Wenige halten aus bis zum Schluß, diese Wenigen aber sind die Freude des Führers, und wenn er sich am Ziele angekommen nun ebenfalls ausruhend niederläßt und zurückblickt auf den Weg, den er durchlaufen, so belobt

er die freundlich, die fest bei ihm ausgehalten und entschuldigt den langen Marsch, den er ihnen zugemuthet, indem er ihnen sagt, wenn derselbe auch vielleicht nicht so ganz nach ihren Wünschen ausgefallen sei, so habe doch gewiß Jeder etwas gefunden, was sein Herz erfreut, sei es nun ein glänzender Stein, eine bunte Blume, ein Blick in den düstern Wald oder auf ein offenes, von der Sonne beschienenes Thal. Dabei bedankt er sich für gütige Theilnahme und versicherte Denen, die bei ihm ausgehalten, wenn er nächstens wieder einen Spaziergang vorschlage, so wolle er sich nach besten Kräften bemühen, eine schönere Gegend zu finden, einen angenehmeren Pfad mit noch mehr Abwechslungen, durch Wärme, Kälte, Sonne, Regen, Staub, Nässe Licht und Schatten, eine wahre Musterkarte, auf der jeder sich aussuchen könne, was ihm gerade am meisten behage oder was am Besten für ihn passe. Und das sind auch für diesmal meine letzten Worte an dich, freundlicher und wohlgeneigter Leser.